P.O. germ. 1415 g

Staub

pseud. f. Jacob Staub

Drei Tage

aus dem

Leben eines Zürcherischen Geistlichen.

Ein

geschichtlicher Roman für das Volk,

von

Hans Lebrecht,

dem Verfasser der „Drei Nächte“ 2c.

Zürich und Winterthur,

Verlag des literarischen Comptoirs.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Hegner.

Dem

Zürcherischen Glaubenskomite

von 1839,

glorreichen Angedenkens,

mit all der gebührenden Achtung

gewidmet

von dem

Verfasser.

Vorwort.

Diese Novelle ruht auf streng geschichtlichem Grunde; die einzelnen Daten aber wurden, wo die künstlerische Behandlung es gebot, nicht chronologisch genau gehalten.

Der Verfasser.

Vorwort.

Diese Novelle ruht auf festem geschichtlichem Grunde; die einzelnen Züge aber wurden, wo die künstlerische Behandlung es erlaubt, auch geschichtlich genau gehalten.

Der Verfasser.

Erster Tag.

20. Mai 1804.

Der Flüchtling.

I.

Wie doch der Sonntag so wunderstill, so wunderfreundlich erwacht! Leise breitet er seinen Fittig über Dorf und Flur. Vom Kirchthurm im Thale schlägts 3 Uhr. Das Dorf Kronach ruht noch im tiefsten Schlafe; nur in seinen Baumgärten erklingt das Morgenlied der Vögel und das Grillen der Heimchen.

Wer aber ist der frühe Wanderer, der dort aus dem Walde tritt? Scheu, zögernden Schrittes, schleicht er an Hecken und im Schatten der Bäume hin, dem einsamen Tobelhof zu. Warum so bleich und abgezehrt, du jugendlicher Mann? Jagt das böse Gewissen dich, gleich einem Kain in die Wälder? Nein! das sind nicht die Züge eines Verbrechers, das ist nicht das Auge eines frechen Sünders: das ist das Bild des Hungers, des unverschuldeten Elends! O Gott! deine Hand liegt schwer auf unserm blutenden Vaterlande. Gewiß ist dieser Arme auch Einer der Gehetzten, auch Einer, dem die Rüden unserer „gnädigen Herren und Obern" auf den Fersen sind, weil er vom Baume der Erkenntniß zu pflücken verlangte. Sieh! Jetzt hat er den Hof erreicht. Er umschleicht die Scheune, das Haus, und späht nach Jemandem. Im Schopfe kräht gellend der Haushahn seinen Wächterruf. Der Fremde schrickt darob heftig zusammen, und will sich hinter einen Bretterstoß flüchten. Da fällt ein Stück Holz mit Geräusch zur Erde, und schnaubend und bellend stürzt der zottige Kettenhund aus seiner Hütte. Als obs der böse Feind wäre, so springt der Fremdling mit sträubenden Haaren auf, durch die üppigen Kornfelder, über

Aecker und Wiesen, über Hecken und Gräben dem bergenden Walde zu.

Tief in demselben, zwischen dichtem Schlehgedörn und stachlichtem Brombeergesträuche kauert indessen ein gebeugtes, graues Mütterchen auf der Erde, das müde Haupt auf die Brust gesenkt.

Da raschelts plötzlich durch das Gestrüpp, und unser Flüchtling wirft sich athemlos an der Seite des Weibes auf das thaunasse Moos.

„Ach, Hans! kommst wieder leer?“ frägt die Alte.

„„Leer und immer leer!““

„Du, mein Herrgott! so haben wir heute wieder einen sauren Fasttag, und ich fühle mich zerschlagen an Leib und Seele. Ach, ist dir ein Hase über den Weg gelaufen? Hat eine Elster Unglück über uns gekrächzt? oder was ist's sonst, das dich so schnell wieder hergetrieben?

„„Unser Teufel, Mutter, das Mißgeschick, hat mich wieder zurück gejagt!““

„Was lachst du so fürchterlich? Sind Leute im Walde?“

„„Nein, nein! das nicht. Seid ruhig! Aber fasten müssen wir heute, das ist richtig. Wir sind auch diese Nacht wieder irre gelaufen, denn ich kenne die Gegend nicht. Ein wohlhäbiges Dorf und einzelne Bauernhöfe liegen im Thale. Ich schlich auf ein Haus im Felde zu, glaubte, es werde vielleicht etwa eine Magd schon aufgestanden sein, und wollte sie um Speise bitten. Weibsbilder haben ja oft Mitleid mit dem Unglücklichen. Der Hofhund hat mit seinem Bellen mich wieder in den Wald zurückgeschreckt.““

„Gott sei Lob und Dank gesagt! Du thörichter Mensch, wolltest am frühen Sonntagsmorgen zuerst einem Weibsbild begegnen? Weißt du, daß das dein Unglück wäre?“

Der Sohn schüttelt schweigend nnd zweifelnd das Haupt, und wirft sich dann, das Angesicht im Moos bergend, zur Erde hin.

„Nicht!“ schmält die Mutter fort: „Will das Ei wieder

klüger sein als die Henne? Daran sind die abscheulichen Weltbücher-schuld; die haben das Unglück gebracht über dich und über euch Alle. Hätt' ich dir doch den Willen nicht gelassen! Hätt' ich doch alle die Höllenpapiere verbrannt, so säßen wir jetzt noch ruhig und genügsam daheim in unserer Hütte, müßten nicht in fremdem Walde verhungern!"

„„Säßen daheim, und küßten die Ruthe, die uns blutrünstig schlägt; beugten das Knie vor unserm „gnädigen" Herrn Statthalter, der die Unschuldigen schindet, und bauten im Schweiße unsers Angesichts den Acker für unsere „Herren und Oberen" in der Stadt, die uns dafür mit einem Fußtritt lohnen. Mutter, daß ich Theil nahm an Willis Unternehmen, gereut mich nicht, würde mich auch auf dem Schaffot nicht gereuen. Vor unsern tirannischen Machthabern habe ich ein Verbrechen begangen, vor Gott nicht. Laßt es drum gut sein! Ich verlasse Euch nicht, bis Ihr bei Freunden seid und ein Obdach habt. Noch einen einzigen Tag haben wir zu dulden; morgen wills Gott! sind wir über der Grenze und gerettet.""

„Schau, Hans, die Füße schmerzen, der Magen bettelt, die Seele will in Angst und Furcht vergehen, ist's da ein Wunder, wenn man murrt? Hab' ich dich nicht unter meinem Herzen getragen? Bist du nicht mein eigen Fleisch und Blut, mein Augapfel, mein Liebling? O ich segne dich mit meinem besten Segen! Und im h. Bibelbuche stehts ja geschrieben: „„Der Mutter Segen bauet den Kindern Häuser.""

„So, Mutter! so höre ich Euch gern," entgegnet der Sohn und drückt ihr die Hand.

„Weiß's wohl, mein unglücklicher, armer Hans! hast immer das fünfte Gebot vor Augen gehabt, warst immer ein gutes Kind, und wäre nicht das himmelschreiende Elend über uns und so manchen guten Menschen hereingebrochen, so hättest du mich in meinen alten Tagen gepflegt, hättest mein graues Haupt weich gebettet, und deine Liebe hätte mir in meinem letzten Stündlein sanft die

müden Augen zugedrückt. Jetzt ist Alles, Alles hin! Vielleicht stirbst du im Zuchthaus, ich in irgend einem Waldwinkel, Beide verlassen von der Welt, vom Glück und jeder Hoffnung. O ich danke Gott, daß dein seliger Vater das Elend nicht erlebt hat. Ach, wenn er's wüßte! wenn er's wüßte!"

„„Laßt das Weinen! laßt das Jammern! Traut auf Gott, denn er verläßt die Seinen nicht.""

„Welch eine Zeit der Freude wars, da wir noch zufrieden und ruhig daheim saßen in unserm stillen Häuschen, von Gott gesegnet mit Speise und Trank, mit Kleidung und manchem ersparten Gulden. Wo wir noch so genügsam unsern Acker bauten, und mit jedem Menschen Frieden hatten. Da kommt das Elend, Krieg und Kriegsgeschrei, Mord und Greuel in unser Dorf. Die Ungerechtigkeit wird Meister, Blut fließt in Strömen. Unsre Kinder wandern auf die Richtstätte, ins Zuchthaus, oder fliehen aus dem Vaterlande. Du auch, mein einzig Herzblatt, meines Alters Stab und Stütze, du mußt das ausgeplünderte Vaterhaus, die alte Mutter bei Nacht und Nebel verlassen, über Berg und Thal dich flüchten, als wärest du ein Judas, ein Barrabas. Mich, die schwache unschuldige Frau haben die Soldaten bis aufs Blut gepeitscht, haben mich eine rothäugige Hexe geschmäht, haben mich mit wundem Leibe, eine Bettlerinn, in die Nacht hinausgestoßen."

„„Und Gott, der Gerechte, schwieg; er schlug die Ruchlosen, die Unmenschen nicht zur Erde mit all seinen Donnern!""

„Wäre ich doch eine Hexe! Wäre ich eingeweiht in die geheime, wundersame Kunst! Sie sollten ihren Lohn dahin haben, die Blutsäufer."

„„O, die Vaterlandsstreiter bekommen ihren Lohn! Silberne und goldene Medaillen lassen die „gnädigen" Herren für sie schlagen.""

„Nicht die fremden Blutmenschen allein, die eigenen Gemeindskinder haben mich verstoßen, und das thut weher, als die Schläge. Da ich wimmernd bei den Nachbarinnen um Obdach flehte, so hießen sie mich eine Hexenmutter, eine Rebelliererinn

und wünschten mich ins Höllenreich, hetzten mich mit Hunden von den Thüren."

„„Bis Euch meine treue Grithe im Berg aufnahm. Vergelte ihr Gott die Liebesthat!""

„Aber auch da verrathen, von Aristokratenknechten verfolgt, weil du als ein eifriger Patriot bekannt warst und auf der Bocken mitgefochten hattest, mußte ich fort über Berg und Thal, bis du mich endlich fandest, bettelnd um ein Stücklein Brod."

„„Als hinter Einsiedeln der flüchtige Hauser mir von Eurem Elend und den Mißhandlungen erzählte, da hielt mich Nichts mehr. Ich achtete nicht Zuchthaus, nicht das Henkerschwert. Ich mußte Euch finden, mußte Euch ins Thurgau zum Vetter geleiten, und Gottlob! noch eine Nacht und wir Beide sind in Sicherheit.""

„Wärest du doch dort geblieben! Aus den untrüglichen Karten habe ichs gelesen, daß ein neues, großes Unglück dir und mir nahe ist. Wärest du in Einsiedeln geblieben, und hättest mich der Vorsehung überlassen!"

„„Ach, Mutter, geht mir mit Euern Karten! Der Mensch macht sich sein Schicksal selbst.""

„Gotteslästerer! Eine höhere Hand bestimmt des Menschen Schicksal schon bei seinem Werden: „Alle Haare auf Euerm Haupte sind gezählet," und „Es fällt kein Sperling ohne des Herren Wille vom Dache."

„„Horcht! Herr Gott! Was ist das?""

Ein Hase hüpft raschelnd durch das Gebüsch, und als er die beiden Menschen erschaut, setzt er sich furchtlos auf die hintern Läufe, macht einige Männchen, und jagt dann plötzlich waldein. Der Sohn war mit Schrecken aufgesprungen, da er in dem Geräusch einen Verräther fürchtete. Die Fäuste geballt, die höchste Spannung im hagern Angesicht, schaute er ringsum. Als er das kleine Waldthier erblickt, seufzt er schwer auf, und läßt sich langsam zur Erde nieder: „Wäre doch die Nacht schon da!" sagt er traurig: „O wie lange wird uns dieser Tag werden!"

„Wie mich schrecklich hungert, Hans!“ klagt die Alte: „Seit 4 Tagen Nichts über die Zunge gebracht, als eine erbettelte Brodrinde und einige grüne Waldbeeren. Wie die wunden Füße schmerzen vom beschwerlichen Marsch in der vergangenen Nacht. Lege mir doch frische Blätter auf, mein Kind!“

Indessen der Sohn mit seinem Taschenmesser einige Wurzeln ausgräbt, mit zwei Steinen dieselben zermalmt, dann das Zerstampfte auf grüne Blätter breitet, die mit Lumpen umwickelten, mit Blasen und Wunden bedeckten Füße der Mutter entblößt und wieder verbindet, klagt das Weib schluchzend fort:

„O und doch brennt der Hunger, brennen die Wunden nicht so schmerzlich, wie der Hohn, wie die Schimpfworte der Menschen mir auf der Seele brennen! „Hexe,“ „Hexenvettel“ haben sie mich geheißen! Was kann ich für die rothen, schwachen Augen, die mir das Alter gebracht? Ach, ich weiß eine Zeit', wo sie mild und freundlich erglänzten in Jugendlust und Lebensfreude. Was kann ich für den gekrümmten Rücken? Einst war er gerade, wie die Tanne dort, diese grauen Haare waren blond und zart, wie Seide, diese hagern Wangen blühten, gleich Frühlingsrosen, voll und gesund. Damals, ja damals nannte mich dein Vater auch eine Hexe, die es ihm angethan hätte, und ich hörte das gerne, denn ich hatte ihn so lieb, so unendlich lieb. Jetzt ist Alles hin, Alles anders! — O Hans, die Füße, die Füße! Wie es schmerzt! Und eine „Rebelliererinn“ haben sie mich auch geheißen. Waren doch selbst sie nichts Anderes; denn der Weber und der Ehgaumer, der Joggi und der Babi sind, wie du, gewaffnet auf Wädensweil zum Willi gezogen; aber sie opferten mich auf, die schlechten Menschen, weil die Soldaten in ihren Häusern lagen. Ach, wie mich hungert! Hast kein Rindchen mehr in der Tasche, Hans?“

Hans schüttelte traurig den Kopf; dann plötzlich einen Entschluß fassend, richtete er sich rasch auf: „Gott wird helfen, Mut-

ter! Ich spähe noch einmal hinaus aufs Feld; vielleicht zeigt mir der Himmel Hülfe."

„Nein, um Gotteswillen, nein! Thu' das nicht!" kreisch die Alte auf.

Aber der Sohn war schon durch die Gesträuche fortgerannt. „Hans! Mein unglücklich Kind! du rennst deinem Verderben entgegen!" schreit ihm die Mutter nach. Aber Hans hörte nicht mehr. Sie war allein mit ihrer Angst und ihren Schmerzen. Halb verzweifelnd will sie sich aufrichten, will ihm nach und ihm sagen, daß sie ja nicht hungere, daß er in den schirmenden Wald zurückkehren solle; aber sie vermag sich nicht auf den wunden Füßen zu erhalten. — Im Dorfe schlägts 4 Uhr, und die Betglocke sendet ihre reinen Klänge aus dem Thale herauf in den Wald. Händeringend betet die Alte: „In großer Noth ruf' ich zu dir ꝛc."

Das Gebet verschaffte ihr keine Erleichterung, Hans kehrte noch immer nicht zurück, und vom Thale her glaubte sie oft Stimmen zu hören. In dieser großen Unruhe fällt ihr ein neues Mittel bei, das sie vielleicht trösten könnte. Aus dem Mieder zieht sie ein französisch Kartenspiel hervor, mischelt dasselbe mit fieberhafter Schnelligkeit, murmelt schluchzend eine kauderwelsche Redeformel her, zeichnet mit dem Finger drei Kreuze über das Spiel, mischelt es wieder, indem sie eintönig singt:

„Kartenwelt, Zauberwelt,
zeige mir, was dir gefällt;
schenke reinen Wein mir ein,
mein Hans der soll Herzdame sein."

„Im Namen Gottes des ꝛc."

Nun breitet sie Karte um Karte auf das Moos hin, immer 6 neben einander; dann fängt sie bei der Ersten an zu zählen: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben: Schippen-Neun, bedeutet einen Brief. — Eins — — sieben: Herz-König, bedeutet einen gewaltigen Herrn. — Eins — sieben: Caro-Bub, einen Häscher. — Eins — sieben: Herz-Dame! mein armer Hans! —

Eins — sieben: Schippen-Bub, wieder einen Häscher! Großer Gott! lauter Unglück und Herzeleid! Gefangen, gefangen! Mein Kind! Mein Kind!" Und in Verzweiflung wirft sie sich halb sinnlos auf ihre Karten hin.

Indessen ist der Sohn am Rande des Waldes angekommen. Vorsichtig späht er umher, und läßt den Blick über die stille Flur gleiten. Kein menschlich Wesen rings! Wer ihn aber so gesehen hätte, halb verborgen von der Fichte, an die er die Schulter lehnte, das eingefallene Angesicht, das glühende, dunkle Auge, der dichte, schwarze Bart, das um die verwundete Hand geschlungene blutige Tuch, der mächtige Knotenstock in der Rechten, wer ihn so gesehen, hätte gewiß an Schillers Räuber oder an Rinaldini gedacht: „Mein Sohn! Mein Kind!" hört ers aus der Tiefe des Waldes schreien: „Die Mutter hungert," denkt er, und erbebt nicht mehr, obgleich das behende Eichhorn über seinem Haupte von Ast zu Ast springt und hell kichert. Entschlossen tritt er in's Freie: „Noch keine Seele rings im Felde! Ach, wie ist mir denn? Ist's wol Sonntag heute? Und die arme Mutter sollte sich am Hungertuche zu Tode nagen? Was ist zu thun? Ins Dorf mich wagen? Meinen Häschern selbst in die Arme laufen? Nein, das geht nicht. Und doch muß ich vorwärts, wenigstens bis zur Straße; vielleicht sendet mir dort der Himmel einen rettenden Engel entgegen."

Und immer weiter thalwärts wagt er sich, an Hecken sich hinschleichend, durch Kornfelder kriechend. Kaum eine Viertelstunde ist er noch vom Dorfe entfernt. Jetzt wars ihm, als hätte Schafgeblöcke an sein Ohr geschlagen. Wirklich erblickte unser Flüchtling jetzt nicht weit von sich, unten am Hügel, einen offenen Pferch; eine kleine Heerde grast daneben auf der Wiese, und mitten unter den Schafen, am Boden, sitzt ein Bauernbursche, zerrt eines der Thiere am Ohr, und spielt mit ihm auf wunderliche Weise. Ein kurjoser Kerl, etwa 14 Jahre alt. Sein Gesicht ist das Abbild der lieben Dummheit, wie sein Thun ebenfalls: „Wart nur,

Petz! das nächste Mal mach' ich's besser!" lacht er hell auf, läßt das Schaf los, und kriecht auf Knieen und Händen, dasselbe zum Stoß reizend, mit gesenktem Kopf entgegen: Patsch! stoßen Mensch und Schaf auf einander, der Bursche dem Schaf unter dem Kopf durch zwischen die Beine, und beide wälzen sich auf dem Boden: „Gelt, Petz, ich hab' dir's gesagt!" lacht der Sieger: „Noch ein Mal! Komm an, Petz! Petz!" Krach! treffen die Köpfe auf einander, und der Herausforderer fliegt rücklings an die Erde, und streckt alle Viere in die Höhe; „Petz! Petz! du Teufelspetz, halt Ruhe!" schreit er am Boden; aber Petz hielt nicht Ruhe, sondern lief aufs Neue an, und stieß ihm mit dem harten Kopfe in die Rippen.

Unser Flüchtling hatte dem Spiel zugeschaut, und über dem lächerlichen Anblick einen Augenblick sein Elend vergessen. Jetzt stieg er den Hügel hinab zum Knaben, der sich aufgerafft hatte und sich Stirne und Seite rieb. Immer noch lachte der Kerl, obgleich ihm die Schmerzensthränen in den Augen standen. Als er aber jetzt den wild aussehenden Fremdling mitten unter seinen Schafen und auf sich zuschreiten sah, schrie er erschrocken: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!" und wollte Reißaus nehmen. Da packte ihn der Fremde am Arm, und hielt ihn fest. Zeter mordio schrie der Furchtsame, bis ihm endlich der Flüchtling ein Geldstück vor die Augen hielt, und ihn los ließ. Der Junge ging einige Schritte rückwärts, dann faßte er Muth:

„Willst du einen Bock *) verdienen, Schäfer?" fragte ihn der Fremde.

„„Hä?"" fragte der Tölpel zurück.

„Ob du einen Bock verdienen wollest?"

„„Haha! Meinetwegen zwei.""

„Willst du mir im Dorf ein Brod, eine Wurst und eine Flasche Wein holen? Ich will dir indessen zu den Schafen schauen."

*) Ein Vierbatzenstück.

„„Und der Bock?““

„Da. — Der ist dein, und hier hast du Geld für die Sachen.“

„„So! Ja, hahaha! danke; wenn Ihr mir noch einen gebt, dann will ich gehen.““

„Da; aber laufe tüchtig! Wenn man dich frägt, so sprich, es sei Alles für dich.“

„„Ja, haha! wo muß ich den Wein hinthun?““

„Laß dir einen Krug, eine Flasche geben! Sags einer Magd oder sonst Jemandem! Es sei für dich, hörst du? Bist du schnell wieder da und machst deine Sache recht, sieh her! so bekommst du noch obendrein diesen Franken.“

„„Potz! Will schon laufen, wills schon recht machen. So viel Geld hab' ich ja all' mein Lebtage nicht gehabt.““

„Halt, Junge! Wie heißt das Dorf dort?“

„„Das? Ja, wie heißt's?““

„Da, die Häuser, wo du daheim bist? Wie heißt man's da?“

„„Bei s'Feuerhauptmanns heißts.““

„Ach, ich meine die Häuser und Scheunen alle da, die Kirche, die Baumgärten, Alles zusammen meine ich, wie man Alles nennt?“

„„Ja so! s'Dorf heißt das Alles.““

„Nicht so. Wie das Dorf heißt, wie's den Namen hat?“

„„Z' Kronech heißt's. Ist's recht?““

Unter Schmunzeln und Lachen trollt sich endlich der Bote: „Wills schon machen“, murmelt er seelenvergnügt auf dem Wege in sich hinein, „will des Leuenwirths sagen, s'sei Alles für mich und die zwei Böck' und der Franken auch. Kauf' mir dann aus dem lieben Geld am Schließmarkt eine Tabakspfeife, so schön, wie s'Wachtmeisters Bub' eine hat. Ja; hahaha!“

Freudig schaut ihm der Zurückgebliebene nach: „Nun, für Stärkung wäre gesorgt“, sagt er: „Aber — Kronach heiße das Dorf? Also nicht Wetzikon, nicht Hinweil? Wie ist mir denn? Kronach, das liegt ja — du lieber Gott! da sind wir heute Nacht wieder nach Abend, statt nach Morgen gewandert! Doch

— in Kronach wohnt ja der Lieutnant Günthardt, der warme Vaterlandsfreund, der wackere Patriot! Wenn ich ihn sprechen könnte! Ha! der Junge muß ihn berichten; dann, Mutter, dann ist geholfen! Und in Freude und Hoffnung aufflammend blickt sein Auge aus nach dem Boten. Hei! Wie das läuft, wie das eilt! Schon ist er nicht mehr weit vom Ziele. Jetzt verschwindet seine Gestalt in den Baumgärten des Dorfes. Noch einmal schimmern seine weißen Hemdärmel durch die Hecke dort bei den ersten Häusern, und weg ist er. Fünf Uhr schlägt die Glocke auf dem Thurme. Noch alles still rings in der weiten, blühenden Gotteswelt. Der Flüchtling setzt sich, die Hände faltend, ins Gras und harret des Boten.

II.

Indessen der Schäferjunge seinen Botengang macht, wollen wir uns in Kürze mit der blutigen Geschichte vom Jahr 1804 bekannt machen. Sie ist ein häßlicher Spiegel, diese Geschichte; allein blicke nur herzhaft hinein, mein Schweizervolk, und fürchte dich nicht vor etwelchem Schauder, der dich dabei in der tiefsten Seele frieren macht! Eine solche Empfindung ist nervenstärkend. Blicke hinein in den Spiegel der Geschichte! Ein Volk, das gleich dir eine solche Schule durchgemacht hat, und nicht belehrt wird, verdient das heilige Gut der Freiheit nicht.

Seit Menschengedenken war es Brauch und Sitte im Kanton Zürich, daß der „Burger" über den „Bauer" herrschte, daß die Stadt das Land unter der Ruthe hielt. Noch bis zum Jahr 1798 durfte z. B. kein Handwerker auf dem Lande nur die geringste Arbeit in die Stadt liefern, indessen die Städter ihre Erzeugnisse zu beliebigen Preisen auf die Landschaft senden konnten. Es war keinem Landmann gestattet, mit auswärtigen Kaufleuten zu verkehren. Der Fabrikant auf dem Lande durfte die Baumwolle oder rohe Seide nur vom Stadtburger kaufen, und nur an

einen solchen durfte er dann die fabrizirte Waare wieder verhandeln. Wer diese Gesetze übertrat, wurde mit Geldbußen, Gefangenschaft, Halseisen oder Landesverweisung bestraft. Viele Zweige im Fabrikwesen waren dem Landbürger gänzlich verboten. Ebenso durften die reichern Handwerke auch nur von den „innert den Kreuzen Verburgerten" betrieben werden. Jeder Arzt auf dem Lande mußte seine Praxis eine Stunde weit von der Stadt ausüben. Von der Wahl auf Zürchersche Pfarrstellen war der Landbürger ganz ausgeschlossen. Nur Stadtherren konnten höhere Offiziersstellen erlangen. Fischerei und Schiffahrt waren ebenfalls Monopole der Stadt. Den Stadtschulen war die beste Pflege zugewendet, indessen die Schulen auf der Landschaft absichtlich im kläglichsten Zustande erhalten wurden. Und dergleichen Sächelchen mehr.

Jeder „Züriburger", selbst der Dummkopf, der Hallunke, galt mehr und genoß eines größern Ansehens, als der einsichtsvollste, redlichste Landmann. Meisterhaft wußte aber auch die bevorrechtete Stadt-Aristokratie diese ererbten Tyrannenrechte sich immer wieder zu sichern, wenn etwa von den Bedrückten ein Versuch gemacht wurde, das Joch abzuschütteln.

Anno 1646 erfuhren das schon die unschuldigen Landleute in den Herrschaften Wädenschweil und Knonau auf's Bitterste. Sieben der redlichsten Männer aus jenen Gegenden wurden durch Henkershand hingeschlachtet, weil sie am lautesten über neue und unbillige Besteurungen gemurret hatten. Die übrige Volksmasse wurde in's „Zollingers Weid" getrieben, wo sie, Weib und Kind sogar, vor M. gn. HHrren und Obern kniefällig Abbitte leisten mußte. Die Verräther aber beschenkte man mit dem Bürgerrecht der Stadt und einem „güldenen Pfennig.„

Ebenso erfuhr der gelehrte Pfarrer Waser beim Kreuz die eiserne Hand der Tyrannen. Das Zopfregiment ließ ihn im Jahr 1780 „köpfen", weil er öffentlich bewiesen hatte, daß Hochdasselbe die anvertrauten Gelder des Kriegsfonds, womit arme Landbürger

bei Anschaffung von Montur und Armatur unterstützt werden sollten, theils zu andern Zwecken verbraucht, theils veruntreut hatte: „Schweigen soll der Unterthan, und wenn man ihm die Haut vom Leibe zöge!“ war damals Stichwort der Herrscher.

Ein Jahrzehend später aber wehte es von Frankreich herüber die Schweiz gar gewaltig an, und weckte das Zürchersche Landvolk aus seinem Schlummer. Schon im Jahr 1794 bekam die „wohlweise und gestrenge Regierung“ zu thun: Hafner Nehracher, Chirurg Pfenninger, Beide von Stäfa, und Chirurg Staub von Pfäffikon wurden ihrer Rache geopfert, da jene edlen Männer sich unverholen als Verfasser und Verbreiter einer schönen, klaren und sehr ehrerbietigen Schrift bekannten, in welcher sie die Regierung um einige Handels-, Gewerbs- und Studienfreiheiten anzugehen gedachten. Sie wurden dafür ohne Weiteres in's Zuchthaus gesteckt, schmählich behandelt und endlich, wie Räudige, in Gnaden aus dem Vaterlande „bannisirt“. Eine große Menge anderer Bürger ab der Landschaft wurde dieses „Memorials“ wegen mit schweren Geldbußen belegt, ehr- und wehrverlustig erklärt, oder unter polizeiliche Aufsicht gestellt: „Die Herren in den Rath, die Bauern in den Koth“ sangen die jungen Zürcher in ihren Spottliedern: „die Kutteln im Bauche des Bauern sind unser,“ bekam nicht selten der Landmann von Städtern zu hören.

Rings im Lande betrauerte man im Stillen die Märtyrer der Freiheit, und immer allgemeiner wurde jetzt das Prüfen und Abwägen der Mißverhältnisse zwischen Stadt und Land. Die unmenschliche Bedrückung öffnete den Bedrängten endlich die Augen, und ein Sehnen nach den verlornen Freiheiten aus längst entschwundenen, bessern Zeiten erwachte in mancher Brust. Denkende Männer, bekannt mit der Väter Geschichte, forschten in den Gemeindsarchiven nach alten, vermißten Urkunden, und bald waren sie so glücklich, oder vielmehr so unglücklich, in der Gemeindslade in Küsnacht den Waldmannischen Spruchbrief d. d. 1489, wie auch den Kappelerbrief v. 1532 aufzufinden. Diese Briefe waren seiner Zeit von den bedräng-

ten Regierungen zu Gunsten des Landvolkes erlassen worden und räumten demselben mehrere Rechte und Freiheiten ein. Froh über den Fund und vorsichtig im Handeln ließ man bei M. gn. HHerren und Obern anfragen, ob die Briefe noch unentkräftet seien. Schreck und Zorn überkam die Gewaltigen. Statt aller Antwort nahm man die Frager bei den Köpfen, schleppte sie in den Wellenberg, in den Läusthurm, oder Oetenbach, und machte ihnen den Prozeß, als Hochverräther und Rebellen. Die Gemeinde Stäfa wurde mit Truppen überzogen, welche die Aufgabe hatten, das Volk zu quälen und ihm das Herzblut abzuzapfen. Hunderte von Vätern und Söhnen wurden in die Gefängnisse der Stadt geworfen und ihnen kurz und bündig das Urtheil gemacht: Bodmer und Pfenninger von Stäfa, Fierz von Küsnacht, Hüni und Schmid von Horgen, die edelsten Männer, wurden gebunden durch den Henker auf die Richtstätte geführt, über das greise Haupt Bodmers das Richtschwert geschwungen, er und Fierz lebenslänglich, Pfenninger 20 Jahre, die Uebrigen 10 Jahre in's Zuchthaus gewiesen und Aller Habe und Gut konfiszirt. Eine Menge Landbürger, auf denen oft kaum ein Schein von Theilnahme lastete, wurden eingefangen, in die abscheulichsten Kerker gesteckt, geprügelt, gepeitscht und an Hab und Gut gebüßt, daß es himmelschreiend war. Andere aber, z. B. die Untervögte Wipf von Marthalen, Rupert, Hauser, Hotz wurden mit Lobsprüchen und mit dem Bürgerrechte beschenkt, weil sie durch schmähliche Spionerie und Verrath ihre Brüder den Henkern überliefert hatten; die heiligen Urkunden wurden dem Volke entrissen und der Landschaft Zaum und Gebiß immer enger eingelegt.

Was meinst du, Zürchervolk, würdest du heut zu Tage die Wiederkehr einer solchen Gewaltherrschaft auch wieder ertragen lernen?

Schon drei Jahre schmachteten Bodmer und seine Leidensgefährten im Zuchthaus; da — im Jahr 1798 öffneten sich eines Tages die Kerkerpforten aller politisch Verurtheilten, und unter

Glockenklang und dem Jubelgeschrei des Landvolkes kehrten die Märtyrer frei und triumphirend zurück in die Heimat, in die Arme der Ihrigen.

Ein freier Geist hatte mit Allgewalt die westlichen Grenzen des Vaterlandes überschritten und die eidsgenössischen Völker aus ihrer sklavischen Ruhe aufgerüttelt. Freiheitsbäume wuchsen überall aus der Erde, umtanzt und umjauchzt von Klein und Groß. Die Tyrannei der Städte war gebrochen, der Thron der Aristokratie drohte zusammenzustürzen, da — krochen die feigen Despoten zu Kreuze.

Eine fünfjährige Revolutionszeit folgte auf diesen Wechsel. Das siegreiche Frankreich mischte sich in die Angelegenheiten des Schweizerlandes und gab den Kantonen die Helvetische Konstitution. Viele jauchzten den Befreiern zu, Andere aber weigerten sich, die Wohlthat einer freien Verfassung anzunehmen und mußten durch Waffengewalt dazu gezwungen werden. So verblutete das durch fanatische Pfaffen aufgewiegelte Nidwalden unter den Streichen der Franzosen. Bald wurde nun die Schweiz das Kriegstheater für die fremden Völker. Unter Zürichs Mauern wurde eine große Schlacht geschlagen. Zu dem Siege der Franzosen hatten auch die Eidgenossen, die in ihren Reihen heldenhaft kämpften, Rühmliches beigetragen. Aber Heereszüge auf Heereszüge sogen das Mark des Landes aus; die gedemüthigte Aristokratie zettelte neuen Hader, neue Zwietracht an, und erhob je nach den Umständen wieder das Haupt, oder verbarg sich in sicheres Dunkel. Meisterhaft verstand sie in diesen Zeiten der allgemeinen Noth stets das Spiel so zu mischen, daß sie die Trümpfe in der Hand behielt, wußte mit den Ereignissen so geschickt zu spielen, daß sie am Ende immer wieder gewann, wußte die Sachen so zu verwirren und untereinander zu werfen, daß sie stets im Trüben zu fischen vermochte. Neue Verfassungen wurden geschmiedet, Regierungen wechselten, Insurrektionen brachen aus. General Andermatt ließ sich täuschen, und gab der Aristokratie Zürichs Anlaß, zu erschlei-

chen, was sie sich nicht zu erkämpfen wagte. Unordnung und Verwirrung war bis in's Jahr 1803 heimisch im Lande, und wieder waren es die Franzosen, die Ordnung schaffen sollten.

Bonaparte trat als Vermittler auf. Er gab der Schweiz die Mediationsakte. Dem Gewaltigen beugte sich Alles; das Land freiwillig, die Städte gezwungen. Große Hoffnung setzte das gequälte Volk des Kantons Zürich auf die neue Verfassung, die ihm ungeschmälerte Freiheit und Rechtsgleichheit bringen sollte; aber wie entsetzlich täuschte es sich. Freilich waren andere Kantone unter der neuen Ordnung glücklich, da ihnen durch dieselbe große Freiheiten im Wahlrechte eingeräumt waren; aber Zürichs Aristokratie wußte durch ihren Einfluß und schlechte Mittel es dahin zu bringen, daß alle Beamtungen doch in ihrem Sinne bestellt wurden, und so banden sich die Wähler auf dem Lande ihre eigene Ruthe.

Sie mußten ihre Schwäche hart büßen. Bald, schon in der ersten Versammlung des Gr. Rathes, zeigte es sich, daß die Aristokratie wieder vollständig Meister war. Das erbitterte die Gemüther auf's Höchste.

Der Gr. Rath fabrizirte folgende neue Gesetze: a) Dekan und Antistes bestellen beliebig die Pfarrpfründen; die Gemeinden haben zur Wahl nichts zu sagen; b) das Erziehungswesen ist beschränkt; die Wahl der Schullehrer ist den Gemeinden entzogen, und die Errichtung besserer Schulen ihnen untersagt; c) ein besonders die Bewohner der ehemaligen Herrschaft Wädenschweil benachtheiligendes Gesetz über Tavernen- und Pintenwirthschaft und d) ein tyrannisches Gesetz über den Loskauf des Zehntens, der Grund- und Bodenzinse u. s. w. Als die neugewählten Mitglieder des Gr. Rathes unterthänigst Ja und Amen zu Allem sagten, was Hans von Reinhard wollte, da ergriff der Schmerz der bittersten Täuschung das hintergangene Landvolk, das sich auf's Neue in den Händen seiner Unterdrücker sah und zu spät fragte man sich, ob denn das Uebel nicht abzuwenden sei?

Unmittelbar auf die Erlassung obiger Gesetze sollte der Huldigungsakt in den Gemeinden vor sich gehen. Die Eidesformel schrieb ein „unbedingtes Schwören auf alle gegenwärtigen und zukünftigen Gesetze“ vor. Man kann sich in die Lage des Volkes denken. Entweder die alte Tyrannei, oder unerschrockenes Handeln! Im Bezirke Winterthur ward eine Petition herumgeboten. Die Verfasser wurden verhaftet. Die Herrschaft Wädenschweil reichte ebenfalls eine Bittschrift, vom 10. März d. an den Kl. Rath ein, und wurde dafür hart angelassen. Nun sahen die Leute ein, daß sie eine Regierung hatten, die Bitten und Wünsche zu Verbrechen stemple. Die Aristokratie wandte sich um Unterstützung an Landammann Wattenwyl in Bern, der auch sogleich in ihre Unterdrückungsplane einging. Unter sochen Umständen sollte die Huldigung, die Beschwörung der neuen Verfassung, vor sich gehen. Die Stadt schritt mit gutem Beispiel voran; aber in vielen Gemeinden des Kantons wurde die Handlung durch Lärm und Tumult gestört, mehrere Ortschaften, wie Richtersweil, Wädenschweil, Schönenberg und Hütten verweigerten die Eidesleistung gänzlich, und reichten wieder eine Bittschrift um Milderung der neuen Gesetze und Abhülfe der Beschwerden an die Regierung ein. Das empörte die Herren Räth und Burger dermassen, daß sie eine außerordenliche Standeskommission niedersetzten, und ihr unbedingte Gewalt über die Widerspenstigen einräumten. Wattenwyl sandte der Regierung Truppen zur Hülfe und erließ selbst an die störrigen Gemeinden eine geharnischte Proklamation, in welcher folgende Stelle vorkömmt: „Wir werden nicht eher ruhen, bis die Ordnung hergestellt und die aufrichtigste Reue durch unbedingten Gehorsam hinlänglich gewährleistet ist.“

Die Gemeinden, da sie keine andere Hülfe wußten, sandten vertrauensvoll zwei Abgeordnete mit einer Zuschrift an Wattenwyl, und setzten ihm die Bedrängnisse und ihre Bitten klar auseinander.

Wattenwyl ließ die Abgeordneten arretiren und lieferte sie sogleich ihren Feinden in Zürich aus.

In Zürich rüstete man sich, um die Gemeinden mit Waffengewalt zu ihrer Unterthanenpflicht zurückzuführen. Am See aber wartete man ziemlich ruhig die Folgen der verweigerten Eidesleistung ab. Ein Gerücht wurde verbreitet, Zürich beabsichtige, die alten Landvögte wieder auf die Schlösser zu setzen; da in einer stillen Nacht ertönten plötzlich die Sturmglocken. Einige rasende Menschen hatten das Schloß Wädenschweil in Brand gesteckt. Schrecken und Entsetzen verbreitete sich ob diesem furchtbaren Unglück, denn Niemand kannte die Thäter. Natürlich wurde die Brandstiftung den Patrioten in Rechnung gebracht und die Stadt glühte vor Rachgier. Man brachte die Nachricht, daß die Regierung auf den 28. militärisch zur Huldigung zwingen wolle. Schon waren Hülfstruppen aus vielen Kantonen in Zürich eingerückt. Was war zu thun? Zu Kreuze kriechen, oder zu seinen Rechten zu stehen?

Die Horgener, etwa 50 an der Zahl, bewaffneten sich am 26. Nachts und zogen nach Schönenberg, wo sich bald Sympathie für den entschiedenen Kampf zeigte. In beiden Zünften mahnte man die Bürger auf, organisirte sich, wählte zu Anführern: Schuster W i l l i von Horgen, Chirurg T r ü b, Hauptmann S u t e r und Lieutenant H ö h n. Willi wurde zum ersten Führer ernannt. Er war ein entschlossener, verständiger Mann, der früher in englischen und französischen Diensten nicht ohne Auszeichnung gedient hatte. In Richtersweil schlossen sich 80, in Wädensweil 200 Bewaffnete dem Willischen Corps an. Von Albis-Affoltern her kam eben eine große Anzahl Männer und so zogen 600 Mann auf Horgen zu. Am 28. Morgens 7 Uhr rückten die Kontingente von Zürich her zu Wasser und zu Lande vor. Die Sturmglocken in den benachbarten Gemeinden ertönten und verbreiteten nebst der Kanonade in der Ferne bei Zaghaften Furcht und Zittern. Die Truppen Zürichs griffen bei Horgen das Häuf-

lein der Patrioten siegreich an und drängten sich fechtend bald über das Dorf vor, dem Berge zu. Schon gab man Alles für verloren, da kam von Wädenschweil her die kräftigste Hülfe. Sogar Weiber und Kinder hatten sich da mit Sensen, Kärsten und Gabeln bewaffnet und zogen so dem vordringenden Feinde entgegen. Diese frischen Kämpfer trafen auf dem Berge, beim Straßhaus, auf den Feind, griffen unerschrocken an und warfen ihn zurück. Er mußte hier eine Kanone im Stich lassen. Die Patrioten stürmten jubelnd nach. Das früher zersprengte Willische Korps sammelte sich wieder mit frischen Hoffnungen um die neuen Kämpfer. Auf der Bocken verschanzten sich die Zürcher in einem großen Hause. Die Patrioten bestürmten dasselbe muthig, und das Gefecht war hier sehr hartnäckig und kostete viele Opfer. Die Zürcher schwebten in schrecklicher Gefahr. Da wurde Willi in's Bein geschossen. Seine Leute erschreckt, zogen sich zurück und den Augenblick benutzend, rettete sich General Ziegler mit den Eingeschlossenen, nachdem sie Feuer in Haus und Scheune gelegt hatten, durch die schmählichste Flucht. Die Landleute waren so unklug, den Sieg nicht auszubeuten, und ließen den Feind gemächlich fliehen. Zürich zitterte in Furcht und Schrecken vor den Bauern. Die folgenden Tage gingen hin mit erfolglosen Aufforderungen zum Anschluß von Willis Seite an nahe und ferne Brüder. Aber von Seite der Regierung und ihren Kreaturen auf dem Lande wurden alle Drohungen und Schreckmittel angewendet, um Behörden und Volk davon abzuhalten. Nur in Affoltern regte es sich kampflustig unter den jungen Leuten, und sie baten den Administrator Häberling um seine Führung, was der gute Mann endlich bewilligte. Er führte sie auf's Albis, und schickte Schneebeli mit einer Abtheilung zu Kleinert nach Thalweil. Bald aber sah sich Willi doch verlassen, und er hoffte bei Hanhart und Hagenbuch in Hinweil, die auch einen Haufen Volks zusammengerafft hatten, Hülfe. Allein, als Willi hinkam, war Hanhard gefangen und seine Leute zersprengt.

Er befreite den Freund, doch traf ihn bald das gleiche Schicksal wieder. Willi und seine Begleiter zogen sich nicht ohne Gefecht gegen die Regierungsanhänger nach Stäfa zurück, wo sie sich endlich, vom Unglück verfolgt, auflösten und auseinander gingen. Das war das Ende des mit einem schönen Sieg begonnenen Feldzuges.

Nun begann von Zürich aus die Jagd. Unmenschliche Rache nahmen die Städter an den armen Landleuten. In viele Gemeinden des Kantons wurden Truppen gelegt. Wie diese Elenden in Schönenberg, Hütten, Wädensweil, Horgen u. s. w. gehaust und die Menschen drangsalirt haben, läßt sich nicht beschreiben. Tausend Unmenschlichkeiten könnte man erzählen: Fressen, Saufen, Stehlen und Prügeln waren die Geschäfte der feigen Sieger. Den Gemeinden, die sich bewaffnet, oder noch nicht den Eid geleistet hatten, wurde eine Kontribution von 232,900 fl. auferlegt. Wädensweil allein mußte 70,000 fl. bezahlen.

Die unglücklichen Führer: Willi, Kleinert, Schneebeli, Häberling, Syz, Schoch, Grob und Sekretär Hauser versteckten oder flüchteten sich, bis sie Alle, Syz ausgenommen, der über die Grenze sich rettete, eingefangen wurden. In Zürich bildete sodann General Ziegler ein Kriegsgericht. Wattenwyl gab demselben einen Berner-Aristokraten, Wuttach, zum Präsidenten.

Wellenberg, Läusthurm, Oetenbach und Speckkämmerli füllten sich mit eingefangenen Insurgenten. Die Prügler: Sal. Bleuler und Wirz, ehemals Advokat, hatten alle Hände voll zu thun. Suter von Stäfa, der gebrochen war, wurde todt geprügelt. Kommandant Weber von Egg wurde ebenfalls mit Haselstöcken geschlagen, und doch galten die Prügel nicht ihm, sondern dem Präsidenten Weber von Hinteregg. Die Verwechslung geschah ganz absichtlich und dergl. Stücklein mehr. Zürichs Pfaffen fuhren täglich nach dem Wellenberg, um die dort eingekerkerten Führer des Aufstandes im Namen Gottes und aus Auf-

trag der Regierung zu inquiriren, ihnen die Hölle heiß zu machen und Geständnisse von ihnen zu erpressen. Endlich erschien der Gerichtstag, der 25. April. An diesem Tage fielen auf dem Schaffot der Aristokratie zum Opfer, die Köpfe Willis und Schneebelis; Häberling aber wurde gnädigst erschossen. Hanhard und Grob, Letzterer, weil er die Knonauer-Amtsfahne trug, wurden zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt.

Nach obigen Hinrichtungen löste sich das Kriegsgericht auf, und das zürcherische Malefizgericht, welches aus lauter Feinden der Insurgenten zusammengesetzt war, übernahm unter Reinhards Vorsitz die schrecklichen Geschäfte. Am 16. Mai hielt es Sitzung, und urtheilte über die jüngst eingefangenen Hauptm. Kleinert und Konrad Hauser, Willis Schreiber. Letzterer kam mit 15 Jahr Zuchthaus weg: Kleinert aber wurde dem Scharfrichter überliefert, und am folgenden Tage „geköpft“.

Am 18. Mai hielt das blutige Gericht wieder Sitzung, und fällte Urtheile über a) Statthalter Weber von Dürnten: 1 Jahr Zuchthaus, 4 Jahr Hausarrest, 4000 Fr. Kaution, b) Präs. Schoch von Bäretschweil: in contumaciam „geköpft“; c) Gerichtsschr. Syz von Knonau: ewige Gefangenschaft; d) Ltnt. Höhn von Horgen: 16 Jahre Zuchthaus; e) Hptm. Gugolz von Horgen: 12 Jahre; f) Chirurg Trüb von Horgen: 16 Jahre Zuchthaus. Noch **91** Straffentenzen wurden am 6. Juni von dem Blutgericht gefällt.

Schmählich ists, zu berichten, welch bereitwillige Helfer die Aristokratie in ihren Speichelleckern auf dem Lande fand. So sendeten Pfaffen Verzeichnisse ihrer Pfarrkinder ein, die beim Huldigungsakt zu murren gewagt, oder sonst irgendwie im Geruche des Patriotismus standen. Weltliche Beamtete thaten das Gleiche, um sich einzuschmeicheln auf Kosten ihrer Brüder. Schmählich ist's, wie Bürklis Burgerzeitung zur Rache mahnte und Schmähung auf Schmähung auf die unglücklichen Landleute häufte: „Man muß die Bauern arm machen“, predigte dieser Satan;

„im Reichthum und Wohlleben sind sie zu übermüthig!" O M. gn. HH. Räth und Oberen ließen sich diesen Rath nicht zweimal geben.

Neben den Kontributionen mußten noch starke Bußen und Kautionen erlegt werden, und so übergab man hundert und hundert Familien dem äußersten Mangel. Ja, man erpreßte sogar von den Eingekerkerten durch unbillige Rechnungen oft den letzten Nothpfennig von Weib und Kind. Die stolzen Burger errötheten nicht, auf schamlose Weise das Unglück auszubeuten, und von den armen Gefangenen zu profitiren. Von vielen nur Ein Beweis in folgender Rechnung, die zeigt, wie selbst der häßliche Kerker im Wellenberg eine theure Wohnung war. Ich lege das Aktenstück hier buchstäblich bei:

Conto vor Conrad Hauser*) v. Wettenschwil. wegen Speiß und Trank.

1804			Frkn	Btzn	Rpn
May	2.	bis und mit dem 17 dto macht 16 Tag, des Tags à 25 ß. macht	16	=	=
		die HH. Geistlichen des Tages 2. mal hinübergeführt, jedesmahl 8 ß	10	2	4
		des Tags apart für d DEliquent 3 mahl hinüberzufahren, jedesmal 8 ß, macht des Tags 24 ß, im ganzen in 16 tagen	23	=	4
		Fr.	49	2	8

Thurn=Hueter
Heinrich Wuest.

*) Hr. Hauser, Willis Sekretair, feierte vor einigen Tagen (Febr. 1844) sein siebzigstes Geburtsfest, und erfreut sich seit 1830 nach langen und schweren Verfolgungen endlich eines heiteren, ruhigen Lebens.

Also jedem Gefangenen für eine Ueberfahrt der HH. Geistlichen 8 ß. verrechnet? Im Wellenberg konnten 10 Gefangene sitzen, die beiden Tagesfahrten kosteten also 4 fl. Die Summe war in 10 Minuten verdient. Das gleiche Verhältniß, nur in gesteigertem Maße, zeigt sich bei den übrigen Fahrten. Obendrein wurde der Hüter noch vom Staate besoldet. Und was thaten denn die so kostbaren HH. Geistlichen so Köstliches bei den Gefangenen? Sie suchten als willfährige Werkzeuge der verschwägerten Aristokratie die Unglücklichen zu Geständnissen, zur Demüthigung, zum Verrath an ihren Brüdern zu bewegen, und drohten ihnen mit Hölle und Satan, mit ewiger Verdammniß und dem Fluche des Himmels. Unbarmherzig zerrissen sie durch listige und heuchlerische Zureden die ohnehin leidenden Gemüther und quälten die Seele auf der Folter der Zudringlichkeit. Fruchteten diese Mittel nicht, so traten sie den Armen mit dem ganzen Stolz und der Gewalt ihres Amtes entgegen, und gaben ihnen Fluch statt Segen mit auf den letzten bittern Weg zum Schaffot. Treu berichteten sie stets den Gewalthabern über ihre Missionen, und mitunter brachten ihre Aussagen die Beichtkinder um die Köpfe.

Nun, Eins ist gut und tröstlich: Jener Wellenberg ist seit einigen Jahren niedergerissen und die plaudernden Wellen des Sees rollen nun spielend über die fluchbeladene Stelle, wo das Denkmal der Stadttirannei gestanden. Gewiß, es ist besser so, selbst für die Aristokratie unserer Zeit. Wälzte doch noch manch ein Landmann, der nach Zürich kam, manch ein Sohn oder Enkel derer, die dort unschuldig gefesselt in dumpfen Löchern seufzten, oder auf fürchterlicher Folter langsame Todesqualen litten, noch schwere Verwünschungen auf die Ahnen der heutigen Burgerschaft, wenn er das schwarze Gespenst im Wasser erblickte. Selbst für Den ists besser, der sich die alten, goldenen Zeiten des Henkens, Köpfens und Folterns zurückwünscht, ihm wäre ja der unnütze Thurm doch immer ein Dorn im Auge. O, ihr Burger! jene goldene Zeit ist schlafen gegangen, sie ist hin, wie jenes Ungethüm, um nie

wieder zu erstehen. Mit diesem Troste schließen wir das inhaltsschwere Kapitel und fahren in unsrer Erzählung fort.

III.

Schauen wir uns in Kronach nach dem Boten unsers Flüchtlings um. Da steht er in der Wirthsstube, und kreidet Striche auf die Tafel. Die Magd hat ihn bedeutet, daß er warten solle; die Frau werde bald aufstehen und die Schlüssel bringen. Nun will er zum Zeitvertreib ausrechnen, wie viel Geld doch zwei Böcke und ein Franken zusammen ausmachen. Das ist aber für ihn eine bittere Aufgabe. Leichter stößt er zehn Hämmel nacheinander über den Haufen, als daß er eine solche Kopfarbeit zuwege bringt. Lassen wir den Jungen zählen und studiren. Gut ist's, daß das Rechnen schon erfunden ist; der würde dasselbe gewiß nicht erfinden.

Statten wir indessen einen Besuch im Pfarrhaus ab. Der Herr Pfarrer ist immer nach unserm lieben Herrgott die vornehmste Person im Dorfe, und schon der Anstand hätte erfordert, daß wir bei ihm und nicht im Wirthshaus die erste Visite gemacht hätten.

Noch Alles still im Hause. Ach, heute sieht der Pfarrhof ja ein freudiges Tauffest, und hoch wirds da hergehen. Alle Gäste genießen noch des Morgenschlummers; nur die runde Wenthalermagd rumort in den Töpfen und Pfannen in der Küche. Se. Wohlehrwürden aber werden ohne Zweifel in der Studirstube sich mit der heutigen Predigt beschäftigen, da die letzte Woche ihn durch Mühen aller Art daran verhinderte. Es ist so. Nur herein, ihr lieben Leser Alle! Aber still, mäuschenstill! Wie schade wäre es, wenn wir ihn an einem herzerwärmenden Gedanken störten, den er für seine Pfarrkinder niederschreibt! Also leise! Ei! die frische, häusliche Jungfer Schwägerin des Herrn

Pfarrers auch schon in voller Arbeit? Das ist wacker. Im weichen Lehnstuhl hinterm Tisch sitzt ein Schlafrock, im Schlafrock begraben der Wohlehrwürdige und Beide stützen die Ellbogen auf den Tisch und halten den Kopf mit den Händen. Der Herr Pfarrer hat ein Buch „Predigten von Pater Abraham a sancta Clara" vor sich, in dem er emsig liest und hie und da einzelne Stellen herausschreibt. Jetzt richtet er sich langsam in die Höhe, dehnt die Glieder und gähnt einige Male hellauf. Ah! Das heißt Studiren? Ich wußte immer nicht, wie das zuging; allein das ist ja gar nicht der Rede werth.

Die Jungfrau ist mit Aufräumen und Putzen zu Ende. Nun schließt sie einen kleinen Schrank in der Ecke der Stube auf, schleppt ein in Kalbsleder gebundenes Buch, groß und schwer, wie eine Froschauer Bibel heraus, und trägt dasselbe zum Tisch. Eine brave, wackere Tochter, die den Sonntag mit heiligen Betrachtungen beginnt! Glücklich ein Gatte, der eine solche Hälfte einst heimführen wird! Glücklich ein Mann, der eine solche Haushälterin besitzt, während seine Frau im Kindbett liegt. Glücklich, dreimal glücklich! Welches Kapitel wählt die junge Christin wohl zu ihrer Erbauung? Laßt uns ihr ein wenig über die Achsel in's Buch schauen! Hm! ein kurioser Titel:

„Accidenzien-Buch."

steht in mächtiger Frakturschrift auf dem weißen Deckel. Vielleicht der lateinische Titel eines Gebetbuches. Die Jungfrau rüstet Feder und Dinte zu, das Buch wird aufgeschlagen, und sie schickt sich zum Schreiben an. Ei, ei! Welch eine Bibel! Husch und leise zieht der Dichter seine Brieftasche, und schreibt die aufgeschlagene Seite ab. Hier folgt die Kopie:

Laufende Nro.	d. d.	Name des Gebers u. Gabe.	Verschiedene Bemerkungen.	Werth der Gabe. fl.	ß.	Trinkgeld dem Ueberbringer.
			Transport	24	20	
86	17. April	Hr. Gemeindammann Keller 2 neue Kronthaler	für die Leichenpredigt d. Frau	4	36	—
87	17. "	vom Lismer-Babi 2½ ℔ Risten	wegen Fürsprache beim Stillst.	1	12	1 Gläsli Brenz
88	20. "	vom Stoffelbürli eine kleine Hammen (6 Pf) u. 3 Bratwürst	. . . .	—	39	2 ß
89	24. "	vom Rudi Mülle eine Tanse voll Aepfel	weil er keine Säu hat. . . .	1	—	2 ß.
90	30. "	Vom Untervogt Huber 6 Maß Kirschwasser	wegen der Hülf bei der Wahl	3	12	4 ß.
			Summa Summarum fl.	33	21	ß.
		M a i.		fl.	ß.	
91	3. Mai	vom Schulmeister ein Ankenballen (5 Pfund)	für die Tauf.	1	20	1 Schoppen.
92	7. "	vom Weber-Rägi eine Ell Seidenzeug	für ein Lümdenszügnuß . . .	1	20	1 Brenz.
93	7. "	vom lahmen Steffen eine Metzgeten (4 Pf.) u. 4 Würst	hätte wohl eine Hammen geben können	—	28	1 ß.
94	16. "	vom Leuenwirth 1 Tause Wein	daß sein Bub in der Schul schreiben darf	8	—	6 ß.
95	16. "	von Hr. Feuerhauptmanns eine Hammen, wies der Brauch ist, (10 Pf.) 6 Bratwürst und 2 Blutwürst	war voriges Jahr nur 8 Pf. schwer	2	—	4 ß.

Eben ist das letzte Wort aus der Feder geflossen. Noch einen zufriedenen Blick wirft die Schreiberin auf das Verzeichniß der letzten Tage, dann klappt sie das Buch rasch zu. Ob dem Geräusch schrickt der geistliche Herr zusammen: „Ach, das schwere Studium!“ seufzt er gähnend und sich dehnend: „Warum aber auch die Plage?“ frägt jetzt die flinke Schwägerin zurück: „Nimm eine alte Predigt hervor! Mein seliger Papa hatte etwa ein Dutzend solcher Kanzelreden im Kopf; mit denen kam er zwanzig Jahre lang aus. Ihr jungen Herren seid nur zu ängstlich, nur zu thätig. Ihr verschreibt ja Dinte und Papier für ein schweres Geld!“

„Meinst?“ lächelten Se. Wohlehrwürden der ziemlich hübschen Schwägerin zu: „Aber schau du liebe Gevatterin, ich sollte doch heute vor unseren Gästen ein wenig glänzen. Da habe ich denn den Pater Abraham, der mir nämlich schon oft aus der Noth geholfen, zu Rathe gezogen; allein der ist heute auch ein Esel. Es will nämlich gar nichts passen, und mir ist der Kopf noch wirre von der gestrigen Schwärmerei.“

Jungfer Matthilde ist während den letzten Worten auf einen Sessel gesprungen uud hat eine Parthie Predigten, die im Staube oben auf dem Kasten lagen, herunter gelangt. Diese breitet sie nun vor dem Schwager über den Tisch hin:

„Jetzt gib Acht, Herr Gevatter! Ich will dir auswählen.

„Nun, meinetwegen!“ entgegnet der geistliche Herr; „aber Eines bitt ich mir aus: das Schicksal muß nämlich dieses Mal blind sein.“ Drauf zieht er die Jungfrau lachend auf die Schooß, und schlingt ihr ein Tuch um die Augen.

Kichernd tippt sie mit dem Zeigefinger bald da, bald dorthin. Endlich als sie eben das Loos gezogen, fühlt sie den warmen Kuß des Herrn Pfarrers auf den Lippen. Rasch reißt sie die Binde von den Augen, windet sich aus seinen Armen, und fährt ihm schmollend und zausend in die Haare: „Du bist ein recht garstiger Mensch, daß du's nur weißt. Da ist deine Predigt, und jetzt bleib' mir auf drei Schritte vom Leibe!“

„Die taugt nichts; das ist ja die letzte Bettagspredigt," lacht der Pfarrer.

„Gleichviel", schmollt Mathildchen fort: „Zur Strafe sollst du heute diese Bettagspredigt halten, wenn du nicht willst, daß ich dich bei deiner Frau verklage."

„Aber mein Schäfchen, lies einmal da; das kann ich doch unmöglich predigen, nämlich: Preiset und danket Euerm Gott und singet ihm lieblich in Euern Herzen, denn vor andern verheerenden Uebeln, nämlich vor Hungersnoth, vor Wassertod, vor Feuersbrünsten und Pestilenzien hat Euch der Herr also gnädiglich behütet und bewahret, daß in unserer Gemeinde im letzten Jahre nichts, als ein einzig Stück Rindvieh an der Seuche gefallen ist u. s. w. Das paßt ja nur auf den Bettag!"

„So predige aus dem Stegreif! S'ist Einer ein schlechter Schneider, wenn er nicht eine Stunde lang von seinem Handwerk plaudern kann."

„Ach, du liebe, schöne Mathilde, komm doch her; suche mir eine andere aus! Ich will dir ja dann gerne gehorchen", bittet ängstlich der Herr Pfarrer.

Und Mathilde läßt sich erbitten; denn mit dem Schmollen, wie mit dem Verklagen wars nicht so ernst gemeint. Die erste Predigt, die sie nun wählte, war eine Weihnachtspredigt, die zweite eine Osterpredigt, die dritte, sechste, siebente waren ebenfalls auf Festtage berechnet. Am Ende fand sich doch noch eine mit dem Text: „Wer seinen Herrn verläugnet, ist ein Fluch."

„Die paßt und ist erst dreimal gehalten worden; die will ich memoriren, Mathilde."

„Also: Ich wünsche dir gute Geduld," lacht das Mädchen, und hüpft vor den Spiegel, um die Locken in Ordnung zu bringen, die durch die gewaltsame Umarmung Schaden gelitten.

„Will dir zum Dank bei deinem Mitgevatter heute, dem Herrn Pfarrer Wunderli von Hunzikon, eine gute Empfehlung einlegen."

„Pah! Ist gar nicht nöthig, Herr Schwager“, entgegnet sie schnippisch, indeß sie selbstgefällig ihr Bild im Spiegel überblickt hatte, und eilt darauf mit aufgeworfenem Näschen zur Thüre hinaus. „Das liebe Kind!“ seufzt endlich Se. Wohlehrwürden nach langem Sinnen auf: „Welch ein Verlust für mich und mein Hauswesen wär's, wenn er's heimführte!“

Igfr. Mathilde ist die jüngere Schwester der Frau Pfarrerin und Beide sind Töchter des wohlehrwürdigen, vor kurzer Zeit im Herrn entschlafenen Pfarrers Geßner von Kronach. Der alte Herr, nebst seiner ihm im Tode vorangegangenen Hälfte hatte seinen Kindern eine ehrbare aristokratische Erziehung gegeben. Wenn es sich nicht um den Glanz der pfarrherrlichen Familie handelte, wenn nicht Familienfeste, Reisen oder honette Visiten eine Ausnahme machten, so waltete stets die weiseste Sparsamkeit in seinem Hauswesen. So konnte er denn ruhig aus der Welt gehen. Er hatte seinen zwei Kindern ein hübsches Vermögen zusammengehäuft. Auch an die Versorgung seiner Kinder dachte er bei Zeiten. Vor drei Jahren machte er bei einem Besuche im Zopf'schen Hause in Zürich des jungen Zopfes Bekanntschaft. Des Zopfische Haus war seit Menschengedenken eines der angesehensten in der Stadt Zürich. Eben hatte der Kandidat Zopf mit Hülfe einiger theologischen und nichttheologischen Vettern ein glänzendes Examen gemacht, welches erfreuliche Ereigniß dann auch durch ein glänzendes Familienfest verherrlicht wurde. Auch Herr Pfarrer Geßner wurde zur Mahlzeit geladen. Als der Wein das Herz erfreute, rückte bald der alte Rechner zur groß n Freude der Eltern mit dem Plane heraus, der junge Theologe könnte binnen kurzer Zeit sein Amtsnachfolger werden, und ein schönes Band könnte das Zopf'sche und das Geßner'sche Haus näher verbinden. Bald war Alles einig; auch der Junker Zopf gab ohne Weiteres sein Jawort. Das Eisen wurde sofort geschmiedet. In einigen Wochen schon reiste der Junker als wohlbestallter Vikar nach Kronach, um zu säen und zu pflanzen im Weinberge des Herrn. Gar freundlich wurde

er von den Jungfern Emilie und Mathilde, die damals 17 und 15 Jahre zählten, aufgenommen, obgleich sein schmächtiges, blasses Aeußere nichts weniger als anziehend war. So hatte es der Vater verlangt, und man mußte gehorchen. Emiliens schwere Seufzer aber hat er nicht gehört, als sie mit der jüngern Schwester Abends ins stille Kämmerlein ging; hat nicht gehört, wie die kleinere Mathilde die Schwester tröstete: „Ach sei doch zufrieden! Er kann der beste Mann werden. Geld und Ansehen macht glücklicher als alle Schönheit, sagte die selige Mutter. Nimm dich nur in Acht, daß ich ihn dir nicht wegfange!“ Der Plan des alten Herrn wurde zum Ziele geführt. Herr Pfarrer Geßner resignirte nach einem Jahre vor Altersschwäche zu Gunsten seines Vikars, welcher die Pfarrstelle erhielt und sein Nachfolger im Amte wurde. Emilie aber wurde Frau Pfarrerin. Noch ein Menschenalter lang wird Kronach von dem Hochzeitfest sprechen. Was da für Kutschen auf dem Pfarrhof rasselten! Die halbe Stadt wohnte der Feier bei. — Die jüngere Tochter sollte bei der Schwester bleiben, und das Hauswesen fortführen, bis ein ebenbürtiger Werber sich zeigen würde. Der alte Herr hätte also seinen Lebensabend in Ruhe und Frieden genießen können, da sein Wirken auf Erde ihn zu einem schönen Ziele geführt. Allein der Mensch denkt, Gott aber lenkt. Vor acht Monaten, in der ersten Woche nach dem Hochzeitstag, starb der gute, alte Herr Pfarrer in Folge eines schmerzlichen Magenübels, da er seinen Verdauungsorganen während der Hochzeitsfeier eine übertriebene Thätigkeit zugemuthet hatte. Gott habe den alten Herrn selig! Ganz Kronach weinte an seinem Grabe, und die dankbare Gemeinde ließ ihm um schweres Geld ein prächtig Denkmal mit rührender, goldener Inschrift auf den Kirchhof zu männiglicher Freude setzen. Die Flitterwochen der jungen Eheleutchen wurden zu Trauerwochen. Die beiden Schwestern besuchten nun oft beim blassen Mondesschein, wenn es nicht gar zu kalt war, das Grab der Eltern, und schwärmten da und plauderten mit den Geistern

und den Sternen oben in dunkler Luft. Doch, wie kein Erdenweh ewig dauert, so verdrängte auch die Zeit und ihre schweren Ereignisse diesen Schmerz. Nach und nach traten auch im Pfarrhause zu Kronach die alten Gewohnheiten wieder in ihre Rechte. Die junge Frau nähte Kinderzeug oder spann Flachs; Mathilde besorgte Küche und Garten, las Romane, sprang Stiege auf Stiege ab, zankte mit der Magd, dem Siegrist und dem Schulmeister. Der Herr Pfarrer aß, schlief, rauchte sein Pfeifchen und las Tage lang an seiner Bürklizeitung, die seine einzige und liebste Lektüre war. Oft sogar ließ er sich herab, das Blatt den Gemeindsvorstehern vorzulesen und zu erläutern. Er war, wie man sichs von einem Stadtbürger denken kann, ein heftiger Feind von Allem, was nach Freiheit und Gleichheit klang. Mit Ueberzeugung nahm er an, und das hatte er schon mit der Muttermilch eingesogen, daß der Landmann aus viel schlechterem Stoff geformt sei, als ein Bürger von Zürich. Ganz einverstanden mit dem alten David Bürkli wünschte er allen Neuerern, allen Patrioten den Strick um den Hals oder das Henkerschwert in den Nacken. Die Bestrebungen der Landleute, sich ihr gutes Recht zu wahren, nannte er Teufelswerk und Höllenspiel, und wehe denen von seinen Pfarrkindern, die als Freisinnige bezeichnet wurden! Sie Alle beschrieb ihr Seelsorger der Regierung so getreu, daß dieselbe keinen Fehlgriff machen konnte, wenn sie ihre Schergen schickte, um die Bezeichneten abzufangen. Oft geschah das, besonders in der neuern Zeit, denn auch in Kronach war laut gelärmt worden, als der Huldigungsakt in der Kirche vor sich ging. Es war darum für ihn, den eifrigen Freund der Stadtherrschaft jedesmal ein wahres Fest, wenn seine Heerde wieder ein räudiges Schaf, wie er die Patrioten nannte, den Schindern lieferte. Erst gestern noch hatte man ihm hinterbracht, daß noch einige Anhänger Willis in der Gemeinde seien: nur die Taufangelegenheit und die Ankunft der Gäste hatten ihn abgehalten, auf der Stelle einschreiten zu lassen. Vergessen wird er's aber gleichwol nicht. Hei! wie jubelt er jeden Sams-

tag auf, wenn er seinen Liebling, die Bürklizeitung erhält, und findet, daß der Henker in Zürich vollauf zu thun hat, indem er die Köpfe denen abschneidet, die es wagten, von Gleichheit der Rechte zwischen Stadt und Land zu sprechen! Wie nickt er Beifall, wenn sein Liebling, sein David, Nichts als Blut und Blut gegen alle Freunde der Landschaft predigt! Hatte er sich doch vor 14 Tagen so weit vergessen, daß er seiner Gemeinde die Hinrichtung Willis, Schneebelis und Häberlings aus der Bürklizeitung von der Kanzel verlas und seine Nutzanwendungen daran knüpfte.

Nun, jeder Mensch reitet sein Steckenpferd; auch Se. Wohlehrwürden reiten gar zu gern das ihrige, das da heißt: Politik. Mit der Politik geht der Hr. Pfarrer schlafen, von ihr träumt er, mit ihr wacht er auf, mit ihr geht er auf die Kanzel, mit ihr tritt er in die Hütte des Armen und an das Bett des Sterbenden. Die Politik ist seine Geliebte, sie allein besitzt sein ganzes Herz, ungetheilt und ungeschmälert. Nur sie kann ihn erwärmen, nur sie ihn aufregen und ganz beschäftigen. Alles Andere sind ihm untergeordnete Dinge, Nebensachen. Was kümmert ihn die langweilige Wissenschaft; er überläßt das Studium Andern. Was kümmert ihn das irdische Wohl seiner Gemeinde; der liebe Herrgott sorgt ja für sie, und er ist seiner Besoldung sicher. Was kümmert ihn das Kind, das er tauft, die Braut, die er traut, der Kranke, den er tröstet, die Leiche, die er beerdigt! Das sind bloße Amtspflichten, Geschäfte, die er mechanisch übt, ohne dabei an etwas Anderes zu denken, als an den Ertrag derselben. Neben der Vorliebe für vaterländische Politik hat sein Gemüth dann noch eine zarte kitzlige Seite. Er ist nämlich auch aufs Höchste eingenommen von der äußern Wichtigkeit seines Amtes, von den unendlichen Vorrechten seines Standes. So geduldig und zahm er in hundert Dingen ist, so eifersüchtig wacht er doch über diese edeln Güter. Wehe dem, der mit frevelndem Finger an diesen Grundsäulen seiner irdischen Göttlichkeit zu rütteln versuchte! Heil und dreimal Heil aber demjenigen, der sich in Ehrfurcht bückt vor

dieser seiner Gloria, und sie in Demuth anerkennt! Im Uebrigen ist unser Herr Pfr. Zopf ein ruhiger, ja man möchte sagen ein kalter Mann. In häuslichen Angelegenheiten läßt er den Frauen die Herrschaft und lebt da so still und friedlich daheim, wie eine Pflanze auf der Haide, und bekümmert sich um Nichts, als um seine Pfeife und um einen guten Tisch. Liebe, Freundschaft und derlei erregende Gefühle kennt er kaum dem Namen nach, und ist von ihnen noch nie entflammt worden. Er hat eine Frau genommen, weil er dadurch zu einem hübschen Amte kam. Kommt ein Kollege bei ihm zu Gaste, so freut er sich dessen bloß darum, weil er mit ihm über sein Lieblingsthema plaudern kann. Ists doch eine alte Sache, daß die gleiche Neigung alle Geistlichen zur Politik treibt. Seine Frau oder Schwägerin küßt er, wenn sie bei guter Laune sind, oder wenn ihn ein gewisser Instinkt dazu auffordert. Eifersüchtig in der Liebe ist er gar nicht. Lebte doch im letzten Winter ein recht hübscher junger Vetter einige Zeit im Pfarrhause, und tändelte dieser doch so oft und auffallend mit seiner Braut; das war ihm ganz gleichgültig.

Aus diesem Allem ersieht man, daß es sich mit unserm Pfarrer, sein Steckenpferd abgerechnet, recht ordentlich leben ließ.

Acht Monate sind nun seit dem Hochzeitstag verflossen und heute feiert die pfarrherrliche Familie ein neues Freudenfest. Letzten Montag ward die Frau Pfarrerin glücklich von einem Töchterchen entbunden, und heute soll es die h. Taufe von der Hand des wohlehrwürdigen Vaters erhalten. Schon gestern kam die halbe Zopfische Familie aus der Stadt angefahren. Ein zweiter Plan ist im Werk, welchen die geschäftige und redselige Frau Mutter des Herrn Pfarrers erfunden. Mathilde und Hr. Pfr. Wunderli von Hunzikon werden das Kind aus der Taufe heben. Was daraus entstehen soll, wird der Leser leicht errathen, wenn er weiß, daß der Herr Pathe noch ledig und, wie sich's von selbst versteht, ein Herr und Burger aus der Stadt ist.

Noch träumen die Gäste süß und selig in den weichen Betten,

denn bis Mitternacht wurde gestern geschwärmt. Die Herren toastirten auf den Untergang aller Aufrührer; die Frauen klatschten und zogen die Nachbarinnen durch die Hechel. Die Jungen machten Pfänderspiele, oder schlichen sich in die Gartenlaube hinaus. Noch zu rechter Zeit hatte Herr Pfr. Zopf Auftrag gegeben, daß man ihn in der Frühe bald wecke, weil er im Wirrwarr der Geschäfte dieser Woche die Predigt versäumt habe, denn beim letzten Toast auf das Wohl des Täuflings, den er mit lallender Zunge ausbrachte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen und die ganze Welt fing an, sich mit ihm zu drehen; da sank er zurück in die Kissen des Sophas, und war für heute im Herrn selig entschlafen.

IV.

Als Mathilde sich aus der Studierstube entfernt hatte, machte sich der Herr Pfarrer gewaltsam über seine Predigt her; allein die Natur läßt sich nicht immer befehlen. Gähnend und träge las der Wohlehrwürdige ein Viertelstündchen, dann überwältigte ihn der Schlaf.

Mathilde, als sie nach der Wöchnerin und dem Pathchen geschaut, eilte auf ihre Stube, um den Küchenzettel zu schreiben. Eine Arbeit, die für die fremden Köchinnen im Hause nothwendig besorgt werden mußte. Als dieß endlich geschehen, öffnet sie ihre Kasten, Schachteln u. s. w., und kramt ihre Kleider und ihren Putz aus. Ohrringe und Ketten, Uhren und Schnallen, Spitzen und Bänder, seidene und sammtene Kleider bedecken bald Tisch und Bett. Lange hat die Jungfrau zu probiren, zu rathen und zu wählen; mit lachenden Augen, mit glücklicher Behaglichkeit überblickt sie ihre Herrlichkeiten, im Stillen sich ausmalend, wie Alles entzückt sein werde, wenn sie hervortrete, geschmückt wie eine kleine Königin.

Mathilde war wirklich liebenswürdig, obgleich sie nicht gerade eine Schönheit zu nennen war. Sie stand eben in den Jahren,

wo alle Formen elastisch sich runden, wo die Knospe ihre Hülle sprengt und sich zur Rose entfaltet. Ihr lebhaftes, keckes Wesen kleidete sie sehr gut und nahm ihr Nichts von ihrer Weiblichkeit.

Jetzt schlägts draußen in mächtigen Klängen 6 Uhr. Sich losreißend von ihrem Paradiese, eilt die Jungfrau nach der Küche, um der Magd und den Köchinnen die nöthigen Befehle und Vorschriften für die Bereitung und Anordnung des Festmahles zu geben. Eben bläst die Magd mit thränenden Augen die Gluten unterm Herd zur Flamme an:

„Vor sieben Uhr pressirt's nicht mit dem Frühstück, Anneli! Da ist vorher noch viel Anderes zu thun. Hier ist der Küchenzettel, ihr Frauen; richtet euch Alle ganz streng nach dieser Vorschrift, denn ich kann Euch wenig helfen, weil ich zur Kirche muß, und auch nachher die meiste Zeit bei der Tafel bleibe. Verschwendet Nichts, verbrennt Nichts! Tragt Sorge zum Geschirr! Blank, wie ein Spiegel, muß Alles sein, damit wir Ehre einlegen! Wo die Sachen alle sind, wißt Ihr! Laßt Nichts aus den Augen! Verstanden?“

„Ja, Jungfer Mathilde, wenn ich nur lesen könnte!“ entgegnete die Magd, und dreht sich etwas rasch nach dem Papier hin.

„Herr Jesus!“ kreischt Mathilde erschrocken auf. Die Magd hatte mit ihrer bauschigen „Jüppe“ den Milchhafen vom Herd gerissen: „Ach Gott, der schöne Hafen!“ jammert die wirthliche Mathilde fort: „Bist doch ein unvorsichtig Mensch! Sieben Schilling hab' ich dafür bezahlt; die werden dir vom Lohn abgezogen.“

„Weiß's schon,“ seufzt die Magd und schaut betrübt auf die Scherben.

„Und wenn du nicht lesen kannst, so können es die Frauen da; die sind ja aus der Stadt. Horcht jetzt, und macht doch Alles präzis so:

„Erster Gang:

4 Schüsseln Suppe, 4 Schüsseln Karpfen, 4 Schüsseln Forellen, 1 abgesottenes Truthuhn mit Austern, 2 gebratene Hühner, 2

Kapaunen, 8 französische Pasteten, 6 Taubenpasteten, 4 mit Grün und Blumen verzierte Hammen, 1 geräucherte Zunge, Schaffleisch und Lendenbraten, Seleri, 4 Arten Erdäpfel, 16 verschiedene Torten, 4 Schüsseln kleine Pastetchen.

Zweiter Gang:

4 junge Hasen, 4 Schüsseln Salat, 3 Gänsebraten, 3 Schüsseln Rebhühner, 3 Schüsseln Wildbret und wildes Geflügel, Spargel.

Dessert:

4 Schüsseln mit Aepfeln, 6 mit Birnen, 16 Eiscrêmes, 5 Kuchen, 4 Schüsseln mit Nüssen, 6 mit trockenen und eingemachten Früchten, Haselnüsse, Mandeln, Erdbeeren, Waffeln, Hüpen, Weinbeeren, Konfekt.

Wein:

100 Flaschen, wie folgt: Champagner, Burgunder, Bordeaux, Rheinwein, Veltliner, Liqeure."

„So; das Alles hübsch der Reihe nach zubereitet, geordnet, wie's hier auf dem Papier steht!"

„Ganz gut, Jungfer Zopf, ganz gut; 'sſoll Alles recht werden; wir sind auch schon dabei gewesen, sind keine Häschen mehr," versichern die Frauen.

„Und du, Anneli, spute dich! die Hände gerührt!"

„Ach," schmält die Magd, „wenn nur der Schulmeister bald käme! S'ist noch kein Wasser da, die Stiefeln sind noch nicht gewichst, und ich weiß nicht, wo zuerst wehren."

Die Weiber sprachen noch mit einander, da keucht draußen in großer Hast der dicke Leuenwirth herein, und frägt nach Sr. Wohlehrwürden. Mathilde will ihn mit freundlichen Worten abweisen; allein er verlangt dringend, in einer Sache von größter Wichtigkeit mit dem Hrn. Pfr. zu sprechen.

Mathilde findet den Schwager schnarchend und zupft ihn an der Nase, bis er endlich die Augen öffnet. Es währte lange, ehe er verstand, warum es sich handle und höchst ungern ließ er den Besuch eintreten. Die Kappe in der Hand, mit gekrümmtem

Katzenbuckel, mit scharrenden Füßen und tausend Entschuldigungen stottert der Wirth hervor, wie des Feuerhauptmanns Schafbube bei ihm Speis und Trank geholt für einen verdächtigen Waldmenschen, der auf dem Bühl draußen des Boten harre. Er habe das auf eine feine Weise aus dem dummen Jungen herausgelockt, und ihn dann laufen lassen; allein die Sache gehe nicht mit rechten Dingen zu und sollte untersucht werden.

„'S wird ein hungriger Bettler sein," meint der Herr Pfarrer ruhig gähnend.

„Mein wohlehrwürdiger Herr Pfarrer wolle mir doch um Gotteswillen nicht übel nehmen; aber 's ist gewiß kein Bettler. Der Kerl hat dem Buben Geld, viel Geld gegeben; das ist das Verdächtige an der Sache."

„Dann ists ein Spitzbube, ein Zigeuner, oder sonst ein Vagabund, der im Forst haust. Sagt's dem Gemeindammann, oder laßt ihn laufen! Mich kümmert das nichts."

„Ach, Wohlehrwürden, ich habe einen andern schrecklichen Verdacht. Der Mensch hat Geld, hat Hunger, wagt sich nicht ins Dorf; gewiß ists ein politischer Flüchtling, Einer von den Seeschelmen, der dem Henker entlaufen möchte, und da sollte man —"

Plötzlich stand der Pfarrer frisch und munter auf den Füßen: „Wo, wo ist der Elende? Wo sagt Ihr, Meister Jakob?"

Und haarklein mußte der Wirth ihm nun die Gründe seines Verdachts auseinander setzen. Er gewann bald die Ueberzeugung, daß es nur ein flüchtender Patriot sein könne: „Und wenn's so ist," ruft er aus, „so soll Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt werden, den Kerl zu packen! Das wäre ein Fang heute!"

Sogleich berieth man sich, auf welche Weise der Verdächtige am sichersten einzufangen sei. Der Wirth wollte den Gemeindrath, den Nachtwächter und alle seine Nachbaren, ja das ganze Dorf aufbieten und hinausstürmen; der Pfarrer versprach sich von einem leisen und vorsichtigen Angriff mehr. Auf der Stelle führte er seinen Plan aus. Aller Schlaf war von ihm gewichen.

Er schickte den Wirth nach dem Siegrist, daß derselbe schnell die Thurmschlüssel bringe, nahm ein Fernrohr aus dem Schrank, und eilte hinaus auf den Kirchhof.

Der Wirth und Siegrist kamen an, und die drei bestiegen den Thurm. Oben im Glockenhause übersah man die ganze Flur, also auch den Forchbühl. Der Pfarrer richtete sein Rohr dahin, und hatte bald den gesuchten Gegenstand entdeckt. Die Schafe weideten zerstreut am Abhang hinunter. Eben sprang der Fremde seinem zurückkehrenden Boten entgegen und nahm ihm hastig die Last ab, sprach Einiges mit ihm und reichte ihm dann ein Papier, indem er auf das Dorf hinwies. Jetzt scheinen sich die Beiden verständigt zu haben. Der Unbekannte läuft in aller Eile dem Walde zu, und verschwindet in demselben. Der Schäfer steht immer noch am gleichen Flecke und betrachtet bald das Papier in der einen, bald etwas in der andern Hand; darauf treibt er die Schafe zusammen auf die Höhe, spricht mit dem Hund, und wandert wieder bergab, dem Dorfe zu.

Das Alles hat der Herr Pfarrer genau wahrgenommen und dem Wirth und dem gaffenden Meister Glockenstrang in großer Aufregung mitgetheilt. Die Gestalt des Fremdlings hatte seinen Verdacht nur vollends zur Ueberzeugung gesteigert. Nach langer Ueberlegung, während welcher er stille zwischen den Glocken hin und her gewandelt war, befahl er dem Wirth dem Schäferjungen entgegen zu gehen, denselben mit keiner menschlichen Seele sprechen zu lassen, auf das Papier genau Acht zu haben, und ihn auf den Pfarrhof zu bringen. Dem Siegrist trug er fürs Erste auf, die Thurmuhr um eine halbe Stunde zurückzustellen, auf dem Thurme zu bleiben, und den Waldessaum und Forchbühl durch das Fernrohr unausgesetzt im Auge zu behalten; sollte der Fremde sich wieder zeigen, so müsse er ihn beobachten und dann sogleich unten Bericht erstatten. Pünktlich, wie einem Fürsten, wurde gehorcht, und der junge Herr Pfarrer begab sich hinab ins Studirzimmer.

Nach einer halben Stunde standen der dicke Wirth und der Schäfer vor dem geistlichen Herrn.

Dem Burschen liefen die heißen Thränen über die Wangen hinunter; er schluchzte und schnupfte ganz jämmerlich, weil er glaubte, der „Heer"*) habe etwas Schlimmes mit ihm vor, und weil er ihn ohnedieß aus purem Respectt entsetzlich fürchtete.

Der dienstfertige Wirth händigte dem Pfarrer mit einem Kratzfuß das Papier ein, das er dem Knaben abgenommen hatte. Es war ein beschmutztes Blatt, in Briefform zusammengelegt, mit Baumpech gesiegelt, und mit einem ovalen Petschaft, wie man solche an den Uhrketten trägt, gestempelt. Das Stempel trug die Buchstaben I. S. Die Adresse mit Bleistift geschrieben, lautete: „An den Herrn Leutenant Güntharb in Kronach."

Als der Herr Pfarrer diese Adresse laut las, durchzuckte ein freudiges Lächeln des Wirths Angesicht.

Ohne Weiteres schnitten Sr. Wohlehrwürden das Papier rings um das Siegel auf, und rasch und glühend flog sein Auge über den Inhalt hin, der in Folgendem bestand:

„Mein schätzbarster Herr!

Ein armer Flüchtling vom See bittet Sie, den Menschenfreund, um Rath und Beistand in der höchsten Noth. Schon zehn Tage irre ich herum, an einer Wunde leidend, an Leib und Seele zerschlagen, ohne die Grenze erreichen zu können. Ueberall lauern die Spürhunde und Schmeichler der blutigen Regierung auf mich. Heute bleibe ich im Walde hier oben an dem Hügel, wo die Schafe weiden. Auch meine arme Mutter ist bei mir. Ich beschwöre Sie beim Gott der Freiheit, wenn Sie irgend können, so bringen sie mir doch im Laufe des Tages Ihren Rath und Ihre Hülfe in den Wald hinaus!

Der Bote kennt mein Schicksal nicht; auch ist er zu dumm, als daß er ein Verräther wäre.

Johannes S . . . . ."

*) Pfarrer.

„Hast dich betrogen, Kamerad!“ jauchzt der Pfarrer auf: „Die Dummheit führt dich direkte in mein Netz.“

„Und der Günthard, der Elende? Was habe ich Euch nicht schon lange gesagt, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer? Der Brief hier beweist's, daß er auch zu den Rebellen gehört. Zwei Fliegen auf Einen Schlag! He, He!“

„Ihr seid ein braver, wachsamer Mann, Meister Jakob; will nicht ermangeln, Euere treue Anhänglichkeit den gnädigen Herren einzuberichten. Ihr habt recht, daß Ihr den Günthard schon lange hasset. Hat er Euch doch auch die Braut abspenstig gemacht; der Kerl ist zu Allem fähig. Jetzt aber schlau, wie ein Fuchs, ans Werk! Wie fangen wirs nur an?“ —

„Meine unmaßgebliche Meinung wäre, man würde vor Allem den Günthhard festnehmen, und dann —

„Halt! Will's schon machen, will's schon allein machen! Lauft jetzt zum Gemeindammann, zum Präsidenten, zum Untervogt, zum Stillständer Götz und Vollmer, zum Feuerhauptmann, und sagt ihnen sämmtlich, daß sie auf der Stelle ins Pfarrhaus kommen sollen; aber die Gründe sagt ihnen durchaus nicht, auch sonst keinem Menschen! den heulenden Tölpel dort laßt ein Paar Stunden lang in meinen Keller sperren, daß er Nichts ausplaudert. Meister Jakob gehorchte, und der geistliche Herr sprang rührig, wie er es lange nicht mehr gewesen, die Stiege hinauf, weckte den Herrn Papa, den Onkel und die beiden Herren Brüder, die bald in den Kleidern und im Studirzimmer versammelt waren, als sie vernommen, wovon die Rede sei. Der eine Bruder, Hauptmann Julius, ein Polizeibeamteter der Stadt, wußte bald Rath, und man beschloß, seine Vorschläge pünktlich zu befolgen. Hei! wie sich die Herren freuten, da die Schlinge erfunden war! Wie sie sich die Hände rieben im Vorgenusse des stattlichen Gelingens!

Da streckte der Siegrist den Kopf zur Thüre herein und berichtete, wie der verdächtige Geselle sich droben im Walde wieder

zeige und immer herunter nach dem Dorfe auslugе; die Schafe aber seien in die Getreideäcker hinein gerathen.

„Das paßt ja vortrefflich zu unserm Spiel!" jauchzt Hauptmann Julius Zopf: „Jetzt haben wir ganz sicher gewonnen. Wer soll den Brief schreiben?"

„Das würde am besten der Schulmeister mit seinen groben, tappigen Krähenfüßen machen," meint Bruder Karl: „Unsere Schriften sind viel zu zierlich für eines Bauern Hand."

Der Schulmeister, dieser wichtige Mann des Dorfes, war so eben im vollsten Sonntagsputze in der Küche angelangt. Obgleich die Ereignisse drängen, so kann ich die Beschreibung des Mannes nicht versparen, da derselbe im Leben des Herrn Pfarrers Zopf noch öfter auftritt. Der Schulmeister von Kronach also ist ein williger, gedüldiger Mann von 30 Jahren, schnupft und kaut Tabak, hat Weib und Kind zu Hause, war früher Soldat in französischen Diensten, jetzt aber nährt er sich von dem Schulmeister-„Posten", von der Leinweberei und vom Bartscheeren. Der erstere trägt ihm alljährlich 44 Gulden baar Geld ein, das Scheit Holz nicht mitgerechnet, das jedes Kind zur Winterszeit täglich in die Schule bringen muß. Als Weber und Rasirer verdient er in der Woche auch etliche Batzen, und zwei Ziegen, die er hält, liefern die nöthige Milch und Butter. Was seine pädagogische Bildung betrifft, so entspricht er den Anforderungen des Dorfes vollkommen, und Klagen hat man noch keine gehört. Gewöhnlich Geschriebenes und Gedrucktes kann er ordentlich lesen, sogar wenn das Buch verkehrt vor ihm liegt. Das Schreiben geht auch; besonders malt er gar schöne und rührende Sprüche in die Kirchenbücher hinein. Vorrechnen läßt er gewöhnlich die größern Buben mit Hülfe der Kärtchen und des Schlüssels, und benutzt dann die so erübrigte Zeit zum Spulen. Am Examen sind gewöhnlich die Wecken die Hauptsache, und die fehlen nie. Sein Aeußeres ist gar stattlich aufgerüstet. Sein gesundes, volles Angesicht mit starkem, schwarzem Backenbart steht ihm gar nicht übel. Heute trägt er seinen

blautuchenen Frack, den er vor ein Paar Jahren um ein Billiges auf einer Versteigerung erhandelt; derselbe kleidet ihn ganz vortrefflich, obgleich die Aermel sehr kurz und die Ellbogen blöde sind; ferner schmücken ihn schwarze, kurze Hosen von gefärbter Leinwand, blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln, eine gelbe, lange Weste, etwas befleckt von Tabak, und Schuhe, triefend von Schmiere; auf denselben glänzen ein Paar blanke, messingene Schnallen. Der steife Hemdkragen ragt hoch auf und umzäunt den Hinterkopf bis zu den Augen; den großen Filzhut trägt er an der Hand, denn eben schreitet er ernsten Ganges über die Schwelle der Küche:

„Wo bleibt Ihr aber auch heute so lange, Ihr Faulthier!„ schmält ihm die Magd aufgebracht entgegen: „Schämt Euch, so lange an Euern dummen Geißen zu melken! Vorwärts, zum Brunnen! die Kleider geputzt, die Stiefeln gewichst!“

Und willig entfrackt sich der Pädagoge, und greift zum Werk. Einer der Herren ruft ihn bald in die Studirstube hinüber. Das war ihm ein Ereigniß; denn dieses Heiligthum hatte er in den 5 Jahren seiner Amtsdauer noch nicht 5 Male betreten dürfen. Mit großer Scheu, nicht bloß vor den Herren, sondern vor dem Zimmer, tritt er ein, und setzt sich, wo man ihn hinschiebt.

Er faßt sich ein Herz und gehorcht, als ihn der Hauptmann anschnauzt: „Schreibt nieder, was ich Euch diktire!“

„Unglücklicher!“

Mich tauert von Herzen, Euer schicksall und Will suchen euch zu Hälfen mit Wort und taht sintemalen wir beyde ja Brüder im Geiste der Freiheyt sind? — Punkt 7 Aur werde Ich zu euch zu Kommen suchen; aber nicht in den wald, der schäferBub würde mich Sähen vnd Es kännten spöter darus, Bösi folgen äntstehen, dieweyl Man mich als einen Pateriot kännt. Item, laßt Euch fon dem Ueberbringer dieß die Griengrub im „Bachtobel“ zeigen; Ihr kännt liecht vom Wald aus durch die Korn Felder dort hin kommen, dort Wil Ich euch treffen? Glaubt mir, Ich Wage vill,

aber Ich tue Es, weil Ich weis, das die Unschuld leydet vnd die Tiranney frohloket!

Euer Fründ vnd Bruder

Kronach dd 20 May Anno 1804. N. N.

Ein Wink von seinem Herrn Pfarrer und der Schulmeister entfernt sich mit gekrümmtem Rücken und im höchsten Schweiße. Lange, sehr lange hatte die Schreiberei gedauert, weil die meisten Wörter von den Herren in die Feder diktirt werden mußten; endlich wars geschehen; der Brief bekam obige Orthographie. Gewiß wußte der Schreiber Nichts vom Inhalt des Diktirten: er hatte vollauf an der Form zu thun.

Nun wurden die Vorsteher, die in der Hausflur harrten, hereinbeschieden. Se. Wohlehrwürden setzte dieselben in Kenntniß von Allem, theilte ihnen das Nöthigste mit, und machte sie mit dem weitern Plan zur Habhaftwerdung des Hochverräthers bekannt, legte ihnen ihre Pflicht ans Herz und forderte sie auf, im Stillen und ohne Plauderei handfeste und zuverläßige Mannschaft im Dorfe aufzubieten, dieselbe sogleich ins Hölzchen in der Nähe der Griengrube oder Mausfalle, wie er sie scherzend nannte, zu verstecken, und denselben an Ort und Stelle die nöthigen Befehle zur Fahndung des Verbrechers zu ertheilen, auch selbst dabei aufs Klügste und Thätigste mitzuwirken. Das Ganze werde sein Herr Bruder, der Hauptmann persönlich leiten; ihm sollen sie getrost und blindlings gehorchen. Ihre Knechte und eine Anzahl ergebene Bauern sollen auf der Stelle sich bewaffnen und einzeln, oder höchstens paarweise, hinten ums Dorf herum schleichen. Im Walde sollen sie sich mäuschenstill verhalten bis zur Losung. Sobald sie einen Schuß hörten, sollen sie von allen Seiten auf die Griengrube losstürmen, den Elenden binden, und wo möglich lebendig ins Dorf schleppen.

Die Vorsteher bewunderten einmüthig die Trefflichkeit des Schlachtplanes, und Präsident und Gemeindammann versicherten aufs Bestimmteste, nicht zu ruhen und zu rasten, bis Sr. Wohl-

ehrwürden Wünsche erfüllt seien. In einer Viertelstunde soll Alles an Ort und Stelle sich befinden. Komplimentirend entfernten sich die Bauern.

Nun waren aber die Herren um einen neuen Briefträger verlegen, da man von vornherein von dem Schäfer abstand, weil der in seiner Einfalt den ganzen schönen Plan vernichten könnte. Hin und her wurde gerathen, ob Herr Karl Zopf, oder der Onkel, oder der dicke Wirth in die Zwilchkleider eines Knechtes schlüpfen solle, um den Gang auf den Forchbühl zu machen; da half die Weisheit des Herrn Pfarrers auf Einmal aus der Klemme. Er schlug den Sigrist vor, „denn sagte er, das ist ein Teufelskerl, ein Meister in der Verstellungskunst. Hat er mir doch letzthin mit dem frommsten Gesicht von der Welt es weggeläugnet, daß er mir eine Hammen gestohlen habe, indeß sie ihm hinten aus der Rocktasche guckte.“

Das entschied. Der Siegrist wurde gerufen, und fühlte sich sehr geschmeichelt, daß ihm die schwerste der Rollen in dieser Tragödie zugetheilt wurde. Er lachte gar pfiffig und versprach alles Gute, als man ihn bedeutete, daß er bei dem Rebellen sich für einen Knecht des Feuerhauptmanns auszugeben habe, den der Herr schick', weil er den Buben im Dorfe gesehen und ihn nun zu einer andern Arbeit gejagt habe. Er müsse nun für den Lümmel die Schafe weiden. Der Bube aber, soll er sagen, habe ihm dann das Papier zugesteckt, mit dem Bemerken, er solle es draußen auf dem Bühl einem Manne geben, dann bekomme er von demselben dafür ein gutes Trinkgeld. Er soll sich nur recht verdrießlich und erbost stellen, und vor Allem das Trinkgeld verlangen, um den gefährlichen Kerl zu täuschen und sicher zu machen. „Fragt er Euch nach dem Weg zur Griengrube, so geht mit ihm bis er nicht mehr fehlen kann. Haltet ihn aber auf, so lange ihr könnt. Zum Schein bleibt eine Weile bei den Schafen!“

„Oh! 'sfoll Alles wie am Schnürlein gehen, lachte der Sigrist, und trat seinen Gang an.

So war denn das Netz, in welchem der Unglückliche gefangen werden sollte, aufs Klügste ausgespannt. Wenn ihn nicht ein Wunder rettet, so ists um ihn geschehen! die Zeit der Wunder aber liegt hinter uns, und einem Garn, das von Aristokraten gesponnen und von Pfaffen geflochten wird, ist schwer zu entgehen. Sagte ja schon Christus von den Letztern: „Ich will Euch zu Menschenfischern machen, und wie Herr Pfarrer Zopf dieses Sprüchlein auslegt, haben wir so eben gesehen.

V.

Die Griengrube lag in der Richtung des Forchbühls, ungefähr drei Büchsenschüsse weit von demselben ab, in einem jähen Tobel, das hinten vom Walde und auf zwei Seiten von Gestrüpp und Buschwerk umgeben war. Es war ein tiefes, großes Loch, entstanden schon vor hundert Jahren, weil seit Menschengedenken hier Kies (Grien) für die Straßenbauten des Thales und Sand erbeutet wurde. Rechts von der Grube stürzte zornig tosend der starke Mühlbach von der Höhe des Tobels herab, und eilte dann langsamer durch die Felder dem Dorfe zu. Auf der Seite des Dorfes verlor sich das Tobel in sanfte Abhänge und eine Feldstraße leitete einen ihrer Arme zur Grube. Von dieser Seite allein war es möglich, leicht in das Tobel zu gelangen, da es einen ungeheuren Kessel bildete.

Auf langen Umwegen waren die aufgebotenen Häscher in übertriebener Anzahl schon oben im Walde angelangt, noch ehe der Flüchtling in der Grube angekommen war. Es waren ihrer fünfundzwanzig, darunter die Vorsteher und einige Nachbarn mit allen ihren Knechten, der Nachtwächter und der Schulmeister. Die Einen waren bewaffnet mit Säbeln, Andere mit Sensen, Gabeln und Knitteln, der Nachtwächter mit einer rostigen Hellebarde. Der Herr Hauptmann leitete die Heldenschar; denn er und sein jüngerer Bruder Karl wollten sich durch diese Großthat ein Ver-

dienst um die hehre Vaterstadt erwerben. Die Beiden allein versteckten sich vorsichtig an einer Stelle im Gebüsche, wo sie von oben den Eingang des Tobels und die Grube im Auge behalten konnten; die übrige Mannschaft mußte sich tief im Walde verbergen und die weitern Befehle gewärtigen. Der Beherzteste von Allen aber war der Schulmeister; auch er wollte sich auszeichnen, um sich die Zufriedenheit, vielleicht gar ein herablassendes Lächeln von seinem wohlehrwürdigen Pfarrherrn und Vorgesetzten zu verdienen. Seine Soldatennatur erwachte wieder in ihm, und er focht gar grausam wilden Angesichts mit seinem Säbel in der Luft herum, indeß die Uebrigen Alle, selbst Meister Fledermaus, der Nachtwächter, von kalten Schauern bis ins tiefste Mark durchrüttelt wurden. Wie die Schafe, wenn ein Gewitter sich naht, so drängten sie sich zusammen und wagten kaum zu athmen. Wie erschracken sie ob dem dürren Laub, das unter ihren Tritten knisterte! Wie fuhren sie zusammen, wenn eine Krähe, oder ein „Heerenvogel" ob ihren Häuptern sein Geschrei erhob! Kein Laut kam von ihren Lippen, denn so hatte es der Führer befohlen. Nur leicht wagte es einmal einer der Knechte dem Schulmeister fragend zuzuflüstern: „Sinds Räuber oder Zigeuner?" worauf der Befragte schreckliche Zeichen machte.

Bald wäre die Hälfte der Mannschaft ohne Weiteres der Gefahr entlaufen, da kam endlich Hauptmann Zopf leise herbeigeschlichen. Die größte Freude glänzte aus seinen Augen: „Er ist in die Falle gegangen, der Spitzbube," flüstert er rasch: „Und nun an's Werk! das ganze Tobel muß umstellt werden, und auf den Schuß stürmt Alles zumal gerade aus in die Schlucht hinunter! Mein Bruder und ich und noch vier Mann von hinten; Ihr, Präsident, mit fünf Mann von links; der Schulmeister mit ebensoviel von rechts, und Ihr, Fledermaus, habt den schlimmsten Posten vom Eingang her mit sechs Mann. Achtung! Aber warum klappert Ihr so, Meister Fledermaus? Habt Ihr Furcht? Pfui!"

„Ich will mit ihm tauschen, Herr Hauptmann, entgegnet der heldenmüthige Schulmeister Gebrecht, muß aber noch zwei Mann Sukkurs haben, und hoffe dann, daß meine Bravour getreulich Sr. Wohlehrwürden rapportirt werde.“

So geschah's. Die Seiten mußten jede noch einen Mann abtreten, und nun setzte sich die Armee mit hörbarem Herzklopfen und leichenblassen Gesichtern in Bewegung. Ohne den geringsten Laut kamen die Abtheilungen an ihren Posten an und vertheilten sich in die Gebüsche.

Der rückkehrende Hauptmann sieht seinen Bruder immer noch auf dem Boden kauernd und den Flüchtling von der Höhe herab beobachtend. Dieser sitzt drunten auf einem Felsblocke. Eben bindet der Sorglose sein Halstuch fester um die verwundete Hand.. Tosend stürzt der Waldbach von Stein zu Stein.

Noch eine Pause, noch ein stilles Lächeln, noch einen Blick in die Schlucht hinab und zitternd vor Hast zieht der Führer ein Terzerol aus der Seitentasche, spannt den Hahn und will —

Da schrickt der Flüchtling drunten auf Einmal auf und lauscht und späht fragend nach der Höhe. Hatte er das Knacken des Gewehrs vernommen, oder wars die letzte Warnung seines guten Engels?

Ein Schuß donnert ihm als Antwort entgegen.

„Ho! Halloh! Halloh!“ brüllts am Eingange des Tobels, und plötzlich antwortets links und rechts, oben und unten: „Ho! Halloh! Gib dich, Spitzbube!“

Noch ein Schuß, und eine Kugel wühlt im Kies zu den Füßen des Ueberfallenen. Er ist im höchsten Entsetzen aufgesprungen und sieht die Bauern von allen Seiten heranstürmen; diese, da sie es nur mit einem einzelnen, unbewaffneten Mann zu thun hatten, waren plötzlich Alle herzhaft geworden. Der Vorderste stürmt der Schulmeister: Ein Schlag — und er liegt am Boden; noch ein Schlag — und einer der Bauern stürzt kopfüber in den Bach. Der Flüchtling hatte sich, die Gefahr rasch über=

schauend, in Verzweiflung dem Eingange zugestürzt. Nur noch eine Minute Zeit, und er hätte sich siegreich durchgeschlagen, denn schon saß ein Dritter mit blutender Nase an der Erde; nur zwei Schritte noch, und das offene Feld wäre gewonnen gewesen. Schon stutzen die Uebrigen, und denken auf ihre Sicherheit, da rast der Nachtwächter von hinten mit gefällter Hellebarde herbei, und sticht den mit einem Vierten ringenden Flüchtling tief in den Schenkel, daß er zusammen sinkt.

Wie die Jagdhunde, so stürzen sich nun Alle auf das erlegte Wild, schlagen auf ihn los, und zerren ihn herum, bis er, vom vielen Blutverlust erschöpft, ohnmächtig daliegt.

„Haltet fest! Haltet fest!" ruft der Hauptmann von seiner sichern Höhe herab: „Bindet ihn! Schnürt, knebelt ihn! Lebendig müssen wir die Kanaille einliefern!"

„Viktoria! Viktoria! da liegt er ja!" jubelt der wieder erstandene Schulmeister und hinkt eilends fort, daß er Sr. Wohlehrwürden den glücklichen Ausgang der Schlacht verkünde.

Die Andern umstehen den Ohnmächtigen. Die Einen lachen einander herzlos an; Andere hingegen sind still geworden, da sie den Gefangenen getödtet glauben, und sich nun als seine Mörder betrachten: „Aber der Herr Pfarrer hats befohlen," dachten sie dann, um das mahnende Gewissen zu beschwichtigen. Man machte sofort Anstalt, den Erlegten zu binden; da waren aber keine Stricke vorhanden. Der Leuenwirth, der an Alles gedacht, und eben mit den beiden Junkern von der Höhe herab kletterte, half aus der Verlegenheit, da er ein Heuseil aus der Rocktasche zog. Sogleich wurden dem Leblosen die Hände so stark auf den Rücken zusammen gebunden, daß das Blut aus der Wunde durch den Verband strömte; auch die Beine schnürte man ihm zusammen, dann plünderten die Helden seine Taschen. Es fanden sich da eine silberne Uhr mit Kette und Petschaft, eine Brieftasche, einige Geldstücke, ein Taschenmesser, ein Hemd und zwei Nastücher. Diese Gegenstände nahm der Führer in Verwahrung. Er hatte

überdieß die Vorsicht, daß er mit dem einen Tuch des Flüchtlings Schenkelwunden verbinden ließ, damit derselbe sich nicht ganz verblute.

Nun schickte sich der Zug zum Abmarsch an. Zwei handfeste Knechte trugen die Beute bei Kopf und Beinen; die Uebrigen marschirten voraus, links und rechts, oder hinten nach, dem Dorfe zu. Auch die Stadtjunker verließen den Zug nicht, denn auch sie wollten vor aller Welt mit ihrer Heldenhaftigkeit glänzen.

Schon auf dem Wege hatte der Unglückliche wieder die Augen aufgeschlagen und mit voller Besinnung seine Lage überblickt. Schmerz, unendlicher Seelenschmerz lag anfangs auf seinen blassen Zügen, als er erkannt, daß er in den Klauen seiner Feinde sei, und immer mehr steigerte sich dieses Weh, je deutlicher die Ereignisse der letzten halben Stunde in seiner Erinnerung auftauchten, glühender und glühender wurde sein Blick, schneller und schneller rollte sein Auge und blieb bald auf diesem, bald auf jenem seiner Häscher haften, bis endlich den Kraftlosen ohnmächtige Wuth und Verzweiflung erfaßte. Kein Wort aber, kein Wehlaut kam von seinen Lippen; wol machte er einmal den Versuch, sich den Fäusten, die ihn hielten, zu entwinden; allein seine Kraft war dahin, und fester und gewaltiger quetschten die Würger ihr Opfer. Noch Einen Blick, in dem eine Hölle mit allen ihren Qualen lag, warf er zum blauen Himmel über sich, schloß dann sein Auge und — ergab sich in sein schwarzes Schicksal.

Schon war die Kunde von dem Fange durch den Schulmeister im Dorfe verbreitet, und Jung und Alt strömte herbei, um die furchtbare Räuberbande zu schauen, die man im Forst gefangen, und nun herbei schleppe.

In Ermangelung eines obligatorischen Hundeloches wurde der Gefangene in das Spritzenhaus gesteckt und mit einer Spannkette an das Rad der Feuerspritze gefesselt. Die Hände blieben ihm gebunden, die Füße aber ließ man ihm frei. Damit Nichts versäumt werde, so mußte der Nachtwächter mit der Hellebarde

und ein Landwehrmann in Uniform mit einem mächtigen Säbel vor der Gitterthüre des Gefängnisses Wache stehen; auch einige Bauern behielten auf des Gemeindammanns Befehl in der Nähe die Thüre im Auge.

Da lag er nun drinnen auf dem gepflasterten Boden, der Arme, todeswund an Leib und Seele. Er hatte keine Thräne, keine Klage, keinen Seufzer über sein furchtbares Loos; wol aber einen Fluch, einen gräßlichen Fluch wälzte seine Seele still verzagend auf seine Peiniger, auf seine Schinder. Er ließ es geschehen, daß die beiden Stadtjunker, daß sein Verräther, der Leuenwirth und Andere ihm die schmählichsten Schimpfreden durch die Gitter an Thüre und Fenster zuriefen, und ihn unter den gemeinsten Zoten anspuckten. Er ließ die Rasenden gewähren, und nahm es stille hin. Nur einmal klirrte seine Fessel, da, als ihn der Hauptmann einen dummen Schurken nannte, daß er in die Falle gegangen, die Er ihm gestellt habe.

Die Leute, welche die Neugierde hergetrieben, und welche sich endlich satt geschaut hatten, schlichen nach und nach fort. Sie hatten nun erfahren, daß der Eingebrachte weder ein Räuber noch ein Mordbrenner, wol aber noch viel mehr, ein arger Patriot vom See sei, Einer von den „Rädlisführeren", welche der hohen Obrigkeit den Gehorsam aufgekündet. Furcht und Entsetzen packte diejenigen, die selbst im stillen Herzen jenen bedrückten Freiheitskämpfern einen glücklichen Ausgang ihres Unternehmens gewünscht, diese Gesinnung aber vorsichtig verborgen hatten. Solcher war eine bedeutende Zahl auch in Kronach. Mit todesbleichen Gesichtern schlichen diese nach Hause. Ein anderer Theil, die sogenannten Stillen im Lande, denen die Politik ein unbekannt gleichgültig Ding war, auch die wurden von einem unheimlichen Schauer erfaßt, denn erst gestern hatte sie ja die Nachricht von der Hinrichtung Kleinerts erschreckt, erst vor wenigen Tagen bluteten ja drei Andere unter des Henkers Hand; auch sie zitterten ob dem Anblick des armen Sünders und gingen mitleidig weg. Die Pfaffen-

schmeichler, als sie den Unglücklichen genug geschmäht hatten, mußten am Ende auch wieder ihren Geschäften nach, und nur einige Gaffer, die gar Nichts oder blutwenig dachten, einige Weiber und Gassenbuben blieben.

Die beiden Thürhüter aber marschirten mit der wichtigsten Haltung und grimmigen Gesichtern vor dem Gefängniß auf und nieder.

Der Pfarrer hatte auf dem Kirchthurm mit Papa und Onkel das vollständige Gelingen des Schlachtplanes beobachtet.

Nach der Einlieferung des Gefangenen versammelte sich im Studirzimmer der Rath. Auf der Laube harreten die Gemeindsvorsteher der Befehle. Endlich wurde ihnen der Auftrag, den Patrioten in die nahe Wohnung des Sigrists zu führen, ihm Speise zu reichen, seine Wunden zu waschen und zu verbinden und ihm überhaupt freundlich zu begegnen, damit er einiges Vertrauen fasse, sich erhole und über seine Lage getäuscht werde.

Alles das geschah pünktlich. Man entfesselte den Todesmatten, und da er nicht zu gehen vermochte, so trug man ihn sanft und schonend in des Kirchendieners Wohnstube, gab ihm gute Worte, bereitete ihm mit alten Bettstücken auf der Ofenbank ein Lager, und legte ihn darauf nieder. Er war sehr erstaunt, und ließ Alles mit sich geschehen. Mit sichtlichem Behagen schlürfte er einige Schalen Kafee, den ihm die mitleidige Frau des Sigrists mit einer Thräne im Auge reichte. Der Schulmeister goß ihm sodann kühlendes Oehl in die Wunden an Hand und Schenkel und sorgte für einen ordentlichen Verband. Der Unglückliche, den die menschliche Behandlung sehr erquickte, träumte schon von einer günstigen Wendung seines Geschickes, und erholte sich sichtbar. Seine Züge wurden wieder mild, sein Eisenherz weich, und warmes Dankgefühl sprach aus seinem Auge:

„Ach meine arme, verlassene Mutter! seufzt er laut und Thräne auf Thräne rollt auf die Kissen nieder.

„Seid getrost und guten Muthes!“ sagte da der Präsident

freundlich: „Eure Sachen werden so schlimm nicht gehen. Der wohlehrwürdige Herr Pfarrer selbst hat befohlen, daß man Euch alles Gute thun soll, und Hochderselbe wird Euch bald selbst einen Besuch abstatten.“

Bei dem ominösen Worte „Pfarrer“ schrack der Liegende heftig zusammen, und ein kalter Schauer schüttelte seine Glieder. Sein Auge stierte an die Decke empor; tausend Gedanken trauriger Art durchzuckten blitzesschnell seine Seele, und die Ueberzeugung wurzelte immer fester und fester darinnen: „Von einem Pfarrer hast du keine Rettung, nur Verrath und Verderben zu erwarten!“

Wirklich erschien, als draußen schon das erste Zeichen zum Morgengottesdienst geläutet, der Wohlehrwürdige, begleitet von Papa, Onkel und den Brüdern. Der Hauptmann setzte sich vor den Ofen so, daß ihn der Flüchtling nicht sehen konnte, nahm die Brieftasche heraus, und machte sich fertig, das Verhör Wort um Wort nachzuschreiben.

Großes Mitleid erheuchelnd, eine Thräne im Auge, wendete sich der Geistliche sanft an sein Opfer, nachdem die Uebrigen sich ein wenig zurückgestellt hatten:

„Armer, unglückseliger Mensch! Wie er blutet! Kann ich Etwas zu Euerer Erleichterung beitragen?“

Der Gefangene hatte nur einen Blick auf das Angesicht des Fragers geworfen, dann wendete er mit einem stolzen, verächtlichen Lächeln das müde Haupt auf die andere Seite und schloß die Augen.

„Man hat Euch unmenschlich behandelt,“ fährt der Pfarrer fort: Ihr seid todesschwach, halb verblutet und tretet vielleicht schon in der nächsten Stunde vor Gottes Richterstuhl. Habt Ihr denn auf dieser Erde Nichts mehr zu bestellen? Wer seid Ihr? — Warum hat man Euch gefangen, wie einen Wehrwolf? — Wie heißt Ihr? — Wollt Ihr denn dahin sterben, ohne Eueren Lieben noch einen Gruß, ein Lebewohl zurückzulassen? —“

Keine Antwort.

„Vertrauet mir! Ich habe nämlich Erbarmen mit Euerm traurigen Zustand. Freilich habt Ihr gefehlt, wenn Ihr Einer von denen seid, welche sich gegen die Obrigkeit aufgelehnt; allein eine solche That ist ja auch zu entschuldigen, und Jesus Christus sagt: Ein reuiger Sünder kommt nie zu spät. Ach, ich kann mirs denken! Wem im Busen das Feuer der Freiheit brennt, der sucht die Fesseln zu brechen, die man ihm angeschmiedet. Das ist Menschlichkeit; Gott selbst hat ja diese Flamme entzündet; somit seid Ihr in seinen Augen kein großer Sünder. Ich meine es gut mit Euch, mein Herz möchte Euch helfen; wie kann es das?“

Ein krampfhaftes Lachen war des Flüchtlings Antwort.

„Ihr schweiget? Zweifelt Ihr an der Redlichkeit meiner Worte? O schaut, mein armer Mensch, ich halte es ja mit dem Spruche unsers Herrn und Heilandes: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht auch gerichtet werdet!“ und darum möchte ich Euch retten; retten vielleicht vor ewiger Verdammniß; deßwegen sagt mir: Wie ist Euer Name?“

„„Hebe dich weg, Heuchlerzunge! Hebe dich weg!““

Heftig stieß der Unglückliche dieses heraus, ohne den Kopf zu wenden.

„Unglückskind! Meine ich es denn nicht ehrlich mit dir? Stehe ich denn nicht als ein Apostel unsers göttlichen Erlösers, der nur dein Heil will, vor dir?“

„„Geh zum Teufel, Pfaffe! du und dein Gelichter!““

„Der Gottseibeiuns redet aus dir. Gib doch deinem guten Engel Gehör, und verdirb dich nicht selbst in deiner Halsstarrigkeit!“

„„In die Hölle geh, Pfaffe! Dort ist dein Platz. Mich kirren deine Honigworte nicht. Blutsauger, Blutsäufer seid ihr ja Alle!““

„Mensch! Ungeheuer! Weißt du, mit wem du sprichst?“

Mit zitternder Stimme, die höchste Wuth im Herzen, sagte der Pfarrer das.

Da wendete der Flüchtling mit verächtlichem Lächeln sich um und richtete sich auf seinem Lager langsam in die Höhe. Schon vorher hatte er im Spiegel, ihm gegenüber an der Wand das Bild des Schreibers erblickt, und Alles war ihm klar. Er faßte seinen Peiniger scharf ins Auge:

„Mit einem Pfaffen sprech ich, das ist mir genug. Höre, du tölpelhafter Quälgeist, laß doch das auch Alles niederschreiben, was ich dir jetzt sage; es ist mein Vermächtniß für dich und deinesgleichen. Höre! Du und deine Klerisei haben einst viel zu verantworten. Ihr habt das Elend des Vaterlandes, das Blut so vieler Brüder, die Thränensaat des Unglücks auf euerm Gewissen! Ihr, ihr Speichellecker der Tyrannei und Barbarei, ihr bindet euerm Volke die Zuchtruthe, ihr redet der Verdummung das Wort, ihr saugt das Mark des Volkes aus und haltet jede geistige Regung darnieder; ihr predigt Hosianna der Dummheit und der Armuth, ihr tragt die Hölle im Herzen und den Himmel auf den Lippen! Gottesdiener nennt ihr euch? Teufelsdiener seid ihr! Teufelsdiener! Baalspfaffen! Ruft mich mein Gott bald zu sich, so soll mein letzter Hauch noch ein Fluch sein, einen fürchterlichen Fluch werfe ich im Namen Willis, Schneebelis und Häberlings und der tausend andern Opfer auf euch, und Gott, der gerechte Gott, er wird, er muß ihn hören!“

Während dieser furchtbaren Worte saß der Rasende auf seinem Lager. Die Fäuste geballt, das blasse Angesicht, das brennend schwarze Auge auf den zitternden Pfarrer geheftet, wurden seine Züge immer wilder, seine Stimme stärker, so daß er aussah, wie ein zürnender Rachegeist. Erschöpft sank er dann zurück und eine Ohnmacht nahm den Erregten in ihre kalten Arme.

Allen Anwesenden rieselte es eisig durch die Adern und sie schauten grauend hin nach dem Gotteslästerer, wie ihn der Pfarrer, der sich hinter die Bauern versteckt, stöhnend nannte. Kalter Angstschweiß rann dem geistlichen Herrn über das Angesicht hernieder, denn eine solche Demüthigung war ihm noch nie geworden.

Außer sich vor Wuth gab er jetzt seinem Bruder den Befehl, den Elenden zu binden und ihn wieder in das Spritzenhaus zu schaffen. Strick, Galgen, Scheiterhaufen und Schaffot, das waren noch die einzigen Gedanken, die in des Pfarrers Seele aufzutauchen vermochten, als er wieder nach dem Pfarrhof rannte. Er wollte sogleich dem Statthalter und dem Kleinen Rath über den Gottverfluchten berichten.

VI.

In der Wohnstube des Pfarrhauses dampft das köstliche Frühstück auf dem Tisch vor der sehr zahlreichen Gesellschaft. Herr Pfarrer Zopf hat sich entschuldigen lassen, da er seinen Bericht schreibt, den ein Bote sogleich an den HH. Statthalter in † † † überliefern soll.

Herr Hauptmann Zopf malt so eben den Damen am Kaffeetisch auf launige Weise seinen Feldzug und den Fang des Hochverräthers aus. Bei der Beschreibung vergißt er aber nicht, sich selbst, seine List und Tapferkeit ins vortheilhafteste Licht zu stellen, was ihm die vollste Bewunderung der Schönen sichert. Begierig sprechen Alle den Wunsch aus, den entsetzlichen Menschen, oder das wilde Thier, wie ihn die Frau Mutter nannte, zu sehen. Ohne Zweifel wäre ihre Neugierde auf der Stelle befriedigt worden, wenn nicht eben eine Chaise mit dem Herrn Gevatter Wunderli auf den Pfarrhof gerasselt wäre:

„Josephina!“ sagt da Mamma Zopf zu ihrer 15jährigen Tochter, die einem geschmückten Rebstickel gleicht: „Benimm dich fein und honett! Die Ellbogen an den Leib, den Hals gestreckt, bei Leibe kein Lachen, wol aber per se ein freundliches Lächeln im Angesicht! Mach uns Ehre!“

Alles eilt hinaus zum Willkommen. Nach hundert Knixen, Verbeugungen, Verrenkungen und Grüßen sammelt man sich wieder um den Kaffetisch.

Nicht wenig verwundert und freut sich der HH. Gevatter, als auch ihm die Geschichte dieses Morgens mitgetheilt wird: „Ei, ei! ruft er aus und reibt sich vergnügt die Hände: „das ist ja ein ganzer Glückstag heute!“ und den eintretenden Pfarrer, der sein Schreiben geendet, begrüßend: „O, du glücklicher Zopf! Gratulire von Herzen, Herr Gevatter Dekan in Hoffnung!“

Lächelnd und geschmeichelt nimmt der Herr Pfarrer das Compliment hin, und schreitet dann würdevoll dem Ehrensitze an der Tafel zu. „Josephina! Hm! die Hände! schmält Mama Zopf über den Tisch hin, wendet sich dann an Jgfr. Matthilde und flüstert dieser ins Ohr: „'sist doch ein charmanter Herr, der Herr Pfarrer Wunderli, ein charmanter Herr.“ Indessen schickt sich Herr Pfarrer Zopf zu einer Rede an. Vor Allem entschuldigt sich derselbe bei der ehrenwerthen Verwandtschaft, daß er wol schwerlich durch eine gediegene Predigt befriedigen werde, da er durch das Erscheinen des Rebellen im besten Studium gestört worden sei. Man solle also Nachsicht haben und keine unbilligen Ansprüche machen. Uebrigens aber sei die riesenhafte Anstrengung dieses Morgens doch zu dem gut gewesen, daß er nämlich dadurch einen exzellenten Appetit erhalten habe: „Da meinen denn die einfältigen Bauern“, so schließt er seufzend und wischt den Mund, „meinen, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer habe das ruhigste Leben von der Welt, er habe nichts zu thun, als am Sonntag eine Stunde zu predigen; damit sei's abgethan. Sie denken nicht daran, daß das Geschäft der treuen Seelsorge tausend und tausend saure Mühen bringt, wie nämlich am Besten die heutige ungeheure Arbeit bewiesen hat.“

Sprach's und ergriff im Eifer ein mächtiges Stück der Pastete.

Hin und her berieth sich drauf die Gesellschaft, wer wol der Spitzbube sei. Die Einen, auf das S im Petschaft sich stützend, meinten, es sei einer von den Rädelsführern Syz von Knonau, oder Schoch von Bäretschweil; die Andern aber warfen ein,

das S beweise Nichts, die Uhr könne entlehnt, gestohlen sein, und in dem Kerl könnte auch ein Trüb oder Hagenbuch, oder Lieutenant Höhn stecken. Das Letztere sei darum wahrscheinlich, weil er den Lieutenant Günthard im Dorfe kenne. Als dieser Name genannt wurde, theilte der Pfarrer mit, daß er diesen Günthardt durch den Gemeindammann habe verhaften lassen, und daß er ihn dem Statthalter ausliefern werde.

„Ganz recht, präzis recht, mein lieber Christoph, schnarrte es jetzt unter der hohen Haube der Mama Zopf hervor, „ganz recht; da wäre Schonung eine große Sünde. Ich freue mich herzlich darauf, diese gefährlichen Menschen köpfen zu sehen. Aber allerwenigstens werden sie doch gewiß „die Stadt abgepeitscht" und das ist immer auch ein ordentliches Vergnügen. Nein, nein! Hier ist das Mitleid keine Christenpflicht mehr."

„Köpfen habe ich schon einmal gesehen, aber das Stadtabpeitschen nicht", sagte Mathildchen: „Wie geht es eigentlich auch dabei zu?"

Mehrere fingen sogleich zu erzählen an; allein die Frau Mutter behielt das Feld, indem ihre schallende Stimme die andern niederkämpfte: „Vor dem Rathhaus, auf der steinernen Treppe knieen zwei Verbrecher, ein Dieb und ein Betrüger. Beide sind bis auf Hosen und Hemd entkleidet. Der Standesweibel im weiß und blauen Mantel und einige Henkersknechte stehen in ihrer Nähe. Rings auf dem Rathhausplatz steht eine Menge Volks. Alle Fenster auf der Saffran und den übrigen Häusern sind vollgepfropft mit Zuschauern. Jetzt verliest oben vom Rathhaus herab ein Sekretär das lange Urtheil: Beide sollen eine Stunde öffentlich im „Halseisen" ausgestellt sein, darauf soll der Betrüger gebrandmarkt, der Dieb mit doppelter Portion und „aus dem Salz" durch die Stadt gepeitscht werden. Beide erhalten überdieß eine zwölfjährige Kettenstrafe und bekommen jährlich an der „geheimen Stub" im Oetenbach je am Jahrestage des Urtheils 24 Ruthenstreiche. Der eine der Verbrecher, als er das hört, sinkt ohn-

mächtig in die Arme der Henker. Es währt eine Weile, ehe er die Augen wieder öffnet, dann aber greifen die Schinder zu, und führen oder schleppen die Verurtheilten zum Halseisen.

„Ach, das möchte ich sehen!“ wirft Mathilde ein.

„Das Halseisen befindet sich kaum 12 Schritte weit entfernt. Es besteht aus zwei dicken, steinernen Säulen, an welchen geöffnete, handbreite Eisenringe hängen. In diese süperben schweren Chemisetten nun werden die Verbrecher gekleidet. Der Henker schließt die Ringe und hängt ein Vorlegschloß an. Die Elenden können oft die ganze Stunde, die sie da im Halseisen stehen müssen, noch weinen; allein das Mitleid ist selten groß, da solche Szenen den Städtern gar häufig sind. Da stehen sie nun, und tragen eine Tafel auf der Brust; auf derselben ist die Art des Verbrechens in großer Frakturschrift angegeben. Indessen schüren die Schinderknechte vor ihren Augen auf einem Rost ein helles Feuer an, nähren von Zeit zu Zeit mit einem Blasebalg die Glut, und machen auf diese Weise ein langes Eisen glühend. Die Stunde will nicht enden. Endlich schlägts auf den Thürmen zwei Uhr. Die Schelmen werden aus den Eisen genommen und gebunden; darauf zieht man ihnen die Hemden über den Leib hinunter und Beide stehen da, fast nackt, mit bloßer Brust und bloßem Rücken.“ —

„Pfui, nackt! Vor allen Leuten?“ frägt Mathilde mit gerümpftem Näschen.

„Nackt, per se! mutternackt,“ versichert die Erzählerin; „Plötzlich schlägt ein ungeheurer Schmerzensschrei, wie ihn kaum ein Mensch ausstoßen kann, an die Ohren der Menge: der Henker hat das zischende Eisen dem Betrüger in das weiche Fleisch des Rückens gedrückt und ihm das „Zeichen aufgebrannt.“ Jetzt drängt und drückt sich die Menge. Eine Gasse öffnet sich, und der Dieb wird abgeführt. Vor ihm her schreitet der Waibel in der Standesfarbe, diesem folgen einige Polizeidiener mit bloßen Säbeln, dann erscheint der Verbrecher, hinter diesem der „Abrei-

der," die dicke, aus langen Birkenzweigen zusammengebundene Peitsche in der nervigen Faust. Diese Ruthe lag vorher einige Tage im Salzwasser! Nach dem Scharfrichter gehen wieder einige Polizeisoldaten, und hinter und neben diesen strömt das Volk: Klein und Groß, Jung und Alt, Fromm und Gottlos nach. Alle Fenster, besonders die an Eckhäusern, sind von unten bis oben besetzt. Die vornehme Welt, per se! hat die besten Plätze."

„Ist noch ein Täßchen gefällig Mama?"

„Mit Vergnügen. Merci beaucoup, mon cher papa! Josephina, hm! sitz doch nicht so buckelig! — Nun, beim Krebsgäßlein, vorüber der Saffran, soll der Verurtheilte die ersten Streiche erhalten. Der nackte, nervige Arm des Henkers hebt das klafterlange Ruthenbündel, pfeifend fährt es durch die Luft und fällt klatschend nieder auf den weißen Rücken. Den ersten Streich hält der Schelm ohne ein Zeichen des Schmerzens aus, auch den zweiten noch, beim dritten beißt er die Zähne wüthend auf einander, beim vierten hält er den Schritt unwillkürlich an, zieht die Schultern rückwärts und Todesbläße gießt sich über sein Gesicht aus. Rothe Striemen zeigen sich jetzt schon auf dem Leibe, wenn der Abreiber sein Amt versteht, und die Ruthe bei jedem Schlag hübsch schief über den Rücken zieht. Zwanzig Schritte, die Marktgasse ist erreicht, wieder vier Streiche; oben an der Marktgasse präzis die gleiche Zahl für das Elsaßergäßli. Nun heult der Schelm schon laut; Blut tröpfelt rosenroth herab. Es folgen das Esel- und Lebergäßli, acht Hiebe, Rindermarktsgasse, große Hofstatt und so fort. Durch die ganze Stadt hinab bis zur Niederdorfpforte erhält er bei jeder Gasse und jedem Gäßchen seine Portion, bei Doppelgassen links und rechts Doppelportion. „Hahaha!" lachen die Herren: „Stück für Stück 4 ß! wird Nichts gemarktet! hahaha!"

Schon bei der großen Hofstatt fließt gewöhnlich das Blut strömend vom Rücken und tränkt das um den Leib gebundene Hemd; auch müssen von hier an oft die Peitschen durch neue ersetzt wer-

den. Der charmanteste Standpunkt für den Zuschauer ist aber doch unstreitig weit unten im Niederdorf. Da ist es mit dem Peitschen so weit, daß bei jedem Hiebe Fetzen blutigen Fleisches und Striemen Haut vom Leibe fliegen, oft grinzen sogar die hellen, weißen Knochen, aus dem zerfleischten, blutigen Rücken hervor und Beulen setzen sich rings an. Unten am Bogen, am innern Thor, *) ist das Ziel der Wallfahrt erreicht. Der blutige Rücken wird gewaschen und mit Salbe eingeschmiert. Den Gepeitschten führt man darauf ohne Weiteres ins Zuchthaus und schmeißt ihn ins Loch. — So gehts zu, liebe Mathilde; ich habe solcher Exekutionen schon viele und auf den verschiedensten Stellen gesehen; vielleicht trifft es auch euern Vogel im Spritzenhaus, oder andere der Rebellen, dann meine Theure, wenn du die Sache selbst sehen willst, so will ich dir ein Fenster an einer süperben Stelle verschaffen; du wirst dann finden, daß unsere weisen und gnädigen Landesväter damit ein gutes, abschreckendes Beispiel für die dumme, aufrührerische Kanaille geben. Höre Papa, du mußt dafür sorgen, daß unsere liebe Mathilde das Schauspiel bald genießen kann!"

„Danke höflichst," entgegnete Mathilde sehr anmuthig und zierlich: „Werde so frei sein, werde das Vergnügen haben. Aber, wie viele Gassen mögen wol auf dem ganzen Wege sein? Wissen Sie das nicht?"

„Vierunddreißig," sagte nach einer Pause der Berechnung der Onkel. „Das macht bei doppelter Portion **Einhundert und sechs und dreißig Streiche,** bei einfacher die Hälfte."

„Halten denn die Elenden eine solche Strafe aus? Sinken sie nicht in Ohnmacht?"

„War auch schon der Fall, mein Täubchen;" berichtete der alte Zopf, als er sah, daß seine Gemahlin eben ein ansehnliches Stück Kuchen in den Mund geschoben, und deßwegen am Weitererzählen verhindert war: „War auch schon der Fall. Letzthin

*) Ist jetzt niedergerissen.

wurden der berüchtigte „Joggel Dürr“ und seine Mutter durch die Stadt gepeitscht; die Alte bekam per Gasse nur zwei Streiche, der robuste Lümmel von Sohn aber vier. Als nun das Weib unter der Ruthe wie ein Taschenmesser zusammenknickte, der Sohn die Tour gemacht hatte, und sein „Buckel“ eingeschmiert war, wollte man das Weib fortschleppen, da lud der Wetterskerl die alte Hexe auf seinen blutenden Rücken und „kräzte“ sie selbst ins Zuchthaus.“

„So? aber, Fi! werden dann auch Weibsbilder so gepeitscht?“

„Durch die Stadt nicht gewöhnlich,“ nahm Frau Zopf wieder das Wort: „Liederliche Dirnen, Diebinnen und dergleichen Pack wird nur im Oetenbach an der öffentlichen oder geheimen „Stud“ abgepeitscht.“

„Ach beschreiben Sie mir doch das! Sie sind eine wahre Meisterin im Malen solcher Szenen.“

„Du Schmeichelkätzlein, ich kann dir hierin nicht dienen. Ehrbare, feine Damen findet man da per se nie unter den Zuschauern; auch wirds Zeit, an's Ankleiden zu denken. Es läutet ja schon das zweite Zeichen. Wie man die Stunden doch angenehm verplaudern kann! Papa oder Karl können deine Neugierde nach der Kirche befriedigen.“

„Noch ein Täßchen, Mama!“

„Danke, danke verbindlichst! Josephina, leiste du unserer lieben Wöchnerin Gesellschaft; geh! vielleicht bedarf sie deiner! Sei hübsch artig und betrage dich honett! Indessen will ich unsre theure Gevatterin zu einer kleinen Königin schmücken. Ich meine zu einer Herzenskönigin. Hihi! Papa! schnupf doch in der Kirche nicht so entsetzlich viel; es wäre auch gar zu gemein, zu plebejisch. Ich nehme mein Döschen gar nicht mit. Excusez, messieurs! au revoir!“

Ein, zwei, drei Knixe und grazieuse Verrenkungen und — fort rauschen die Damen.

Draußen wird Jungfer Mathilde von der Magd angehalten,

welche sie auf die Seite winkt und ihr in die Ohren flüstert, daß sie so eben zwei Bettelweiber fortgejagt habe, die in die Küche gekommen seien. Die Köchinnen hätten darob mit ihr gezankt und sie eine Türkin geheißen. Nach einigem Besinnen, wobei ihr ein Plan durch das Köpfchen ging, schickte Mathilde die Magd den armen Weibern nach und befahl ihr, dieselben zurückzubringen.

„Sie sollen dann draußen auf der Bank warten. Heißen mich doch die Leute geizig und kniferig. Ich will ihnen heute das Gegentheil beweisen. An einem solchen Ehrentage darf man schon Etwas drauf gehen lassen; besonders wenn die Klugheit es gebietet.“

VII.

Hell erklingt der eherne Mund der Glocken und ladet die Dörfler zum Morgengottesdienst.

Den Kindern der Natur, den Bauersleuten, ist der Sonntag wirklich ein Festtag; dem verwöhnten Städter ist er's nicht. Fliegt doch dieser stets von Zerstreuung zu Zerstreuung, wie der Schmetterling von einer schönen Blume zur andern. Heute Komödie, morgen Konzert und Ball, übermorgen Seiltänzerei oder Maskerade, und so Ring an Ring, ohne daß sich je die Kette der Vergnügungen schließt. Der Städter wird auch nie ein Herz voll Sammlung und Andacht zur Kirche bringen, wie das in der Regel beim schlichten Landmann der Fall ist, der die ganze Woche still mitten unter Gottes Schöpfungen lebt, dem sich eine Woche, wie die andere, gleichförmig abspinnt, der nicht nur durch das heilige Wort erwärmt und belehrt wird, sondern dem auch der Sonntagsgottesdienst ein Vergnügen ist. Was Jener in Musiksälen, Theatern u. dgl. findet, das findet der Bauer in seiner Kirche und in seinem „Heeren.“ Hat der Pfarrer noch obendrein eine hübsche Stimme, die durch Mark und Bein dringt, gesticulirt er etwas mit den Gliedern, und hat er ein tüchtig Mienenspiel

in seiner Gewalt, so verschafft er seinen Pfarrkindern neben der Erbauung noch einen Genuß, der die ganze Woche in allen Spinnstuben zu reden gibt. Doch lassen wir die allgemeinen Bemerkungen und schreiten vorwärts. Damit es etwas rascher gehe, als bisher, will ich auch das Gespräch übergehen, das einige Landleute dort bei der Kirchhofmauer über die böse Welt halten, die da der pfarrherrlichen Familie Geiz und Lieblosigkeit gegen die Armen vorwerfe, da doch das gerade Gegentheil vor Augen stehe. Sie sahen nämlich, wie zwei Bettelweiber auf der Bank vor der Thüre des Pfarrhauses Kaffee tranken. Mathilde selbst, obgleich schon festlich gekleidet, hatte ihnen schon drei Mal Brod herausgebracht und gar freundlich mit ihnen geplaudert. Alle Kirchgänger, die von dieser Seite kamen, hatten sie gesehen. Diese Mildthätigkeit wird aber gewiß das ganze Dorf erfahren, und dieses wird nicht ermangeln, das edle Mädchen nebst der ganzen pfarrherrlichen Familie dafür zu segnen, und sie in Schutz nehmen, wenn etwa wieder von Hartherzigkeit geflüstert werden sollte.

Die Kirche hat sich gefüllt. Alles ist auf das Erscheinen der Herrschaften gespannt. Endlich verhallen die Glocken; sie langen an. Langsam und feierlich eröffnet der Wohlerwürdige den Zug. In Seide und Sammt gekleidet rauschen die Damen herein. Die blasse Mathilde, schwer beladen mit blitzenden Ketten und Ringen, zieht Aller Augen auf sich. Den Damen folgen der geistliche Herr Gevatter, Papa und Onkel, nebst den beiden Junkern, Alle in feiner, schwarzer Kleidung. Selbst die mächtigen Zöpfe der alten Herren sind mit neuen schwarzen Bändern aufs Zierlichste umwunden. Hintennach schreitet der Schulmeister, die Bücher des Herrn Pfarrers unterm Arm. Die vordersten Plätze, wo man sieht und gesehen wird, werden besetzt. Die Damen schlagen die Augen andächtig nieder; die Herren bestreben sich ebenfalls, das Angesicht zurecht zu legen. Die Gemeinde ist ganz Auge, und Alles streckt die Hälse. Der Wohlehrwürdige besteigt die Kanzel, hustet, schneuzt die Nase, und verliest die Liederverse. Jetzt hu=

ſtet und ſchneuzt es unten im Schulmeiſterſtuhl. Sein Inhaber tritt majeſtätiſch hervor auf die Chortreppe, vor den heute ſchöner als ſonſt geſchmückten Taufſtein. Ein Schrei durchtönt die Halle. Die Gemeinde fällt ein, und bald iſt der Chor im Gange. Der Schulmeiſter gibt mit dem Fuß, mit der Hand, mit den Geſichtsmuskeln den Takt an.

Die Predigt beginnt. Der Text lautet: „Wer ſeinen Herrn verläugnet, iſt ein Fluch.“

Dieſes Thema wird gebräuchlicher Weiſe in drei Theile zerlegt und um und um betrachtet.

Die Herrſchaften aber betrachten ihre Ringe, und zupfen dann und wann gar anmuthig an Spitzen und Manſchetten. Der alte Herr nimmt verſtohlen ein Prischen, der Onkel ſchlummert ein und die jungen Herren betrachten die hübſchen Bauernmädchen. Mit der Predigt gehts gar nicht übel. Ein einziges Mal kam der Herr Pfarrer ein wenig in's Stocken. Er hatte zwei Blätter ſtatt einem umgekehrt; damit es nicht zuſehr auffalle, ließ er den Fehler Fehler ſein und fuhr ſogleich fort, wie's ihm vorlag. Das „Amen“ wird ſomit um zwei Seiten befördert.

Die Thüre knarrt, und die Amme mit dem Kinde erſcheint. Schreiber dieſes war damals auch unter den „chriſtlichen Zuhörern.“ Ich ſaß auf der Emporkirche und konnte genau auf das Kanzelbrett ſehen. In einem Buche ſtack das kleine, beſchriebene Heft, das der Prediger verſtohlen immer höher und höher ſchob, und worauf er von Zeit zu Zeit die Augen, wie in höchſter Andacht, warf. Ein junger, gut gekleideter Menſch, ſaß neben mir, und ſtrichelte während der Predigt mit ſchelmiſchem Lächeln Etwas auf ein Blatt Papier. Während der Taufhandlung fragte ich ihn, ob er die Kanzelrede zu Nutz und Frommen eines Abweſenden nachgeſchrieben habe. Der Mann war ein Spaßvogel und gewiß ein ſchlechter Chriſt. Er hatte nachgezählt, daß in der Predigt die Wörter „nämlich“ 175 Mal, „Fluch“ 82 Mal, „verdorbenes Menſchengeſchlecht“ 20 Mal, „Teufel,“ „Satan,“ und „Hölle“

107 Mal, „Lämmlein Gottes“ und „Tochter Zions“ 30 Mal vorgekommen seien: „Wären uns die zwei übersprungenen Seiten nicht vorenthalten worden, so hätte es noch ansehnlichere Summen gegeben,“ zischelte mir der Schlingel ins Ohr.

„Wollet Ihr, daß dieses Kind getauft werde, so sprechet Ja, und nennet das Kind!“ rief's jetzt vom Taufstein her.

Die Taufpathen knirten, und Mathilde trug den Täufling dem Papa hin.

„Mathilde Rosa Karolina Fanny! Ich taufe dich im Namen Gottes ꝛc.“

Die Handlung ist beendigt; der Gesang verklungen. Die Gemeinde verläßt das Gotteshaus.

Im Pfarrhof ist die Tafel gedeckt. Aus der Stadt sind noch einige Verwandte angelangt.

Lieber Leser, erlaß mir die Beschreibung der Taufmahlzeit. Ich verweise dich auf Mathildens Küchenzeddel, und sage dir nur, daß aufgetragen wurde, bis der Tisch knackte, und daß man dem Essen alle Ehre anthat.

Auch die Frau Pfarrer hat sich, in warme Kleider gehüllt, ein Stündchen bei der Gesellschaft sehen lassen.

Das Tischgespräch drehte sich anfangs um den Täufling, dann um den Rebellen und um die Gepeitschten. Vom Erstern wurde behauptet, daß er dem Vater so ähnlich sehe, wie ein Ei dem andern, und doch hatte das wirklich engelhübsche Kind keinen einzigen Zug von ihm. Den Aufrührern wurde einstimmig alles Unheil an den Hals gewünscht, der Onkel brachte dem Malefizgericht für Kleinerts Hinrichtung einen Toast, und Papa Zopf beschrieb der Jungfer Gevatterinn das Peitschen der Dirnen an der „Stud“. Er erzählte, wie er einst zugesehen, habe der „Abreiber“ eine Dirne, weil sie schon drei uneheliche Kinder geboren, in der Arbeit gehabt, und habe seine Hiebe so berechnet, daß jedesmal die schlanken Zweige der Ruthe sich unter der Achsel der an beiden Händen Aufgehenkten gebogen haben, und auf diese

Weise sei nicht nur der Rücken, sondern auch die rechte Brust total zerhauen worden.

Während dieser Erzählung ward immer zu — gegessen und getrunken.

Du lieber Gott! Wo nimmt nur der Mensch den Raum her, um solche Berge von Speisen zu placiren!

Noch während des zweiten Ganges kehrt der Bote vom Herrn Statthalter zurück. Das Schreiben, das er überbringt, wird der Gesellschaft mitgetheilt. Der gnädige Herr berichtet unter den verbindlichsten Ausdrücken, daß er sogleich seine Anstalten getroffen, und auf den Abend den Gefangenen werde abholen lassen.

Ein Lärm auf der Laube draußen unterbricht die Mittheilung. Die Stimmen werden immer lauter und kommen näher: „Und wenns das Leben kostet, ich muß zu ihm!" verstehen endlich die Lauschenden.

Die Thüre wird aufgerissen, und die graue Mutter aus dem Forst hinkt, auf einen Pfahl gestützt, herein in die Stube. Entsetzt fährt Alles zurück vor dem schrecklich aussehenden Weibe:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Pfarrer," schreit sie händeringend, was hat mein armer Hans Euch denn gethan, daß ihr ihn behandelt, wie ein Raubthier? O ihr lieben, theuren Herrschaften, wenn ihr wißt, wie ein Mutterherz lieben, wie ein Mutterherz leiden kann, so rettet durch ein gutes Wort meinen Sohn, mein halb ermordetes Kind! Gott im Himmel wirds euch lohnen! Gebt ihn heraus! Gebt ihn heraus! Er hat ja kein Kind beleidigt!"

„Was will die Wahnwitzige?" herrscht Mamma Zopf der Flehenden stolz entgegen.

„Was ich will? Meinen unglücklichen Hans will ich, den die Menschen fast getödtet, der eingesperrt und gebunden liegt im Spritzenhaus, wie ein wildes Thier im Käfig! Und wahnwitzig sagt Ihr, Frau? Nein, das bin ich nicht, noch nicht, gewiß jetzt noch nicht! Schaut, ich bin ja still, bin ja ruhig; aber

ihr Herrschaften helft mir doch bitten bei dem Herrn Pfarrer, daß er ihn losläßt, daß ich seine Wunden verbinden, daß ich ihn pflegen, daß ich ihn trösten kann! Gott sieht es, und lohnt euch die gute That dereinst mit ewigem Jubiläum und Seligkeit!"

„Ihr also seine Mutter?" nimmt jetzt der Pfarrer das Wort, und legt seinen Truthahnschenkel auf den Teller: „da hat der Baum eine saubere Frucht getragen. Schäme dich, Weib! Es wäre wahrlich besser, daß euch Beiden ein Mühlstein an den Hals gehängt und ihr in die Tiefe des Meeres versenkt würdet. Wo seid Ihr her?"

„O Herr, allmächtiger Gott, lenke du sein Herz zum Guten! Bin eine arme Wittwe von Schönenberg; das Kind ist mein einziges; meines gebrechlichen Alters Stab und Stütze. Erbarmen! um Jesu Blut, um Christi Leiden willen Erbarmen! wohlehrwürdiger Herr!"

„Wie hieß Euer Mann?"

„Ach, wenn er noch lebte! S . . . . . hat er geheißen. Erbarmen! Barmherzigkeit!"

„Das trifft zu," ruft Hauptmann Zopf: „Und nun, du eckelhafte, flennende Vettel, pack' dich!"

„Barmherzigkeit!" kreischt die Alte und rutscht auf den Knieen nnd mit gefalteten Händen zum Pfarrer hin: „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist!"

„Als Rebelle ist er der Gerechtigkeit verfallen. Es liegt nicht in meiner Macht, ihn zu retten," entgegnet der Pfarrer etwas milder gestimmt durch die Demüthigung der Alten.

„Wendet Euch zum Himmel um Erbarmen, Frau," tröstet jetzt Herr Pfarrer Wunderli; „hienieden habt Ihr kein Mitleid mehr zu suchen. Eure schlechte Kinderzucht hat Euch das Elend nach Verdienen zugezogen. Wer einen Aufrührer gesäugt, verdient keine Barmherzigkeit, weder hier noch jenseits."

„Ist denn keine Mutter hier, daß Sie mit mir bitte? Ver-

sieht denn meine Qual, meine Verzweiflung Niemand? Menschen, habt ihr denn keine Herzen?“

„Pfui! mich eckelt das Gewinsel schon zu lange an“, sagt die schnupfende Großmamma Zopf.

„Packt Euch, Rebellenmutter!“ rufen Onkel und Großpapa. „Packt Euch, alte Hexe!“ rufen die jungen Herren.

„Weib, höre mein letztes Wort,“ wendet sich der Pfarrherr kalt und stolz zu der Knieenden: „Geh uns nun aus den Augen! du verdirbst uns die Freude und den Appetit. Ich kann den Verbrecher nicht retten, und will es auch nicht. Noch heute Abend wird er ins Amt abgeführt, und du bedanke dich, daß man dich laufen läßt. Das ist des Erbarmens wahrlich schon allzuviel.“

Verzweifelnd, mit verzerrtem Antlitz, erhebt sich die Alte: „Seelsorger! Rabenherz! Du jagst einen Unschuldigen ins höchste Unglück, treibst eine sechzigjährige Mutter zum Selbstmord, brichst Herzen, wie Strohhalme entzwei! Vergelte dir Gott, der gerechte Richter, der Vater der Bedrängten! Er vergelte dirs an deinen Kindern!“

„Schmeißt die Rasende hinaus!“ schreit Pfarrer Wunderli entsetzt, da er vor dem erhobenen Stock und dem grausenhaften Aussehen der Alten zittert.

„Noch einmal: Erbarmen! Mitleid! Herr Pfarrer, Ihr seid ja auch Vater! Habt ja hier in der Wiege einen Engel von einem Kinde! Bei dem Wohl dieses unschuldigen Säuglings beschwöre ich Dein Herz: Rette einer Mutter ihren einzigen Sohn! Jage sie nicht in Verzweiflung! Gott wirds Dir mit tausend Vaterfreuden wieder vergelten, was Du an mir Gutes gethan!“

Mathilde hatte die Mägd und die Köchinnen hereingeholt, daß sie das Weib mit Gewalt entfernen sollten, was dann auch auf sehr unsanfte Art geschah. Während dem Hinausschleppen jammerte die Alte auf herzzerreissende Weise: „Ach, wie wird mir! Sind das Menschen? Wie flimmerts vor meinem Auge!

Ists Tod oder Wahnsinn? Willkommen! willkommen Beide! Vergilt es, vergilt es, du Schild und Rächer der Gequälten!"

Als am Morgen der Sohn mit seiner Mutter im Walde frühstückte und sich Beide an Speis und Trank stärkten, theilte der Erstere Alles mit, was ihm mit dem Schäfer begegnet war, empfahl dann der Mutter, daß sie sich mit dem übrigen Weine die wunden Füße wasche, und eilte wieder fort, um auf seinen Boten zu lauschen. Die Mutter that, wie er sorglich gewünscht, und fühlte sich wirklich erquickt; allein ein anderes Weh, eine schwere Ahnung, eine große Bangigkeit ließ sich nicht von der Seele wälzen. Weinend lag sie auf dem Moos, und suchte zu schlafen; allein lange vergeblich. Endlich aber forderte doch die Natur ihr Opfer, und die Alte entschlummerte: Schlafe, schlafe, armes Weib! Schlafe den ewigen Schlaf; es wäre besser für dich, als jedes Erwachen!

Nach einiger Zeit schrack sie aus dem Schlummer auf; es war ihr, als wäre in der Ferne ein Schuß gefallen. Nein, es konnte kein Traum sein! denn eben schlug ein zweiter Knall an ihr Ohr. Das hatte sie jetzt deutlich und bei wachen Sinnen gehört. Sollte etwa der arme Hans —? „Ach nein, es wird ein Jäger sein, der einen Hasen gefehlt," tröstete sich die Schlaftrunkene, und sank wieder zurück ins Moos.

Mittag wars, als sie erwachte. Die Sonne stand hoch am Himmel, und warf ihre Strahlen fast senkrecht herab durch die Tannengipfel. Ein tausendstimmiges Halleluja der Waldsänger erklang rings von Busch und Baum. Die Erwachende schaut rings sich um, späht in die Waldgänge hinein, sieht die Flasche, das übrige Brod, des Sohnes Hut, Alles noch unverrückt an gleicher Stelle. Mit Entsetzen gewahrt sie die Höhe der Sonne, und eine furchtbare Ahnung durchzuckt das Mutterherz. Nach allen Richtungen sendet sie die ängstlich rufende Stimme, nur das spottende Echo antwortet. Da ergreift wahre Todesangst ihr ganzes Wesen, und endlich nach langem Weheklagen und Jammern kommt sie zu

einem Entschluß. Die Füße schmerzen zwar noch sehr, doch versagen sie nicht ganz ihre Dienste. Die Alte wankt in der Richtung, die der Sohn genommen, aus dem Walde. Nicht das stattliche Dorf, nicht die wandernden Menschen im Thale und auf der Flur sucht ihr Auge. So rasch, als es die Füße erlauben, eilt sie am Waldessaum hinab, um die nächste Anhöhe, die bessere Fernsicht zu gewinnen. Endlich, als sie eine Schafheerde am Fuße des Hügels erblickt, wandert sie rasch, auf einen gefundenen Zaunpfahl sich stützend, derselben zu. Der weise Schafbube von heute Morgen liegt im Grase und füttert seinen Hund mit geräuchertem Fleisch, das er in des Pfarrers Keller in die Tasche gesteckt hatte.

Hier erfuhr dann das Weib nach langem Fragen von dem dummen Burschen, daß der bleiche Mann mit dem schwarzen Bart von den Bauern ins Dorf geschleppt und ins Spritzenhaus gesperrt worden sei. Sie sank bei der Schreckensnachricht zusammen, rief den Himmel um Hülfe an, und weinte bitterlich. Als der Bursche das sah, wurde er auch davon angesteckt, und erzählte heulend, wie des „Heeren" Keller dunkel sei, und wie ihn sein Bauer geschlagen habe, daß er die Schafe im Stich gelassen.

Die Alte wankt entschlossen dem Dorfe zu. Ein kleines Mädchen zeigt ihr, wo der Sohn gefesselt seufzet. Noch immer steht der Nachtwächter Schildwache und keine Seele ist sonst in der Nähe, weil Alles sich schon satt geschaut hat. Das Weib schleicht ums Haus herum zu einem Seitenfenster, wo Fledermaus es nicht gewahrt. Ihr Schluchzen zieht sogleich das Auge des Gefangenen auf sich. Zusammen schrickt er ob der Erscheinung, daß die Kette klirrt: „Lebet wohl, Mutter!" sagt er dumpf: „Lebet wohl! Mit mir ists aus! Alles aus!"

„„Unglückskind! Gebunden und angekettet wie ein wildes Thier? O du mein Gott! Ist denn keine Rettung möglich? Zerreisse mit den Zähnen deine Stricke! Nein, halt da ist mein scharfes

Messer, da!"" Sie warf ihm dabei ihr Taschenmesser durch das Gitter vor die Füße.

„Und die Kette, Mutter? Und die Thüre? Und meine Wunden?"

„„Schlage die Kette entzwei! Sprenge die Thüre in Stücken! Zerschmettere mit der Fessel dem Wächter den Schädel! Komm, komm! Hinaus in den Wald! Kein Mensch ist in der Nähe!""

„O Mutter, ich bin nicht mehr der starke Mann, der ich war. Bin verblutet und schwach, wie ein hülfloses Kind."

„„Wer hat dich denn so entsetzlich gequält? Wer hat dich gefangen?""

„Der Pfaffe hier und seine höllischen Helfershelfer; aus solchen Klauen befreit nur der Tod. Ja, Mutter, ich fühle es: mein Ende ist nicht mehr fern, und sollte ich es selbst herbei führen müssen. Habt Dank, tausend Dank für Eure treue Liebe! Geht ins Thurgau zum Vetter, schüttelt den Staub von Euren Schuhen, und betretet die Heimat nie mehr! Der Kanton Zürich ist ärger, als eine Hölle, geworden."

„Ist denn nirgends mehr Erbarmen für dich zu finden? Mußt du denn ins Zuchthaus wandern? O hättest du meinen Worten gefolgt! Die Karten lügen nicht. Ich gehe ins Pfarrhaus, will deine Befreiung auf den Knieen von deinen Widersachern erbetteln, und Gott wird mit mir sein."

„Nein, Mutter, nein!" rast der Gefesselte auf: „Lieber tausend Tode sterben, als ein Leben dahin schleppen, das ich der Gnade eines Pfaffen zu danken hätte! Uebrigens, setzte er knirschend hinzu, knieet nur, bettelt nur! Mit Hunden wird man Euch von dem Pfarrhof hetzen, oder selbst ins Zuchthaus schicken, weil Ihr mir das Leben gegeben habt. Nein, Mutter, das taugt nicht," fährt er milder fort. „Ueberlaßt mich meinem Geschick, und gedenkt meiner stets mit Liebe! Ich habe Euch viel Sorge, viel Weh bereitet; allein Gott wirds lohnen, wenn ich schon lange droben beim seligen Vater bin."

„Rede mir nicht vom Sterben, Kind, und vergiß nicht: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden!"

„Auf Gott werde ich auch im Unglück vertrauen, das Vertrauen auf Menschen aber habe ich verloren. Vom Jenseits nur erwarte ich mein Heil, mit der Erde bin ich fertig. So weit ists mit mir gekommen, daß mein Herz einem Friedhof gleicht, in dem alle meine Wünsche, all mein früheres Sehnen und Hoffen todt und begraben liegen für ewig. Ich sterbe gern, ja ich sehne mich nach dem Tode, wie ein Bräutigam nach seiner Braut; denn die Erde, sie ist ja nur ein Paradies dem Glücklichen, dem Unglücklichen aber ist sie eine Hölle voller schadenfroher und quälender Teufel! Lebt wohl, Mutter! Grüßt mir den Vetter, die treue Grithe und die Lieben alle mit meinen besten Grüßen! Drüben, drüben allein findet auch der Arme die goldene Freiheit!"

„Marsch! fort da, Bettelpack!" schnarrt jetzt Meister Fledermaus, und jagt die Alte vom Gitter.

Sie wandert weinend dem Pfarrhof zu.

Was sie da ausgerichtet, ist bekannt. Als sie von den Mägden zum Haus hinaus gestoßen war, lag sie, irre redend, einige Stunden hinter einer einsamen Hecke. Ein mitleidiger Bauersmann, der sie fand, führte sie in seine Hütte, pflegte sie, und auf seinen Rath nahm sie am Abend noch den Weg unter die Füße, und schleppte sich aus dem Dorfe dem Amthause in † † † zu, wo der Statthalter sich aufhielt. Sie wollte von ihm das Leben des Sohnes sich erflehen.

VIII.

Vom Kirchthurm in Kronach schlägts am Abend 7 Uhr.

Auf einem elenden Karren liegt auf einem Bündel Stroh der Gefangene, frisch gebunden an Händen und Füßen, und eskortirt von Major W . . ., einem blutigen Söldling der Stadt-Aristokratie. Ferner begleiten die Fuhre der Amtsweibel von † † †,

Wächter Fledermaus und zwei Bauern, die sich in die Uniform gesteckt und bis an die Zähne hinauf bewaffnet haben.

Eben fährt der Wagen durch Kronach.

Die Dörfler stehen unter ihren Hausthüren und gaffen den Zug an. Rohe Gassenbuben laufen dem Wagen nach, und werfen unter Gespött und Gelächter Koth und Steine nach dem Gebundenen, ohne daß der Schulmeister, der mit seiner Ehehälfte aus dem Fenster schaut, oder ein Anderer, wie ein Wetter unter die muthwilligen Schlingel fährt. Vor der Wohnung des Gemeindammanns wird angehalten. Major W . . . ertheilt hier dem Beamten den Befehl, daß er den Lieutenant Günthard morgen in der Frühe unter sicherer Bedeckung ins Amt abliefern solle. Es sei nicht rathsam, daß die beiden Spitzbuben vor der Untersuchung zusammen kommen, meint er, sonst hätte er ihn sogleich auch auf den Karren geschmissen. Indessen die Beiden sprachen, stieg ein Elender, Namens Keller, der hier seine Anhänglichkeit an das Zopf- und Pfaffenthum öffentlich bethätigen wollte, auf ein Rad des Wagens, schaute den ruhig Liegenden grinsend an, und spuckte ihm dann unter den abscheulichsten Schmähungen ins Angesicht. Niemand hielt ihn ab. Die Eskorte lachte.

Im starken Schritt fuhr der Karren weiter, dem 2½ Stunden entfernten Statthalteramte zu. Schon neigte sich die Sonne stark ihrem Ziele entgegen.

Das Schlachtopfer hatte sich in sein Schicksal ergeben: „Was willst du auch noch länger im Leben?“ sagte der Unglückliche still zu seiner Seele: „Was willst du unter den Geschöpfen der Erde? Der wahren Menschen sind ja doch so wenige unter ihnen. Die Freiheit des Vaterlandes hat man gebrandmarkt, und aus ihrer Heimat, wie eine feile Dirne, verjagt. Ihre Jünger sterben unterm Henkerbeile, oder im Kerker. Und leben ohne einen eigenen Willen? Leben nach Vorschrift der Tirannen? Leben, und die Peitsche küssen, die dich zerfleischt? Mit gekrümmtem Rücken vor Blutsäufern und Volksbetrügern kriechen, und ihnen zum Schem-

mel dienen? Nein, nein! Fluch einem solchen Dasein! Seele, schick' dich d'rein!"

Kein Seufzer entglitt mehr seinen Lippen, obgleich seine wunden Glieder von den Stößen des Karrens, der auf der holprigen Straße dahin rasselte, viel zu leiden hatten:

„Einen Wunsch möchte ich doch noch erfüllt wissen," redete er im Stillen weiter; „den Wunsch, daß nach meinem Tode mein Gespenst ihnen erscheinen könnte, den Brudermördern. O Gott im Himmel! Die Wunder deiner Natur sind ja so groß, deine Allmacht unendlich! Wenn es möglich, wenn es möglich, so höre die Bitte, die heiße Bitte eines Sterbenden! Folge für mich daraus, was da wolle: Laß mich nach meiner Auflösung als Gespenst, als Ungeheuer auf der Erde wandeln, damit ich Willis Henkern und meinen Mördern das Gewissen aus dem Todesschlafe rüttle, und ihnen als Würgengel ihrer Seelen erscheine!"

„Die Schnorre gehalten, Galgenkandidat!" schrie jetzt der Major zum Karren hinauf. Der Flüchtling hatte in der Glut seines Gedankenganges sich selbst vergessen, und dem Schluß seines schrecklichen Gebetes Worte gegeben. Dadurch wurden die dicht hinterher Wandelnden in ihren eifrigen Gesprächen gestört.

In der gewaltigen Aufregung hatte aber der Mann auf dem Wagen versucht, die Hände zu falten. Ohne den Schmerz zu beachten, den ihm die schneidenden Bande verursachten, ohne zu wissen, was er that, bot er alle Kraft auf, es zu bewerkstelligen. Da — plötzlich weitete sich der Strick um sein Handgelenke: der Knoten hatte sich gelöst. Wie das möglich gewesen, lieber Leser, das weiß am Besten jener mitleidige, im stillen Herzen patriotische Bauer in Kronach, der dem Armen beim Abmarsche die Hände gebunden. Der Betende hatte die Befreiung nicht wahrgenommen; als aber der Zuruf des Majors ihn aus seiner Andacht aufgeschreckt, und er nun die Hände frei fühlte, frei! da zuckte es wie ein Blitz durch seine Seele: „Soll ich denn leben? Leben und vielleicht mich doch wieder mit der Erde aussöhnen?

Noch vor einer Minute hatte er sein Dasein verwünscht; jetzt aber plötzlich die Hände frei, Gottes sichtbare Hülfe mit im Bunde, der Mutter scharfes Messer, das er im Spritzenhaus zu sich gesteckt, um vielleicht damit einen Selbstmord zu begehen, dieses treue Messer in der Tasche, da sah er seine Lage doch wieder von der bessern Seite an, und er dachte wieder an das Leben. O die Lust zu demselben kann nun einmal Nichts aus dem Herzen drängen. Mag auch oft der Sturm den Schiffer zur Verzweiflung treiben; zeigt ihm in nebliger Ferne ein Bischen Land und er wird aufjauchzen in neuer Thatkraft. So auch unser Gefangener. Er gedachte wieder seiner Mutter, seiner treuen Grithe, die jedes Loos mit ihm theilen würde; er dachte an die Krimm und Amerika, wohin ja in jüngster Zeit schon hundert von der Tyrannei bedrängte Familien ausgewandert waren, und dort ein neues Vaterland gefunden hatten; er gedachte an die Zeit der Vergeltung, die nicht mehr ferne sein könne, und vergaß darob seine schweren Wunden. Mit einem Schnitt befreite sein Messer die Füße von ihren Banden; dann lag er still in seinem Stroh, tief bewegt im Innern, und harrete des Augenblicks zur Handlung.

Der Amtswaibel verkürzte indessen sich und seinen Gefährten den Weg dadurch, daß er ihnen die Hinrichtung Kleinerts, die er letzten Donnerstag mit angesehen, beschrieb, und Major W . . ., der die Bürklizeitung stets in der Tasche trug, las den Andern das Wichtigste aus dem Blatte vor. Fledermaus und die Landwehrmänner sperrten Maul und Augen auf, damit ihnen Nichts davon entgehe.

„Huh!“ endigte der Waibel schaudernd seine Erzählung: „Als er nun so da saß, auf den Stuhl festgebunden, der Gerichtete, ohne Kopf, und das Blut in Bächen über den Rücken herabströmte, und endlich das schneeweiße Fett aus dem Halse auf die Achsel quoll, da lief's mir eiskalt über den Körper, und ich hörte nicht mehr, was der Geistliche, Herr Leutpriester Kramer, vom Schaffot herab sprach.

„Das will ich euch lesen," fällt da der Major ein: „hier stehts haarklein in der Zeitung. Paßt auf, und erzählt's hübsch daheim:

„Standrede bei Anlaß der Hinrichtung von Jakob Kleinert von Schönenberg, als Mitanführer der Rebellenhaufen."

„Seid ihr nicht zu wehmüthigen Klagen gestimmt bei dem erneuerten Anblick dieser traurigen Blutszene! O Vaterland, wie „tief sind deine Söhne gefallen! Feuriger Glaube an Gott, „Treue und Ehrlichkeit, diese zur Väterzeit einheimische Tugenden, „sind heut zu Tage ein seltener Anblick; aber Untreue und Unzuverläßigkeit, Arglist und Verführung zu allen nur erdenkbaren „Lastern häufig anzutreffen. Daraus entsteht die für den ächten „Vaterlandsfreund schmerzliche Ueberzeugung, daß mit dem Tode „dieses Unglücklichen die Wurzel nicht ausgerissen sei, welche „Früchte treibt, von welchen die alte, ehrliche Schweizerluft verpestet wird. Verführer des Volks, wo ihr immer seid und wie „ihr immer heißen möget, haltet inne mit euern bösen Anschlägen, „wenn nicht das leichtgläubige Volk ein Opfer des von euch verbreiteten bösen Geistes werden soll! Und du, leichtsinnige und „thörichte Menge, laß dich warnen von dem schrecklichen Ende „dieses Unglücklichen! Siehe, in jedem wohl eingerichteten Staate „ist dieses das Ende des Aufrührers gegen die rechtmäßige Regierung! O Friede, o Liebe des Nächsten, kehret zurück auf unsere Erde! Wir bedürfen Euer, wenn es uns und unsern Kindern besser gehen soll. Und du, ewige Liebe erbarme dich dieses „armen Sünders und erhöre gnädig unsere stillen Seufzer!"

„Das ist kräftig," sagt Fledermaus, und wischt sich mit dem Aermel die Augen: „Ein großer Trost für den armen Sünder."

„Der Hauser hätte auch sollen geköpft werden," berichtet der Waibel weiter: „dem ists aber gnädig gegangen; er hat bloß fünfzehn Jahre Zuchthaus."

„Das hat er ganz wahrscheinlich dem öffentlichen Ankläger

zu danken; da stehen die Urtheile von Kleinert und Hauser, und am Ende heißt's:

„Beide Delinquenten wurden von Herrn Advokat Beyel kurz
„und bündig vertheidigt."

„Ach mit der Bündigkeit muß es nicht weit her gewesen sein. Der gnädige Herr Statthalter sagte, Beyel habe bloß die Zahl der Verbrechen aufgezählt und hintennach um Barmherzigkeit geschrieen. Nein, nein! die gnädigen Herren in Zürich meinten, vier Köpfe genügten für Einmal. Wenn die ausgerissenen Rebellen erwischt werden, wirds schon noch eine dritte Arbeit für den Schinder geben."

Wipf liest: „Morgen, den 18., wird das Malefizgericht den Prozeß fällen über den Staatsverbrecher Statthalter Weber von Dürnten, deßgleichen über die bekannten Staatsverbrecher Schech, Trüb, Syz, Eugolz, Höhn und Hagenbuch."

„Natürlich in contumaciam" meint der Waibel.

Wipf liest weiter: „Den 15. hat der Staatsverbrecher, „Weibel Keller, von Seuzach, in der Gefangenschaft zu Winterthur sich selbst erhenkt."

So eben fährt der Karren in den Wald hinein, durch welchen die Straße führt. Keine Silbe entgeht dem Gefangenen von dem Gespräch. Man kann sich seine Wuth darüber denken.

„Die Bürklizeitung", meint der Major, „sollte in unsern Dorfschulen allwöchentlich von den Schulmeistern gelesen und erklärt werden. Was gilts, die Menschen würden zahm, wie die Lämmer, und geduldig, wie die Schafe, bei solchem Unterricht! Hört nur hier den klugen, gelehrten David, wie er die Quelle der Revolution, die Ursache des Uebermuths in einem eigenen Artikel so triftig anzugeben weiß. Ich will euch nur die Hauptsache lesen:

„„Unser Glück, unsre Eintracht, unsre Bürgertugend wurden
„„nur durch unsern Reichthum verkleinert. Nicht die Armuth

„„„hat es gethan. Die Armuth wird unser Glück, unsre Ein-
„„„tracht nur wieder vergrößern.““‟

„Seht ihr? Sagts daheim den Bauern, nur der Arme könne glücklich sein, der Reichthum bringe Elend und Streit ins Vaterland. Aus dem Herzen hat mir das der David geschrieben Hol der Teufel Alles, was höher fliegen will, als ihm die Flügel gewachsen sind! Der Bauer bleibe Bauer, der Herr bleibe Herr! Aber da wars den Seelümmeln, den Patrioten-Kaiben zu wohl, wollten Herren werden, wollten regieren. David hat tausendmal recht: Das Mark aus den Knochen muß man ihnen pressen, daß sie nicht zu geil werden, sondern hübsch bescheiden bleiben. Nun, Meine gnädigen Herren und Obern haben ihnen die Säckel schon hübsch erleichtert. Wenn ich zu reden hätte — —.“

„Halt! Halt! Mordsschelm!“ kreischt der Waibel plötzlich auf. „Nach! Nach! Himmelsdonnerwetterskerl“ der Major, und reißt dem nächsten Bauern die Flinte von der Schulter.

Zwei Schüsse donnern dem entspringenden Flüchling nach. Das Pferd wird scheu, und fliegt in rasender Eile mit dem Karren davon.

Wüthend stürzen die Fünfe ihrem Opfer nach; voran der Waibel und der Major.

Der Flüchtling hatte sich mehr Kraft zugetraut, als er wirklich besaß, und obgleich er anfangs zwanzig Schritte Vorsprung hatte, so erreichten ihn seine Verfolger dennoch nur zu bald.

Schrecklich, grausenhaft tobte und fluchte der Major, und trat den Zusammengesunkenen mit Füßen und schlug ihn mit Fäusten ins Angesicht; auch die Andern ließen ihrer Wuth freien Lauf.

Endlich, als sie ihn wieder zurück nach der Straße geschleppt hatten, fiel ihnen erst ein, daß Pferd und Karren ausgerissen seien.

Jetzt brach im Major die Wuth in Raserei aus. Der Waibel war der Ruhigste von Allen; ihm mochten schon ähnliche Fälle genug vorgekommen sein:

„Die Kanaille mag jetzt laufen,“ sagte er; „sie sprang ja vorhin, wie ein Hase, über Stock und Staude.“

„Auf, Hund!“ schrie der Major den Unglücklichen an, und zog ihn an den Haaren in die Höhe, indeß Fledermaus ihn mit der Hellebardenstange in die Rippen stieß.

Allein der Todesmatte brach in sich zusammen. Die Unmenschen hatten ihn zu grausam geschlagen. Er hustete schrecklich, und ein Blutstrom quoll ihm aus Mund und Nase.

„Er ist am Ausmachen,“ meint der Waibel.

„Das Beste wärs am Ende, wenn ihn gleich der Teufel holte,“ lacht der Major wüthend: „der Kerl rebellirt im Verrecken noch.“

Auf des Waibels Rath sollte aus einigen Holzstücken eine Tragbahre hergestellt werden, und man schritt zum Werk. Die beiden Bauern blieben als Wache bei dem Halbtodten, und luden ihre Flinten wieder.

Einige Stangen waren bald herbeigeschafft; nun fehlte es an Stricken. Die Halsbinden mußten ihre Stelle versehen.

Schon verlöschen allmälig die flammenden Feuerzeichen am Abendhimmel.

Der Major beordert die Bauern zur Bahre: „Laßt mich hier sterben, ihr grausamen Henker,“ stöhnt der Flüchtling schmerzlich: „Laßt mich liegen! oder wollt ihr denn meine Leiche in den Kerker stecken?“

Man achtet nicht auf seine Bitte.

Der Major gibt ihm einen Fußtritt, damit er besser auf die Bahre zu liegen komme: „Schurke!“ donnert er ihn dabei an: „Einen Mucks und ich schlage dich todt!“

„Selbst ein Schurke, du, blutiger Schinder,“ entgegnet der Liegende, und sein schwarzes Auge glüht seinen Peiniger an.

„Noch eine Silbe, und, bei allen Teufeln! ich sende deine Hallunkenseele in die Hölle!“ rast Major W. . . ., indem ihm

alles Blut ins Angesicht tritt, und alle seine Glieder vor Wuth beben.

„Schurke! Blutsäufer! Was bist du Anderes? Alle Satane der Finsterniß werden dich dereinst mit dem Namen „Schurke“ brüderlich begrüßen!“

Ein Schrei, wie das Raubthier ihn ausstößt, wenn es sich auf seine Beute stürzt, dringt aus der Kehle des Geschmäheten. Er rafft eine Flinte vom Boden auf und legt auf den Schimpfenden an. Der Gefangene reißt mit der letzten Kraft und lächelndem Munde sich Weste und Hemd auf, und bietet seinem Schlächter die weiße Brust zum Ziele:

„Schieß zu, Schurke! Ich segne dich für deinen Schuß!“

Ein Donner rollt durch den Wald. Die Leiche sinkt sanft zurück auf die Bahre. Die Kugel war mitten durchs Herz geflogen.

IX.

Herr Pfarrer Zopf machte ein ellenlanges Gesicht, als Fledermaus und Kunz und Klaus, die beiden Landwehrmänner, noch nach 9 Uhr mit sträubenden Haaren auf den Pfarrhof gestürmt kamen, um über den Ausgang ihrer Expedition zu berichten. Alle Drei waren nach dem Mord, wahre Höllenangst im Herzen, in jeder Fichte ein Gespenst erblickend, davon gelaufen.

„Nun,“ tröstete sich am Ende der Wohlehrwürdige: „Was geht die übereilte Thorheit des Hitzkopfs mich an? Mein Bericht an den Kleinen Rath wird jetzt schon in Zürich angelangt sein, und mein guter Wille in dieser Angelegenheit und meine Mühe werden Nichts von ihrem Werthe verlieren.“ Dieses Ergebniß seiner Berechnung theilte er auch dem Papa und Onkel, dem Hauptmann und einem neu angekommenen Kollegen aus der Nachbarschaft mit, die noch mit ihm bei der Flasche saßen; und Alle waren vollkommen seiner Meinung.

Munter und lustig that er sogleich Bescheid, als der benebelte Herr Kollege einen Toast auf das lange Leben des mächtigen Klerus vorschlug.

Die Gläser klingelten. Der Mord war vergessen.

Ein Weinhandel hatte den Gevatter, Herrn Pfarrer Wunderli, schon am Abend nach Hause gerufen. Vielleicht aber hätte er doch noch einige Stündchen länger ausgehalten, wenn nicht das kalte, schnippische Wesen der Jungfer Mathilde ihn unsanft berührt hätte. Auch die meisten Verwandten aus der Stadt waren nur auf die üblichen dringenden Zureden der pfarrherrlichen Familie geblieben. Mathilde, die sich den Tag über meistens mit dem hübschen Junker Karl beschäftigt hatte, bat dabei am wärmsten und versteckte den Herren die Hüte, Brillen und Handschuhe, damit sie gezwungen seien zu bleiben, oder die Sachen im Stiche zu lassen.

Auf den Abend machten die jungen Leute einen Ausflug in den Wald hinaus; die Alten aber kamen nicht von der Tafel.

Jetzt waren Mamma Zopf und Fräulein Josephina im Alkoven bei der Wöchnerinn; Erstere unterhielt die Schwiegertochter mit allen möglichen Stadtneuigkeiten und gab nebenbei dem Fräulein einen Puff, wenn dasselbe den Hals nicht hoch trug, oder die Hände nicht am rechten Ort hatte.

Mathilde aber und der junge Schwager Karl hatten für sich den besten Theil erwählt. Die saßen draußen in der Jelänger-Jelieber-Laube des herrlichen Gartens, und herzten, drückten und küßten sich so warm und innig, daß alle Blumengeister rings aus den Kelchen schlüpften, um das süße Schauspiel der Liebe im stillen Entzücken zu genießen.

„Engelsmädchen! Himmelskind! Wie gut bist du! Welch ein ungekanntes, ungeahntes Paradies hat mir deine Liebe erschlossen! In welch einen Zaubergarten, in welch eine Seligkeit hast du mich eingeführt!“ so flüsterte es in der Laube.

„Ach Karl, mein Karl!“

„Meine Mathilde! Meine Mathilde!“

„Ach, ich kann dir nicht mehr in die lieben, süßen Augen schauen, du Stürmer. Wenn uns auch der Mond da droben verriethe? Du bist doch recht garstig gewesen, Karl.“

„Und Du? Du warst so engelgut! Warst und bleibst mir Alles, mein einziger Himmel, auf den ich hoffe, meine Göttinn, die ich anbete, mein Leben, mein ganzes Glück!“

„O du Herzensdieb! O du Schmeichler! Wer müßte sich dir nicht ergeben! Wer könnte da kalt, wer könnte stolz bleiben!

„Mathilde! Ich will ja nur ein warmes, fühlendes Herz, nicht ein seelenloses Marmorbild, ohne Liebesglut und Liebesfreude!“

„Aber, wenn du mich über den glänzenden Damen in der Stadt vergessen könntest! Wenn du der heutigen Stunde vergäßest, und die Schwachheit des Landmädchens belächeltest? O ihr flüchtigen Herren seid gar schlimm!“

„Thränen, mein Täubchen? Laß mich sie wegküssen. Ich denke ja nur dich, lebe ja nur in dir. Unsre Seelen sind Eins geworden für ewig. Kalt, stolz und herzlos erscheinen mir unsere Stadtpuppen, unsere Stadtrosen, wenn ich sie mit dir vergleiche, du wunderliebliches Veilchen der immer-jungen Landschaft.“

„O Karl, ich kann auch kalt und stolz sein, wenn's nöthig ist. Hast du mein Betragen gegen die Zudringlichkeit des Hrn. Pfr. Wunderli heute nicht beobachtet? Der Hansnarr! Ach, ich hatte ja Amors Pfeil und dein liebes Bild schon tief und glühend im Herzen.“

„Nein, für einen Schneemann, wie der Wunderli ist, hat der Himmel dich nicht geschaffen. Wir Beide gehören einander an, ewig, unzertrennlich! Unsere Liebe wird uns fürder ein Paradies sein, wo uns die süßesten, goldenen Blumen blühn, gleich den Sternen da oben am endlosen Gewölbe. Von heute an bist du meine Braut vor Gott. Die Lichtlein da oben, die prangenden Blumen um uns her, sind Zeugen der innigsten, seligsten Verbindung.“

„Wäre ich doch deine Braut auch schon vor den Menschen! Mir ist so bang und weh.“

„Kommt Zeit, kommt Rath! Noch zwei Jährchen und ich habe ein Amt. Kannst du errathen, mein Engel, was dann geschieht?“

„Aber, Karl, ich fürchte, wenn die Folgen —“

Das Uebrige erstickte Karl mit einem Kusse. Oben im Hause rief die Magd nach der Jungfer Mathilde. Diese wand sich aus den Armen ihres glühenden Schwagers, band die Locken auf, brachte noch sonst in Ordnung, was gelitten hatte, und huschte durch den Garten ins Haus.

Noch bis 12 Uhr waren die Fenster des Pfarrhofs erleuchtet. So lange wurde geschwatzt, getafelt und Pfänder gespielt.

Gewiß war dieser Tag reich an Mühen und Freuden aller Art. Er wird aber auch in der Geschichte der pfarrherrlichen Familie glänzen durch alle kommenden Zeiten.

Noch heute, nach 40 Jahren, erzählen Kronachs ältere Leute ihren Kindern und Enkeln von dem Patrioten im Spritzenhaus und dem Tauftage der Jungfer Fanny.

Schluß.

Die greise Mutter des Ermordeten humpelte eifrig an ihrem Stabe vorwärts, und betete in großer Herzensangst halblaut zu Gott, daß er das Herz des Statthalters ihren Bitten zugänglich machen möge.

Die Sonne war untergegangen; in strahlenden Purpur hatte sich der Abendhimmel gekleidet. Die Alte verdoppelte ihre Schritte; allein nur mühsam schleppte sie die müden Glieder weiter.

Allmählig verlosch der Abendglanz, und kaum hatte sie die Hälfte des Weges nach * * * zurückgelegt.

Jetzt ists ihr, als ob ferne vom Walde her, der vor ihr liegt, Menschenstimmen an ihr Ohr schlügen. Einen Augenblick darauf donnern zwei Schüsse durch die Stille.

Bebend schreitet sie weiter. Todesangst überkommt sie, ohne daß sie weiß, warum?

Ein dritter Schuß erreicht ihr Ohr, und erpreßt ihr unwillkührlich einen Angstschrei. Sie weiß ja, daß der Karren mit dem Sohne noch auf der Straße sein muß.

Jetzt tappt und rasselt Etwas aus dem Wald, ihr entgegen, fliegt an ihr vorbei, als obs der wilde Jäger wäre. Sie erkennt bewaffnete Männer mit leichenblassen Gesichtern.

Die Sinne wollen der Armen fast vergehn; sie ahnet, daß ein neues Leiden ihrer harre, und wankt halb träumend vorwärts, in den Wald hinein.

Ein schreckliches Fluchen läßt sich aus einiger Ferne vernehmen.

Sie bleibt stehen, und sieht hundert Schritte von ihr zwei Männer, die aus dem Graben steigen und sich zum Weitergehen anschicken. Deutlich klingt es aus der Ferne:

„Kreuzdonnerwetter! Kümmert Euch um Eure Angelegenheiten, Waibel! und überlaßt die Sorge für die meinigen mir allein! Ich werde den frommen Todtschlag wol verantworten können.“

Und fort eilen jetzt die Beiden.

Die Alte wandert mit hörbarem Herzschlage der Stelle zu, wo die Gestalten gestanden. Es ist eben noch so hell, daß man die Gegenstände in der Nähe erkennen kann. Sie sieht die Tragbahre auf der Straße, den Blutstrom, wirft den irren Blick weiter; im Straßengraben liegt die Leiche des einzigen, geliebten Kindes, das starre Todtenantlitz zum Himmel gewendet.

Mit einem herzzerreißenden Wehgeschrei wirft sie sich der Länge nach über den Leichnam hin.

Lipp' an Lippe gepreßt bleibt sie ohne Besinnung liegen.

Die Nacht deckt ihren dunkeln Schleier über den leichtfertigen Mord.

Endlich erwacht die unglückselige Mutter aus ihrer langen Ohnmacht. Ein Wanderer, der zufällig diese Straße gezogen wäre, hätte sie für ein Waldgespenst angesehen, da sie sich langsam erhob.

Das schneeweiße Haar hing unbedeckt und aufgelöst ihr über Schulter und Angesicht, und ihre helle Kleidung schimmerte durch das Dunkel der Nacht:

„Hans! Faulpelz!“ ruft sie schmeichelnd und rüttelt die blutige Leiche: „Steh doch auf, freue dich und verschlafe die Hochzeit nicht! Tausend und tausend Lichtlein brennen ja! S'ist Hochzeit! Brautnacht! Deine Grithe wartet draußen, du Schläfer, und hat ihr schönstes Kleid an! Heißa! Juheißa! Hochzeit und Tanz! Führ doch die Grithe zum Tanz!“ Und auf springt die Wahnwitzige, stemmt die Arme in die Seiten, und fängt an in einem Kreise um den Leichnam zu tanzen, indem sie singt:

„Es hät en Bur es Töchterli gha,
Ein tusighübsches Chind,
Dem laufet alle Buebä na,
So viel im Dörfli sind.“

Darauf „jodelt“ sie hell und freudig in die Nacht hinaus, wie es die Winzer, die Schnitter, oder die „Nachtbuben“ im Brauch haben. All das schlummernde Waldgevögel wird darob aufgeschreckt, und flattert schreiend und krächzend aus den Nestern.

Bei dem schrecklichen Tanz, der bald in Raserei ausartet, fällt sie plötzlich über den Leichnam hin, in den Graben hinein:

„Hans! Mein Kind! Meine Waise! Hülfe! Hülfe! Die Soldaten wollen deine alte Mutter peitschen! Nein, nein! Ich bin keine Hexe! Ach Jesus Christus! Die Hunde! Die Hunde!“

Winselnd wälzt sie sich im Graben; dann aber springt sie schreiend auf, und rast über die Straße, als ob sie in der Ferne

Etwas sähe: „Henker! Laß ihn los! Laß mein Kind los! Erbarmen! Erbarmen! Ich thue mir sonst ein Leides!“

Endlich verschwimmt ihre Gestalt und ihre Stimme verhallt in ferner Nacht.

Ein Bauer fand am folgenden Morgen im Schilfe des Flusses den Leichnam eines alten Weibes.

Mutter und Sohn wurden Mittags um 12 Uhr, ohne Sang und Klang, auf einem Kreuzweg im Walde verscharrt.

Kommandant W... wurde amnestirt.

Zweiter Tag.

22. November 1830.

Kinderzucht.

X.

Ich führe meine Leser nun in eine flotte, „kreuzfidele“ Gesellschaft, weit weg vom lieben Vaterlande.

Wer so zimperlich fühlt, daß er in Ohnmacht fällt, wenn er die Dinge bei ihrem wahren Namen nennen hört, oder wem der Tabaksqualm und Schnapsgeruch allzusehr die zarten Nerven belästigt, der bleibe daheim, bis wir Andern wieder von Preußens Hauptstadt zurückkehren. Das mag geschehen, indem man ein Halbdutzend der folgenden Blätter ungelesen läßt.

Also weiter! Nach Berlin, der „jroßen“ Residenz und Universitätsstadt, geht die Reise.

Da, in einem Winkelgäßchen der Vorstadt, ist eine Tabagie, oder besser, eine Schnapskneipe, berühmt durch Spektakel aller Art, worunter die blauen Montage der Handwerksgesellen und die Raufereien der Studenten obenan zu rechnen sind. Kein Lokal wäre aber auch zu derlei verpönten Ergötzlichkeiten geeigneter gewesen. Das Haus besaß eine Hinterthüre, und stand durch einen andern Zugang mit dem Nebenhause in Verbindung; somit war es ein Leichtes, der groben Polizei eine Nase zu drehen. Meldete diese sich vornen, so sprangen die Zecher hinten hinaus, meldete sie sich hinten, so entwischte man vornen, drohte auf beiden Seiten zugleich Gefahr, so retirirte man ins Nebengebäude und lachte ins Fäustchen.

Es war früh ungefähr um 2 Uhr, und noch immer schallte wüstes Gelärm in der Wirthschaft. Ein halbes Dutzend Schu-

stergesellen mit ihren Mädels saßen um die eine Tafel, tranken und sangen, rauchten Zigarren und lärmten um die Wette. Einer ihrer Lehrjungen war gestern „abgedungen“ worden, und der hatte, nach uralter Sitte, den Kollegen den „Gesellenschmaus“ gegeben, bei welchem sich hier noch die Meisten gütlich thaten. Der Festgeber hatte sich längst unter den Tisch getrunken, und war in sehr krankhaftem Zustande nach Hause getragen worden.

An Bier, Schnaps und Häringen ist auch jetzt noch kein Mangel. Das Getränke hat den Leuten die Zunge gelöst: „Was scheert mir Euer Herr von Kronach! Hol den Kerl der Deibl! Sing mal Eens, Fälzer; es is an dir die Reihe!“ So unterbricht einer der Gesellen das Gespräch der Andern, die von einem Studenten reden.

Der Angeredete lacht und singt sogleich:

„Wenn oina en stoiniga Acker haut,
„Dezou en stumpfetch Pfloug,
„Wenn oin sei Moidl untreu wird,
„Is s'affe Unglücks gnoug.“

Und Alle, indem sie einem der Kollegen Rübchen schaben, brüllen im Chor nach:

„Wenn oin sei Moidl untreu wird,
„Is s'affe Unglücks gnoug ä di gnoug.“

Deß is halter wahr: der Pfälzer singt, wie ne Amf'l. Jetzt, Schatzerl, paßts auf! Jetzt gib i mai Lied'l los:

„S'gibt nur oa Kaiserstadt, s'gibt nur oa Wien,
„Ei da muß's prächti sai, da möcht i hin!.:,:“

Unser Kaiser Franz'l soll leben! Vivat hoch!“

„Soll mir der Deibl holen, Wiener, wenn ich den en Vivat trinke!“ schreit der Berliner Altgeselle darein: „Nee! Da haben sie mir n'mal uf der östreich'schen Jrenze wollen uf den Schub thun. Nee! Das is Nischt! Und mit deiner prächtjen Kaiserstadt jeh mir weg! Een Stinkenest, eene Fütze is deine prächtje Kaiserstadt jejen Berlin. Nee; aber een Vivat trink ich uf unsern jroßen Fritz; das is een andrer Feger, als dein dummer Franzel.

Na! will Keener nich? Vivat unser jroße Fritz!"

„Hoch und dreimal Hoch!" brüllt und kreischt es rings um die Tafel.

„Getzt is die Reihe an dir, Schwabe!" lallt der benebelte Altgesell weiter: „Sing Eens uf den Sachsen da, Bruder Schwabe, een Studentenlied, so een Jassenhauer!"

„Bruder Altgeselle, behalte deine „preußischen Fiffe" für dich!" wirft der Sachse erzürnt ein: „Dir geht freilich weder Student noch Soldat ins Korn. Deine schmutzige Eva ist ja eine leibhaftige Vogelscheuche. Es nimmt mich nur Wunder, daß du dich nicht schämst, öffentlich bei ihr zu wohnen, als ob ihr Mann und Frau wäret. Es ist eine Schande für die ganze Gilde."

„Sachse! Ich schlage dir, wie eenem Fefferkuchenmann, Arm und Beene entzwei! Die Eva is een honettes Frauenzimmer!" ruft der erzürnte Berliner mit geballter Faust.

„Der Sachse hat janz recht. Warum leben Sie bei das Mensch?" nimmt nun die ziemlich hübsche Wäscherinn, des Sachsen Auserkorene, das Wort.

„Warum ich bei sie lebe, Mamsell Gustina? Weil die Eva een Weibsstück is, das mich jefällt, und mich Alles thut, was sie mich an den Ogen absieht: Sie kocht mich, sie flickt mich und wäscht mich, denn eene Frau habe ich keene, und will och keene."

„Wenn sie nur aus unserer Jesellschaft weg bleibt!" wünscht die blatternarbige Schöne des Schwaben: „Sie riecht ja uf zehn Schritte weit, wie eine Häringstonne."

Hellauf belacht Alles die Vergleichung. Der Altgeselle aber schreit erbost auf, und schlägt mit der Faust auf den Tisch: „Die Häringstonne is man am kleenen Finger mehr werth, als en janz Rudel solcher Studentenbäschen und Studentenbesen, wie ihr Alle seid, im Anjesichte! Fui!„

Ein Zetergeschrei erheben die Mädchen, und machen Anstalt, dem Schimpfenden handgreiflich zu beweisen, daß er sehr ungalant gesprochen; da legen sich einige der Burschen ins Mittel, und der

Wiener meint: „Ach, das sind halt Spassetteln! Schatzerl! Dirnl! halts enger Maul! die Eva muß eben auch koa Kranzljungfer mehr werdn. Müßt nit aus jedem Mückerl oan Elephantn machen!“

„Sauf, Brüderl! So is recht!“ lacht der Pfälzer dem Berliner Altgesellen zu, der ein Quart Kümmel in Einem Zuge leert: „He! Wirthshaus! Ein Paar Krügl Beir und Broud aa! Seids lustig Moidl!“

Und der Schwabe fing an zu singen:

Der Kukuk auf dem Boimla saß,
Züzeläbumbumbaseläduseläbeideidei!
Und wenn es reagnet, wird ma naß.
Züzeläbumbumbaseläduseläbei!

Dieß Lied und frische Krüge heiterten bald wieder alle Gesichter auf.

„Boim Blitz na, Schatzlä! Isch deß itt a kroiztoifellustigs Ding ums Schusterleba?“ lacht der Schwabe seelenvergnügt, und schlägt den Arm um seine runde Hälfte. Eine der Grazien hebt nun mit heller Stimme zu singen an:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
„Mit veilchenblauer Seide,“

und plötzlich ist der Chor im Gange. Selbst der taumelnde Altgeselle brummt kräftig mit.

Noch ist das Lied nicht zu Ende, da wird die Thüre aufgerissen, und ein Dutzend flotte Studenten stürmen in die Stube, beschauen sich lachend die stutzenden Burschen, nicken den Mädchen, wie alte Bekannte, freundlich zu, und postiren sich dann um einen zweiten Tisch herum:

„Champagner, Lenchen! Nachher eine Bowle Punsch, so groß, wies Heidelberger Faß!“ ruft ein hübscher Jüngling oben am Tisch, und streicht sich das Blondhaar lachend aus der Stirne.

Lenchen, die Kellnerinn, entwindet sich den Armen eines Studenten, der sie auf den Schoß gezogen, und eilt hinaus.

Einen Augenblick darauf erscheint der Wirth:

„Sollen sogleich bedient sein, meine Herren. Auf Ihre

Rechnung, Herr v. Kronach?" frägt er devot den Jüngling oben am Tisch.

„Auf meine Rechnung, altes Haus, ja! Seit gestern ist ja meine Sündentafel, die so lang war, wie der 119. Psalm, wieder blank und folglich deiner Kreide dienstbar."

„Wie Ihr Gnaden befehlen!" entgegnet der Wirth mit einem Bückling, und eilt, die Angekommenen zu befriedigen.

„Ja, wie ich euch sagte; das war ein verdammter Streich!" zischelte Herr von Kronach den Freunden zu: „Noch zehn bis fünfzehn Napoleons trug ich in der Tasche; jetzt sind sie so rein gefegt, wie diejenigen des armen Lazarus. Wies zugegangen, weiß der Henker! Eine der Sirenen hat es jedenfalls gethan; aber welche? Es hingen mir immer drei, viere am Hals."

„Pah! eine Lumperei für dich, Zopf", entgegnet sein Nachbar lachend: „die Mama wird dem Herr Sohn bald wieder mit den lustigen Goldfüchsen die Tasche spicken. Brauchst ihrs ja nicht auf die Nase zu binden, wie du d'rum gekommen bist."

„Ists doch schon dem starken Simson bei seiner Delila auch nicht besser gegangen", tröstete ein Anderer.

„Aber der verdammte Jude, der Aaron, will morgen sein Geld haben. Donnerwetter, was ist da zu machen?"

„Mit dem wirst du eher fertig, als vorhin mit der Schwerenothsmutter in der Königsstraße. Gut, daß wir durch die Lappen gingen; die dicke Trommel hätte uns doch noch die Polizeiphilister auf den Hals gekräht. Den Juden darfst du nur wieder einen Tanz um den Tisch machen lassen, wie vor vier Wochen, so gewinnst du doch eine Galgenfrist."

„Was ist das für eine Geschichte mit dem Juden?" fragten Einige. „Wenns ein guter Witz ist, so gebt ihn los!"

„Nun," wissen denn den Streich noch nicht Alle? Unser Zopf hatte, wie gewohnt, Ebbe in seinem Beutel; in allen Kneipen waren die Tafeln voll gekreidet, die halbe Stadt hatte ihn in ihren Büchern mit Soll, nirgends mit Haben, überall war er zu thun

schuldig, auch sollte er die hübsche Assessor-Julia ins Konzert abholen, wie er versprochen. Die Stunde kam, und er war immer noch arm, wie Jakob, da er über den Jordan setzte. Da fällt ihm ein Streich ein. Von seinem Hausherrn borgt er einen alten Schlafrock, geht damit zum Juden Aaron, preist diesem den Rock als das Kleid Josephs an und will ihm denselben verhandeln. Der Jude erkennt aber den Rock des Apothekers und will vom Handel Nichts wissen. Da stellt sich Zopf wild, schließt die Thüre ab, zieht ein Terzerol aus der Tasche und zielt mit gespanntem Hahn auf den Juden, der sich hinter den Tisch flüchtet: „Willst den Rock kaufen, Mauschel?“ donnert er ihn an. „Zehn Thaler ist er unter Brüdern werth:“ — „Waih geschrien! Thun Sie doch das Pistol weg! Könnten Sie mir doch schießen ein Loch in die Natur!“ — „Kaufe den Rock, Jude! oder, bei meiner armen Seele! ich schieße dich mausetod!“ — „O du großer, du starker Gott! Vier Thaler will ich doch geben, aber Sie, goldener Herr von Kronach, thun Sie das Gewehr bei Seite! Ich kann das Todschießen nicht vertragen!“ — „Zehn Thaler, Mauschel! oder ich schieße!“ — „Sechse will ich geben; au waih! Ich bin ein todter Mann, ein ruinirter Mann!“ — „Zehn sage ich!“ Und so jagte er den Sohn Abrahams in Todesängsten drei Mal um den Tisch herum, bis er endlich seine Forderung erfüllt sah. Als er das Geld in der Tasche hatte, stellte er dem Juden darüber einen Schuldschein aus, und zeigte ihm das ungeladene Gewehr. Mauschel drohte mit einer Klage; Zopf lachte und drohte ihm mit dem wirklichen Todtschießen, und der Geprellte machte endlich gute Miene zum bösen Spiel und schwieg.

„Und ihr sollt den Streich auch verschweigen; denn die Sache könnte doch hapern.“

„Ach, was!“ lachte einer der fidelen Musensöhne: „Dein Renomee bekäme nur neuen Zuwachs. Bist du doch als der tollste Bursche in ganz Berlin bekannt, und dein Alter lebt 300 Stunden weit weg in seinen Bergen.“

„Nein, nein!“ lachte Zopf: „die Erfahrung hat mir verdammten Respect vor den Berliner Hundelöchern eingeflößt.“

„Lumperei!“ warf ein baumlanger Theologe ein: „Zwanzig Mal steckten sie mich zum Mindesten schon in „Numero Sicherheit,“ fürchte mir auch vor dem einundzwanzigsten nicht. Und überdieß, wenn ich Zopf wäre, ließe ich mich alle Tage einstecken. Hat doch der Schließer ein gar hübsches Kind, das Zopf wohl kennt. Haha!“

„Habe ich euch die Geschichte mit dem Briefwechsel schon erzählt?“

Einige bejahten lachend, Andere baten um Mittheilung. Die Unterhaltung wurde nur halb laut geführt, obgleich die beiden Gesellschaften in ziemlicher Entfernung von einander saßen, und die Handwerker nach dem ersten Aerger über die Störung wieder ihren frühern Lärm begonnen. Nur einige der Mädchen waren stiller geworden, und schielten oft nach den Studenten hinüber.

„Ihr wißt ja,“ begann Zopf, daß ich wegen dem laufigen Nachtwächterspiele, das wir vor einiger Zeit in den Straßen aufführten, ins Loch wanderte. Die Blauröcke hätten mich nicht ertappt, wenn ich etwas weniger bestoben gewesen wäre. Am Morgen erwachte ich mit einem famosen Katzenjammer, und fand mich auf meiner harten Pritsche. Da sang ich denn Jeremias Klagelieder aus C mol, und wußte lange nicht, wie ich in den Senf hineingerathen war. Noch strengte ich mich an, die stumpfen Sinne zurechtzurücken, da öffnete sich der Schieber an meiner Thüre, und ein verdammt hübscher Mädchenkopf lächelte herein: „Juten Morjen, Herr v. Gronach! Kann ich Sie in Etwas dienen?“ Daß ich kein Narr war, und die Zeit benützte, könnt ihr denken. Schon in einigen Minuten waren wir so weit, als hätten wir einander Jahre gekannt. Sie stand draußen, ich drinnen; Nichts sah ich von ihr, als den Kopf; den faßte ich, und küßte die frischen Lippen nach Herzenslust. Sie erzählte mir, wie sie mich schon oft im Theater, auf Redouten u. s. w. gesehen hätte. Ich bat sie um Schreibsachen und etwas Nasses, und wurde reichlich versehen.

Dieses Spiel trieb ich die acht Tage hindurch, und redete gar Manches mit dem Mädchen ab. Sie war auch mehr als Einmal bei mir im Karzer drinnen. Täglich steckte ich ihr Briefe zu, die aus lauter Seufzern, Schwüren und Liebesunsinn zusammengefabelt waren. Die Briefe unterschrieb ich aus Vorsicht jedesmal mit dem französischen »ton fidèle berger«*) — Eines Tages aber gerieth ein solcher Brief dem Vater in die Hände. Er hatte das Mädchen beim Lesen ertappt. Tobend und stampfend wollte er wissen, wer der verdammte „Fidelberger" sei; allein die Schlaue drehte dem Alten eine Nase. Sie selbst erzählte mir die tolle Sache. Seitdem habe ich ihr all das Gute redlich vergolten, und sie in Erwägung ihres praktischen Werthes zu meiner Samstagsgeliebten erhoben, da diese Stelle seit einigen Wochen vakant war. Schon manches gar freundliche Stelldichein ward mir seitdem, und, bei Gott! das Mädchen ist gar nicht übel."

„Donner und Doria!" flucht ein Jurist: „Ich dächte, wir würden in Zukunft den Zopf in einen „Herrn von Fidelberger" umtaufen."

Die ganze Gesellschaft stimmte lachend bei.

„Dabei bleibts also! Allein, was Teufel! will er mit den Namen allen? „Zopf," „Herr von Zopf," „Herr von Kronach" und „von Fidelberger!" Am Ende weiß er selbst nicht mehr, welches der rechte ist."

„Desto besser," meint der Jurist: „Unsere ergötzlichen Streiche fangen an Aufmerksamkeit zu erregen; besonders ist aber der Name des Herrn von Kronachs berüchtigt; drum taufen wir ihn um, und „Fidelberger" sei in Zukunft unsere Parole, unter deren Aegide wir die Plebejer ärgern. Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: dieser Name soll bald einen klassischen Klang erhalten, wie ihn der „von Kronach" auch errungen hat, seitdem und sintemalen Zopf den ächten, schlichten Zopfnamen, ähnlichen Skandals wegen, wie

*) Dein treuer Schäfer.

es die überzuckerten Berliner nennen, ablegen mußte. Was sagen Sie zu meiner wohlgesetzten Rede, Ihro Gnaden, Herr von Fiedelberger?"

„Ich meine, daß man den Advokaten aus deinen bandwurmartigen Erwägungen und ineinander geschachtelten Sätzen leicht erkennen kann, Freund Demosthenes. Im Uebrigen bin ich einverstanden; ja, ich schlage vor, daß ihr Alle, wie ihr da seid, eine ähnliche Verwandlung euch gefallen lasset, damit der Spaß vollkommen wird, denn mehr oder minder sind auch eure Namen nur zu wohl bekannt, und schon verdammt abgebraucht."

„Topp!" rief Alles mit Jubel: „Nennet das Kind!"

„Hört, ich habe einen Einfall!" fuhr Fiedelberger fort. Wir repräsentiren ja hier alle vier Fakultäten. Wähle sich nun ein Jeder einen Namen aus der Geschichte, und zwar aus der Fakultät, der er angehört!"

„Ich erlaube mir, mich in eine indische Gottheit zu verwandeln," sagt der lange Theologe mit einem martialisch ernsthaften Gesicht: „Wischnu, Herr von Wischnu ist mein Name!" „Habt Respekt, ihr Buben! der Landvogt hängt da oben auf der Stange."

„Solon bin ich getauft!" ruft ein Jurist.

„Ich Aeskulap!" ein Mediziner.

„Und ich Diogenes!" ein Philosoph, verbessert sich aber sogleich wieder: „Nein, das war ein dummer Kerl mit seiner Tonne und Laterne: „Epikur, Epikur sei mein Name!"

So wurden noch gewählt: Ormuzd, Brama, Xenophon, Aristipp, Parazelsus, Lykurg und Cicero.

Als das geschehen, so wollte man auch den Bundesnamen, zu dem die zwölf Neugetauften gehörten, erneuern. Vorher hieß er „wilde Jagd;" jetzt aber erhielt er die Bezeichnung „Amphiktionenbund," damit Alles klassisch sei.

Lykurg und Cicero wurden sogleich beauftragt, neue Statuten zu entwerfen, und dieselben baldmöglichst zur Berathung vorzulegen.

Die Heiterkeit der flotten Gesellschaft erstieg bei diesen Hin-

und Hergesprächen den höchsten Grad. Pfropfen um Pfropfen flog an die Decke, und in Champagner schwamm der Tisch.

Der Wirth, der zu Allem willfährig war, was ihm Vortheil brachte, und seine Leute kannte, wurde ins Geheimniß eingeweiht, und bald hatte er den Herrn von Fiedelberger, Ihr Gnaden den Herrn von Xenophon u. s. w. inne. Freilich fehlten die drolligsten Verwechselungen nicht.

„Wie wärs, Bruder Wischnu," sagte da Fiedelberger zu seinem langen Nachbar, „wie wärs, wenn wir die lärmenden Pechreuter dort zur Thüre hinaus trommelten, und die Mädchen für uns behielten! Die blonde Schelminn dort ist ja meine Wäscherinn."

Der Angeredete nickte und theilte seinem Nachbar Lykurg den Plan mit.

„Mit Vergnügen," antwortete der Lakonier, und stand auf.

„Nein! Halt! die Kerls würden die halbe Stadt zusammenheulen, wenn ihr die Mädels da behieltet," riethen Einige: „Macht sie voll Champagner, bis sie den Himmel für eine Baßgeige und die Erde für eine Bratpfanne ansehen, dann habt ihr leichtes Spiel."

Der Rath gefiel, und der Wirth bekam die nöthigen Winke. Einige der Gesellen weigerten sich anfangs, ein Geschenk von den Studenten anzunehmen; waren aber bald bedeutet, daß die Bouteillen von einem Herrn von Fiedelberger kämen, der heute sein Geburtsfest feire. Der Sachse leistete zuletzt noch einzig Widerstand, und sprach seiner Blondine vom Nachhausegehen. Diese mochte den Schwank merken, und saß wie angepicht fest. Die Gläser füllten sich. Der schäumende Trunk behagte den Burschen ungemein, und der Altgeselle schalt den Wirth, daß er ihm nur so einen Fingerhut statt eines Glases gegeben. Als ob es leichtes Bier wäre, so leerten sie die Gläser auf einen Zug, und nach einer Viertelstunde pflanzten sich sechs neue Rekruten aus des Wirths Keller auf den Tisch. Selbst den Mädchen mundete der feurige Wein, und sie sperrten sich gar nicht sehr, wenn sie von ihren fröhlichen Bekannten zum Anklingeln aufgefordert wurden.

Indessen die Gesellen sangen und sich wirklich berauschten, wanderte am Tische der Studiosen der Punschlöffel von Hand zu Hand, und Mancher von den Leichtsinnigen gab noch ein Geschichtchen aus der Tageschronik zum Besten.

Fiedelberger war jetzt der Ernsthafteste von Allen. Leise berieth er sich mit seinem Nachbar, dem langen Wischnu, auf welche Weise wol die gestohlenen Goldfüchse zu ersetzen seien. Er theilte ihm offen mit, daß er verdammt in der Klemme stecke, da ihm nicht bloß der Jude, sondern noch ein ganzes Heer von unverschämten Gläubigern auf dem Nacken sitze. Künftige Woche werde ihm ein Wechsel von 100 Thalern fällig, den er dem Roßkamm ausgestellt, als er ihm den Fuchs zu Schanden geritten, dann sollten einige Kneipereien von lumpigen sechszig Thalern berichtigt werden, der Miethzins, die Kollegiengelder seien rückständig, das Karzergeld mache an die 40 Thaler, und der Pedell sei ein verdammter Philister, ein Ohrenbläser, der ihn an's schwarze Brett bringe, wenn er nicht bezahle. Alle Quellen, die Juden und Wucherer, seien von ihm schon so ausgepumpt, daß da kein Tropfen mehr fließe. Die Mama schreibe ihm, er solle sparsam leben, habe ihm erst gestern eine Summe von 25 Napoleonsdor geschickt, daß die der Henker und die Sirenen in der Königsstraße sich angeeignet haben, wisse er, und d'rum müsse Etwas erdacht werden, woher Moneten zu nehmen seien.

Wischnu blies eine Wolke unter dem Schnurrbart hervor, besann sich einen Augenblick, dann sagte er sehr kalt: „Pah! Stifte eine neue Religion! Lege ein härenes Gewand an, predige den Berlinern eine Art von türkischem Himmelreich, das durch Müßiggang und Wohlleben, durch Beschneidung und Beichte erlangt werden könne, und lege dann auf die Letztern eine ersprießliche Steuer!“

„Donnerwetter!“ rief Fiedelberger lachend, „das ist ein Kapital-Einfall, und könnte mit der Zeit wohl verwirklicht werden.

An Jüngern wäre kein Mangel," setzte er hinzu, indem er auf die Kollegen zeigte.

„Probiere 'mal an den Schustern dort das Bekehrungswerk! S'gäbe ein Hauptgaudium, wenn die sich beschneiden ließen, und die Dirnen ihre Sünden beichteten vor unsern profanen Sinnen."

„Werfet die Perlen nicht vor die Schweine! Nein, Freund, erdenke Etwas, das schneller zum Ziele führt!"

„Geh' zum Aaron, und versetze deines Vaters Dorf! Du bist der Erbe, und dein Papa Herr von Kronach. Das wäre ja gar keine Lüge."

„Dummes Zeug! Wie könnte ich mich darüber ausweisen?"

„Mach einen falschen Heimatsschein!"

„Das wäre doch zu gefährlich, Bruder."

„Geh' um Mitternacht auf einen Kreuzweg, und beschwöre den Teufel! Mach eine Reise nach Baiern, und handle mit Reliquien! Geh zum Buchhändler Beyel, und verkaufe ihm die „Wissenschaft der Welt," die du noch zu schreiben gedenkst, oder lade, wie Till Eulenspiegel, auf morgen Abend zum Schauspiel ein, und mach dich vor dem Anfang mit der Kasse aus dem Staube! He?!"

„Nun, von diesen Vorschlägen wäre in erster Linie der Reliquienhandel der Einträglichste; die Honorar-Spekulation die schnellste. Ich will mir jedenfalls die beiden Dinge hinters Ohr schreiben. An den Teufel glaube ich nicht, und die Seiltänzer-Kniffe sind abgebraucht."

„So schreibe nach Hause an deine alte Tante, an die Schwester, an Großeltern, an Vettern und Basen, wenn du solche hast! Ich werde dir diktiren."

„Wenn ich nur nicht schon zu oft angeklopft hätte! Doch was will ich machen? Am Ende ists freilich das Beste von Allem. Mamma und Tante schicken mir Füchse, ohne daß Papa davon Etwas weiß. Von ihm habe ich vor vier Wochen das Letzte er-

halten, von der Tante schon vor zwei Monaten. Aber wie soll ich den Brief abfassen?"

„Da laß du mich sorgen!" schloß Wischnu, winkte der schäkernden Kellnerinn und bat sie um Licht und Schreibsachen: „Da die Sache pressirt, so soll dein Brief schon morgen die Reise nach der Schweiz antreten. Komm!"

Die Beiden gingen in ein Nebenzimmer, eben als einer der Kollegen auf seiner Sessellehne saß, und Gesichter schneidend eine Vorlesung über die Offenbarung Johannes hielt. In Stimm' und Geberden ahmte der Schlingel seinen alten Professor nach, und steigerte dadurch den Jubel der Andern immer höher. — Am andern Tische singt zugleich der Pfälzer am Halse seiner Schönen:

„Sel Moidl mit dem routhen Meider
„Hot mi mai Lebta scho gfreut;
„Geh', leg die eini go mir in mai Bett,
„Daß di nit freiert an dai — Harn!"*)

XI.

Die Beiden setzen sich im Nebenzimmer an ihr Geschäft. Wischnu verlangt vor Allem die letzten Briefe des Vaters und der Mutter zu lesen, damit er die Leutchen kennen lerne, Fiedelberger liest ihm zuerst den folgenden vor:

„Mein lieber Herr Sohn!

Anbei erhältst du dein Quartalgeld, nämlich 250 Franken, mit den besten Wünschen von der Mamma und mir, von Tante Mathilde und Schwester Fanny, die alle wohl und munter sind, nämlich die Damen, denn ich selbst bin schon seit einiger Zeit sehr schlecht, und leide an einem innern Umstand, welchen schmerzlichen Zustand ich absonderlich dem diabolischen Zeitgeist, welcher nämlich als ein arger, gottloser, weltumkehrender Neuerungsteufel

---

*) Füße.

selbst in meine Bauern gefahren ist, und alle die ehrwürdigen, schon durch das Alter geheiligten Bräuche und Satzungen auf den Kopf zu stellen gedenkt, zuschreiben thue; deßgleichen auch beunruhigen mich absonderlichermaßen schon seit Langem schreckhaftige Träume, als wo ich nämlich oft Gespenster ohne Köpfe zu sehen vermeine u. s. w. u. dergl. mehr.

Die Mama läßt dir sagen, du sollest insonderheitlich auch neben der Seelenbildung die Ausbildung des Leibes nicht vernachläßigen, und alles Mögliche auf die Praktizirung der besten Manieren und gesellschaftlichen Künste verwenden, auf daß du nämlich unserer bedeutenden Familie, die auf diese Stücke Großes hält, Ehre machest, und ihren Glanz und Ruhm fortpflanzest von Geschlecht zu Geschlecht; denn wir hoffen zu Gott, daß du einst als ein Pfeiler unserer Kirche und als ein wahrer Sprößling des Zopf'schen Hauses Ruhm und Ehre erntest, und mit junger Kraft der Schlange der Rebellion, die unser theures Vaterland zu verschlingen dräuet, was aber Gott nicht zulassen wird, im Vereine unserer heranwachsenden Junkerschaft den Kopf zertreten werdest. Säla!

Ansonsten ist bei uns noch Alles im alten Zustande, nur daß nämlich Tante Mathilde vielleicht den Herrn Pfarrer Hirzel von Goldau ehelichen wird, wenn er nämlich seinen Antrag macht; denn er kommt sehr viel zu uns, ist aber, beiläufig gesagt, ein halber Neuerer, und daß dem Onkel Karl in Zürich, deinem Pathen, der vierte Knabe geboren wurde, und daß Fanny wieder seit vierzehn Tagen nicht mehr in der Stadt ist, sondern wieder bei uns leben thut.

Sei gehorsam und arbeitsam! Habe Gott vor Augen und meide gemeine Gesellschaften und schreibe uns bald etwas recht Tröstliches. Indessen verbleibe ich

Kronach d. d. 24. Herbstmonat 1830.

Dein dich herzlich und aufrichtiglich
liebender Papa
Zopf, Pfr.

„Der Brief ist ja der beste Wegweiser in unsrer Noth!“ meint Wischnu fröhlich: „Papa und Mama haben, wie alle Menschenkinder, ihre schwache Seite. Unser Spiel ist gewonnen!“

„Von Fanny habe ich ebenfalls einen Brief bekommen; der enthält aber nur Unbedeutendes: Mädchensorgen, Mädchenwünsche.“

„Lies, wenn's keine Todsünden sind! Soll ich mein Amt als Briefsteller gut verwalten, so muß ich die Familie ganz kennen lernen. Oder sind's Geheimnisse?“

„Pah,“ wirft Fiedelberger leicht ein, „wenn du dich langweilen willst, so lies selbst! Der Brief enthält den Anfang eines Romans, wie ihn alle Mädchen spielen; weiter Nichts. Die Schwester liebt mich, und macht mich mit ihren Herzensangelegenheiten bekannt, weil sie in ihrem Dorfe Niemand hat, dem sie vertrauen kann. Da!“

Wischnu liest:

„Mein lieber Karl!“

„O wie ist deine Fanny so glücklich! Sie muß Jemand haben, dem sie ihres Herzens Heiligthum aufschließen kann, damit er sich mit ihr freut. Die Wonne wird nur halb genossen, wenn man sein Glück nicht Andern mittheilen kann. Und wen wollte ich wol lieber mit meinen süßen Geheimnissen bekannt machen, als dich, den treuen, einzigen Bruder? Ja, Karl! endlich, endlich winkt mir die Rosenkette der Liebe, die mich bald ganz umschlingen wird. Schon vor einem Monat bin ich wieder den Mauern der Stadt entflohen, wo ich so viele herbe Erfahrungen gemacht, daß ich dem Unglück fast erlegen wäre. Doch, stille hievon. Du weißt, wie empfänglich mein Herz von Jugend an gewesen, wie glühend es Alles umfaßt, was es einmal liebt. Ach, gewiß ists nicht seine Schuld, daß es so lange eine Waise blieb, denn an Liebe ist es überreich. Das Schicksal hat mir schon so manche schöne Hoffnung zertrümmert, so manche Freude zerstört, daß ich grübelnd dachte: Lastet denn wirklich die Verwünschung jenes schrecklichen Weibes, das an meinem Tauftage in den Pfarrhof kam, auf mir? Es

wäre schrecklich! Schon zehn meiner Blüthenjahre sind dahingewelkt, und doch konnte ich noch nie eine Seele voll treuer Gegenliebe finden. Ist denn nur Untreue heimisch in den Herzen der Männer? Nein, mein Karl, nein! Seit gestern glaube ich das nicht mehr. O mit welchem Entzücken stand er vor mir, der Engel in Jünglingsgestalt! Mit welcher Trunkenheit hing sein Blick an mir! Welch ein Himmel voll Seligkeit lag in seinen Worten! Doch höre und rathe mir: Vor ein Paar Tagen lustwandelte ich im Wald nächst dem Dorfe, und gedachte mit Wehmuth so mancher verblühten Blume in meines Lebens Garten. Da krachte ein Schuß in meiner Nähe und die Kugel zischte durch das Gebüsch vor mir, und pfiff an meinem Ohr vorbei. Im höchsten Schrecken schrie ich laut auf. „Jesus Christus!" riefs auf der andern Seite, und brach durchs Gebüsch. Es war ein Jäger, der erbleichend auf mich losstürzte, und die Erschrockene mit bebenden Lippen um Verzeihung bat. Er hatte auf meinen flatternden Schleier geschossen, den er durch die Blätter sich bewegen sah. Nun, die Kugel hat zwar gefehlt; desto besser hat aber sein flammendes Auge mein armes Herz getroffen. Ich stammelte Etwas in meinem doppelten Schrecken her, weiß aber nicht mehr was, weiß auch nicht, wie ich aus dem Walde und nach Hause gekommen bin.

Seit jenem Schuß konnte ich das Bild des Jägers nicht mehr aus meiner Seele bannen, und schon am folgenden Tage zog's mich wieder in den Wald hinaus. Gewiß trieb auch ihn ein zauberischer Zug des Herzens in meine Nähe, denn schon am zweiten Tage traf ich ihn wieder. Eine glühende Röthe übergoß sein Angesicht, ehrerbietig zog er den Hut, wollte reden und vermochte es nicht; verwirrt ging er weiter. Allein ich bemerkte ganz gut, daß er ins Gebüsch schlich, und mir aus diesem Versteck nachsah, so weit er konnte. Ich sah ihn seitdem täglich; aber außer den gewöhnlichen Grüßen wurde kein Wort zwischen uns gewechselt. Ach ich weiß ja, die Liebe macht blöde. Zu Hause schalt man mich eine Träumerinn, und Mamma wollte mich wieder nach Zürich

schicken. Früher ja, da flog ich nach der Stadt, wie ein Vogel aus dem Käfig. Seitdem aber dort meinem Herzen so grausam mitgespielt wurde, und mir ein neues Glück in unserm Walde blüht, betrachte ich die stille Heimat als ein Paradies. Gestern nun strich ich nach dem Essen beim schönsten Wetter wieder hinaus, und setzte mich endlich ermüdet und erhitzt in den Schatten des Waldes auf das weiche Moos. Meinen Hut hing ich vorher auf einen Busch neben meinem Lager, so hoch ichs vermochte. Erräthst du warum? Eine Zeit lang las ich in meinem Klauren, da wandelte mich ein Schlummer an, und ich sank zurück auf mein grünes Lager. Plötzlich schlug ein Hund an; eine leise Stimme beschwichtigte das Thier; es rauschte in dem Gebüsche; die Zweige bogen sich auseinander, und der Jüngling stand vor mir. Mein Hut hatte ihn geleitet. Ich stellte mich nun wirklich schlafend, blinzelte aber doch unvermerkt unter den Wimpern hervor. Wie er dastand, der herrliche Mann, in rosiger Jugendfrische! Welch ein seliges Lächeln sein Angesicht überflog, als er meiner ansichtig ward! In diesem Augenblick lebte ich tausend Leben. Jesus! da summt plötzlich eine garstige Wespe daher, um mich herum, auf meine Brust, auf mein Kinn, und krabbelt hinauf zum Mund, und bleibt da sitzen. Fühle meine Todesangst!! Du weißt, daß ich von jeher die Wespen entsetzlich fürchtete. Sollte ich mich verrathen, meinen wachen Traum zerstören? Muthig hielt ich aus, und hätte es das Leben gekostet. Bald hatte ich das Insekt und Alles vergessen, und horchte seinen halblauten Worten. O Karl! diese Lippen predigten ein Evangelium, das schneller und heißer zum Herzen drang, als alle Kirchenpredigten der ganzen Welt. Er liebt mich! Er liebt mich mit aller Macht der Leidenschaft; das haben meine eigenen Ohren gehört. Er beneidete das Insekt, das ungefragt, ungestraft den Honig von meinen Lippen sog, und wünschte sich an dessen Stelle. Das sind seine Worte, o! und noch viel mehr. Nur zu bald wurden wir gestört. Der Hund mußte Etwas wittern, und boll laut. Ich konnte füglich nicht länger schlafen und

schrack zusammen. Lächelnd sprach er, als ich mich mit erheuchelter Scham erhob: „Wenn Engel in den Wäldern schlummern, so lebt der Jäger hienieden schon im Himmel.“ Was ich antwortete, weiß ich nicht. Er geleitete mich auf die Straße; ich habe ihn zu uns eingeladen. Er ist ein Kaufmannssohn von Schaffhausen und auf Besuch in Zürich. So habe ich es aus seinem Munde. Als er von mir ging, sah ich es recht wohl, wie er wieder zu meiner Lagerstätte zurückeilte. Vielleicht hat er dort noch ein Stündchen in der Erinnerung geschwelgt. Seit gestern bin ich nun keine Träumerinn mehr. Die Mamma und Tante meinen, ich sei närrisch. Mag es sein! Bin ich doch eine recht glückliche Närrinn! Sobald ich den Brief fertig habe, gehts wieder in den Wald, in mein Eden hinaus.

Die Tante will mir über die Achsel in mein Geschreibsel schauen; aber sie soll zur Strafe Nichts von meinem Glück erfahren. Warum neckt sie mich stets und predigt mir immer die Ohren voll von Männerfalschheit und Wankelmuth! Sie hat eben auch recht bittere Erfahrungen gemacht.

An meinem Hochzeitstage kommst du doch heim, lieber Karl? O gewiß! Mit der Baslerheirat ists aus. Wie kann man aber auch schon die Kinder in der Wiege verloben! Das war ein recht dummes Ding vom Papa. Nicht wahr?

Man soll in Berlin so hübsche Federn kaufen; willst du mit einem Paar mir bald eine Freude machen? Cousine Laura in der Stadt ist immer wie eine Puppe geschmückt, indessen ich neben ihr wie eine Bäuerinn aussehe.

Behalte mich lieb und vergiß die Federn nicht!

Kronach, am 14. Weinmonat 1830.

Deine glückliche Fanny.

„Nimm mir nicht übel, Bruder!“ lacht Wischnu, „aber deine Fräulein Schwester scheint mir eine Romanheldin ersten Ranges zu sein. Ists doch, als hätte sie den ganzen Brief dem Blumenhagen abgeschrieben. Uebrigens wünsche ich ihr zu den neuen

Aussichten alles Glück. Hast du keine weitern Nachrichten seitdem erhalten? Noch keine Einladung zur Hochzeit?“

„Nein, das sind die letzten Briefe. Mamma hat gestern nur ganz kurz geschrieben, und von Fannys Herzensangelegenheit gar Nichts erwähnt.“

„Hast du ihr den Willen mit dem Hutschmuck gethan?“

„Sie muß das Gewünschte längst erhalten haben.“

„Gut; dann hast du an ihr eine Fürbitterinn. An wen gedenkst du zu schreiben? Hat Fanny kein Spargeld?“

„O ja; aber ich schreibe an Papa, damit den Brief Alle zu lesen bekommen.“

„Gut. Mach dich fertig! Mein Plan ist reif.“

Wischnu diktirt:

„Berlin, den 24. Weinmonat 1830.

„Theurer, verehrter Herr Papa!

„Möchten doch alle die verruchten Aufrührer, die Dein kostbares Leben Dir so sehr verbittern, bald den verdienten Lohn am Galgen bekommen! Der Heiland lehrt uns zwar, auch unsre Feinde zu lieben; aber — exceptis excipiendis*) — die Aufrührer kann er nicht darunter verstanden haben, denn denen vermag ich nur alles Unheil zu wünschen, die meinen theuren Vater beleidigen und die ehrwürdigen, durch das Alter geheiligten Bräuche und Satzungen, wie Du so schön sagst, vertilgen wollen. Welch ein unerhörter Frevel! Gebe Gott, daß die Anschläge der Ruchlosen zu Nichte gemacht werden! Gebe Gott, daß Du, verehrter Papa! bald wieder der besten Gesundheit genießen und über die Schändlichen triumphiren mögest!

„Der Wunsch meiner lieben, theuern Mamma ist mir heilig. Sogleich nach Lesung Deines erquickenden Briefes habe ich mich nach den besten Lehrern umgesehen, und seit dieser Zeit täglichen Unterricht im bon ton, Tanzen, Fechten, Reiten, in der Musik, im Gesang, im Malen, im Billardspielen —“

---

*) Mit Ausnahme des Auszunehmenden.

„Das sind aber verdammte Lügen!“ lacht Fiedelberger und hält mit Schreiben inne.

„erhalten,“ diktirt Wischnu kalt weiter.

„erhalten.“

„Allein wie Du aus nachfolgender Rechnung, die ich erst gestern berichtigen mußte, sehen kannst, so kostet mich dieser Unterricht solche enorme Summen, daß ich mit dem Dreifachen des bisher mir Ausgesetzten nicht ausreiche. Es ist die Rechnung vom letzten Quartal, und Du wirst finden, daß Deine väterliche Güte ein Mehreres thun muß, wenn ich meinen Verpflichtungen Genüge leisten will, wie's einem Ehrenmanne geziemt. Also die Rechnung:

	Thlr.	Gr.	Pf.
Kost und Wohnung pr. Woche 3 Thlr. pr. . . .	39	—	—
Wäsche	8	8	3
Kollegiengelder	25	16	—
Dem Fechtmeister Lorge, täglich eine Stunde, im letzten Monat	9	12	—
Dem Tanzmeister Silphide	9	12	—
Für Unterricht im Reiten	19	—	—
Zwei Musiklehrern	19	—	—
Dem Schneider für ein Kleid und Anderes . .	30	16	—
Dem Schuster	3	—	—
Dem Buchhändler	29	12	—
Dem Buchbinder	10	3	—
Für Schreibmaterial u. dgl.	25	7	7
Dem Pferdverleiher	9	—	—
Trinkgelder und Aehnliches in guten Häusern .	10	6	—
Für Erholungen in Mußestunden	3	4	2
Gesetzliche Abgaben	10	5	4
Summa preuß. Courant:	262	6	—
Zürchergeld:	417 fl.	13 kr.	

„Denke Dich nun in meine Lage! Gewiß habe ich die Ermahnungen wegen Sparsamkeit nie aus den Augen gesetzt, wie die

Rechnung zeigt; allein hier in Berlin ist Alles so theuer und die Bedürfnisse eines Studiosen sind so ausgedehnt, daß eine Einschränkung unmöglich ist. Meine Kollegen hier nennen mich einen Harpar, einen Knicker, was mir oft sehr wehe thut. Auch studiren einige Schweizer hier, die mich meines eingezogenen, stillen Klausnerlebens wegen als einen armen Schlucker betrachten, und mich kaum als Landsmann anerkennen. Ich kann es ihnen nicht verargen, denn sie sind in den Stand gesetzt, über große Summen zu verfügen und werden sogar in den vornehmsten Zirkeln gerne gesehen, indessen ich in meiner Stube über meinen Büchern brüten und poignarder, ammazzare, vulnerare, τυπτω und andere Mordverben einochsen muß. Nur hie und da vermag mein adeliger Name so viel, daß sich mir die Thüre eines armen Edelmannes öffnet."

Das sind aber Alles Teufeleien, Flausen, Bruder! ruft der Schreiber, und wirft die Feder weg.

Soll ich denn über dein wahres Leben berichten? frägt Wischnu gelassen entgegen. Und sogleich schickt Jener sich wieder zum Schreiben an.

„Sogar einen lieben, goldenen Nothpfenning mußte ich gestern opfern, und nun sehe ich der nächsten Zeit mit beklemmtem Herzen und leerer Tasche entgegen, wenn Deine väterliche Liebe mich nicht recht bald aus der Bedrängniß reißt. Künftige Woche haben meine reichern Kollegen einen Ausflug zu Pferd nach Potsdam vor; da werde ich aber zu Hause bleiben müssen. Vergib, theurer Papa! daß ich Dich durch diese Nachricht betrübe; allein — ex profundis clamo — der Mangel und tief gekränkter Stolz trieben mich endlich dazu.

„Im Uebrigen geht es mit meinen Studien rasch vorwärts, und glänzende Zeugnisse meines Fleißes sollen bald die Meinigen erfreuen."

Laut auf lachte Fiedelberger, und schrieb folgsam Alles nieder.

„Es gefiele mir recht wohl in der lebhaften Residenz hier, wenn nur nicht oft eine glühende Sehnsucht nach allen meinen Lieben in der fernen Heimat mich marterte. O ich möchte euch doch

Alle bald wieder sehen, Dich und die gütige Mamma, die liebenswürdige Tante und die zarte Fanny! Wie wollte ich mich des Glückes freuen! Nun die Zeit bringt Rosen, hoffentlich auch Linderung meines Heimweh's! und darum will ich mich trösten und denken: ubi bene, ibi patria!"*)

„Papa wird vor meiner Gelehrsamkeit gewaltigen Respekt bekommen: Griechisch, Italienisch, Französisch und Latein sind ja an den Haaren in das Schreiben hereingezogen," meint Fiedelberger. „Es ist dir sauer genug dabei geworden; allein jeder Buchstabe davon wird einen Thaler abwerfen. Schließe nun die Epistel und fertige ein Billet an die Schwester, worin du ihr zu verstehen gibst, daß du auf sie, als deinen Advokaten, zählest; dann — zur Punschbowle zurück!"

Der Brief ward gesiegelt und adressirt. Wischnu nahm ihn zu sich, und versprach die Bestellung.

Mit frischem Leichtsinn kehrt Fiedelberger zur Gesellschaft zurück.

Da sieht es bunt aus!

Der Altgeselle liegt unter'm Tisch, krabbelt wie ein Krebs herum und flucht über die dunkle Treppe, die er nicht finden könne; dazwischen ruft er nach seiner Eva. — Der Sachse liegt mit dem Kopf auf dem Tisch und schnarcht. Seine Wäscherinn haben sich die Studenten zugeeignet. — Der Schwabe liegt mit dem Haupt selig entschlafen in seines Mädchens Schoß, und die Fröhliche singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz." Der Potsdamer schüttet, in der Meinung, er trinke Champagner, ein Glas Schnaps hinunter und der Pfälzer läuft taumelnd der Kellnerinn nach, indeß seine Schöne sich eben frisch einschenkt. Andere liegen sich schlafend in den Armen und der Wiener schluchzt am Halse seiner Nätherinn, während er thränenden Auges zu ihr aufschaut:

„So warm is koan Faia,
„Koan Glut is so hoaß,
„As a hoamliche Lieb is,
„Von der koaner nix woaß."

*) Wo's mir wohl geht, ist mein Vaterland.

Wirklich waren Alle, mit Ausnahme einiger Mädchen, im schlimmsten Zustande, und hatten ihre Besinnung im Champagner total ertränkt.

Ein Höllenlärm tobte im Zimmer, denn auch die lachenden Studiosen sangen ihr: „Ueberall bin ich zu Hause," im Chor darein.

„Ah!" rief Fiedelberger lustig, als er sich von dem Stand der Dinge durch einen einzigen Blick überzeugt hatte: „Auf, Lykurg! Vorwärts Freunde! Abraham und Loth haben nicht auf Einer Weide Platz!"

Lykurg war der erste, der zugriff; die Andern folgten. Wirklich hatten sie leichtes Spiel. Bald waren die Schuster auf die Gasse spedirt, wo sie so lange tobten und lärmten, bis die Polizei sich ihrer bemächtigte, und sie auf die Wache schleppte.

Hier aber lassen wir den Vorhang fallen. Der letzte Akt der Komödie ist von einer Natur, daß er empfindsamen Lesern leicht Vapeurs und Krämpfe verursachen möchte; daher ists besser, das Stück werde nicht zu Ende gespielt.

Reisen wir wieder zurück nach unserm lieben Schweizerlande, freundlicher Leser! Schauen wir nach, was unsere werthen Bekannten in Pfarrhof Kronach machen. Es sind nun 26 Jahre her, seit wir sie kennen gelernt und ein Tauffest bei ihnen gefeiert haben. Vier Wochen nach der Berliner Szene führe ich dich wieder bei ihnen ein.

XII.

Wir zählen den 22. November 1830. Es ist noch ziemlich früh am Vormittag, und auf der Straße, die durch Kronach nach Uster führt, ist reges Leben. Im Sonntagsstaate wandern die Männer truppweise zur Volksversammlung.

Schauen wir im Pfarrhaus nach! Schon beim Eintritt in den umzäunten Hofraum treffen wir auf einen alten Bekannten.

Unter dem vorspringenden Scheunendache sägt Schulmeister Gebrecht Holz. Der Mann ist im Dienste des Staates sehr blaß und hager geworden. Seine grauen Haare errinnern uns sogleich, daß wir ihn ein Vierteljahrhundert lang nicht mehr gesehen haben. Nun, grüß Euch Gott, Schulmeister! Seid Ihr auch noch am Leben? Laßt's Euch nicht zu sauer werden an Euern zähen Blöcken dort, alter Mann! Im Dienste der Kirche wird ja auch die geringere Mühe gesegnet. Treten wir ins Haus. Ei, das ist ja die alte Küche! Alles, auch das kleinste Geräthe noch am alten Platz. Wieder bläst eine rothbackige Magd die Gluten im Ofen zur Flamme, und ein zweites Weibsbild kramt in den Theekannen und Tassen. Wer mag —? I du lieber Himmel! Ist das nicht Tante Mathilde? Heiliger Gott, wie verwandelt! Ach ja, diese keifende Stimme gehört der stolzen Gevatterinn von Ehemals an. Richtig, die Magd, die sich entschuldigt, heißt sie „Jungfer Mathilde.“ Also wirklich noch Jungfer?—— Seltsam! Seltsam! — Jungfer? Hm! — Welch eine Zerstörung haben die letzten sechsundzwanzig Jahre hier angerichtet! So ist kaum das Erdbeben mit Lissabon verfahren. Erloschen ist die Glut des Auges, gelb ist der ehemalige Schnee der Haut, Falten durchkreuzen das magere Angesicht, eine schmutzige Nachthaube bedeckt das einst so üppige Haargeflecht; die übrige Kleidung: Schürze, Rock, Strümpfe und Pantoffeln zeugen ebenfalls entweder von großer Nachläßigkeit oder allzugroßem Sinn für Sparsamkeit; eckig und welk sind die einst bezaubernden Formen des Körpers. Arme Mathilde! Und noch Jungfer? Sie unterhält sich mit der Magd über einige Weiber im Dorfe, die am letzten Sonntag neue, weiße Hauben trugen; die hätten auch nöthig, den Stadtleuten Alles nachzumachen, meint sie, „Bandkappen“ wären für die noch lange gut genug. Hinwieder erzählt ihr die Magd, indeß sie die Kaffeemühle zwischen die Beine nimmt, wie des Leuenwirths Knecht eine Braut drüben in Goldau habe; die Frauen am Brunnen hätten gesagt, die Parthie sei ganz gewiß richtig. Mathilde, die an der Neuigkeit großes Interesse

fand, vergaß gleichwol nicht, die Magd auszuschelten, daß sie zu viel Kaffeebohnen nehme, und gestern zu viel Butter vergeudet habe: „Du mußt die Bohnen jedesmal zählen, das habe ich dir schon hundertmal gesagt! Siebenzehn Stück sind präzis genug. Papa trinkt ja Thee,“ schmält sie, und zählt darauf die Bohnen selbst. Gehen wir weiter!

Ach, da finden wir einen Patienten! Im Alkoven, neben der Wohnstube, sitzt die Frau Pfarrerinn am Krankenbett des Wohlehrwürdigen.

Gerne hätte ich meinen Helden dem Leser gesund vorgeführt, damit er dessen stattliches Bäuchlein hätte bewundern mögen, allein der Mensch denkt und Gott lenkt.

Die betrübenden Zeitereignisse, die fast mit Gewißheit zu berechnende Umwälzung im Staatsleben hatten dem geistlichen Herrn schon seit längerer Zeit viele geheime Leiden bereitet, hatten ihm so manche Tafelfreude verbittert und manches Schläfchen verscheucht. Er hatte Alles aufgewendet, um den Neuerungsteufel von seinem gehorsamen Dorfe ferne zu halten, hatte keine Mühe gescheut, um dieses Ziel zu erreichen. Allein immer mehr mußte er einsehen, daß alle seine strenge Wachsamkeit, alle seine heißen Predigten, alle seine Ermahnungen und guten Lehren Nichts fruchteten, sondern daß gerade auch in seinem Dorfe viele Unzufriedene einer neuen bessern Zeit sich entgegen sehnten. Wenn er oft meinte, es könne nicht sein, seine Bauern seien die ruhigsten, geduldigsten Menschen, so schreckte sein treuer Berichterstatter, der Leuenwirth, ihn wieder mit seinem Rabengeschrei aus der Ruhe. Genaue Berichte, wie in der Weinschenke des Güntharb politisirt und kannegießert, wie von dort aus das Dorf mit politischen Druckschriften überschwemmt werde, liefen täglich ein. Als dann der Wirth ferner darthat, wie des Güntharbs Anhang sich von Woche zu Woche vergrößere, da erwachte in dem Wohlehrwürdigen neben dem gerechtesten Zorn auch zugleich die höchste Thatkraft. Der Anhänger der alten goldenen Psalmenzeit suchte nun selbst seine Dörfler in

ihren Hütten und am Pfluge auf, um da durch sein persönliches Erscheinen und durch guten Rath seine verirrten Schäfchen wieder zurückzuführen auf die alte Weide. Auf einer solchen Wanderung wars, wo ihn einst sein Bekehrungseifer bei einem von Günthards Verwandten bis in die späte Nacht aufhielt. Er hatte da wirklich mehrere Männer beisammen gefunden, die sich die „Bürger-wünsche“ und das politische „Gespräch zwischen Jakob und Konrad“ vorlesen ließen. Heftig hatte er da seine Partei genommen, und den Leuten ihr sündhaftes Getreibe mit den schwärzesten Farben vorgemalt; aber auch zum ersten Mal in seinem Leben die Erfahrung machen müssen, daß des Pfarrers Ansicht nicht immer die seiner Pfarrkinder sei. Sein Blut wallte kochend in ihm auf, und der helle Schweiß troff ihm während des Hin- und Hersprechens über das Angesicht. Der Bauer hatte an diesem Tage gebacken, und die Luft in der Stube war drückend heiß. Zornig und aufs Höchste erhitzt trat der Geistliche endlich den Heimweg an. Draußen war eben die Nacht sehr kalt und ein rauher Wind wehte heftig. Am folgenden Morgen fühlte sich der Hr. Pfarrer todtkrank. Eine Lungenentzündung, verbunden mit rasendem Kopfschmerz, ließ für sein Leben ernstlich fürchten. Schnelle Aderläßen, Blutegel, Klystiere, Blasenpflaster und Arzneien thaten seit acht Tagen das Ihrige, und gestern erst hatte der Arzt achselzuckend erklärt, heute, als am neunten Tage der Krankheit, werde die Krise eintreten, und es sich für Leben oder Tod entscheiden.

Das war ein schmerzlicher Trost.

In die Decke gewickelt, in die Kissen begraben, liegt der Kranke eben im Schweiß. Es ist nichts von ihm zu erblicken, als die weiße Zipfelkappe und ein Theil des Angesichtes. Gram und körperliche Leiden haben seine Züge sehr entstellt. Todtenbläſſe ist über dieselben ausgegossen, schlaff hängen die sonst so vollen Wangen bis zum Kinn herab, eingesunken liegen die geschlossenen Augen in den tiefen Höhlen, schnell und kurz fliegt der laute Athem, nur dann und wann unterbrochen von einem trockenen Hüsteln.

Neben dem Bett an einem Tischchen sitzt die alternde Gattinn des Kranken, den Kopf in die Hand gelegt, den Blick auf einen offenen Brief geheftet, der vor ihr liegt. Ein weißes Spitzenhäubchen umschließt das zarte, blasse Gesichtchen, und ein weiter Ueberrock, aus uraltem Stoff gefertigt, verhüllt die Gestalt. Auf dem Tischchen steht das Trinkgeschirr, eine Arzneiflasche, — daneben liegen Papiere, eine Bibel und die Bürklizeitung.

Fanny, die Tochter, tritt eben leise in das Gemach und bietet mit trauriger Stimme der Mamma „guten Tag!"

Das Mädchen besitzt trotz seiner 26 Jahre in Gestalt und Benehmen noch immer viel Kindliches. Auf den ersten Anblick würde man glauben, das zarte, wie aus Luft geformte Wesen, stehe eben in der Zeit, wo der eigentliche Frühling der Jungfrau erst beginnt; genauer prüfende Blicke aber fänden in dem marmorfeinen durchsichtigen Gesichtchen bald die Vorboten des Verblühens, die unmerklichen Linien um die Augen und auf der Stirne, heraus. Gewiß ists, daß Fanny alle Anlagen zu äußerlicher und innerlicher Vollendung, alle die feinen Umrisse zur Schönheit von Jugend an besessen hatte; daß aber nur eine allzu ängstliche und darum verzärtelnde Erziehung diese Keime an ihrer natürlichen Entwickelung verhindert, und Künstelei und Verweichlichung an dieser schönen Natur sich versündigt haben.

O, ihr Mütter! Sucht die Erziehungsweisen nicht in euern dummen Büchern, wenn ihr euch die späte Reue ersparen wollt! Studirt die Natur, das Pflanzenleben, das Dasein der frei und ungehätschelt sich entwickelnden Geschöpfe, und lernet dort euern heiligen, himmlischen Beruf! Ihr Damen der vornehmen Welt, wendet euch nicht mit einem mitleidigen Schauer von der robusten Bäuerinn ab, die ihren Säugling von der Brust nimmt, und ihn ins Gras zum Schlafe legt, damit sie der Arbeit pflege! Seid nicht stolz auf eure Ammen und Wärterinnen, auf eure Flanellleibchen und Theebäder, auf eure Näschereien und Leckerwaaren! Geht hinaus auf die Dörfer, in die luftigen Hütten, in die kalten

Kammern, auf die sonnigen Felder der Bauern, der Tagelöhner, und betrachtet sie, die runden, pausbackigen Buben und Mädchen in ihrer natürlichen Entwickelung! Vergleicht dann eure blassen Zuckerpuppen, eure kränkelnden Lieblinge mit den ländlichen Sprößlingen, die stets einen rosigen Frühling auf den Wangen tragen, und bemitleidet dann die Armuth noch, welche ungehindert den lieben Gott walten läßt, wenn ihr es vermögt!

Auch Fannys Mutter hat aus allzuviel Liebe an ihrem Kinde gesündigt. Kein rauhes Lüftchen durfte sich seiner Wiege nahen, alle seine Wünsche wurden befriedigt, jedes Thränchen wurde ihm weggeküßt, die Füßchen eingepreßt, der Körper in warmer Milch und Anis gebadet; ein Schnürleibchen wurde dem Kinde schon an den Christbaum gehängt: Handschuhe, Sonnenschirmchen, Pelze, Mäntel, duftende Seifen und Wasser dem aufwachenden Liebling angeschafft; gemeine Kameradschaft ferne gehalten, nobel und städtisch sollte die Erziehung sein, nicht natürlich, wild und bäuerisch. An einen Mittelweg dachte man gar nicht. Viel Herrliches lag in der Seele des Kindes. Es fühlte sich oft hinausgezogen auf den Tummelplatz der fröhlichen Dorfmädchen, fühlte oft seine Einsamkeit recht schmerzlich; eine solche Gemeinheit aber wurde ihm dann in ellenlangen Predigten ausgeredet, und die lebhaften, gemüthlichen Regungen dadurch für einstweilen unterdrückt. Fanny gedieh. Schon im 14. Jahre spielte sie Klavier, wie eine Göttinn, tanzte, wie ein Engel, und knixte wie eine Französinn; aber auch noch in ihrem 20sten Jahre und darüber hinaus naschte sie Zuckerbrod, während sie „Werthers Leiden,“ oder den „neuen Alzibiades“ las. Eine Suppe zu kochen, verstand sie dagegen nicht.

Mamma und Tante hätschelten das liebe Kind; Papa aber bekümmerte sich um die Erziehung nicht viel, da die Pädagogik wirklich seine schwächste Seite ist; doch blickte auch er stolz auf sein Kind, und freute sich, daß das Aeußere desselben sich so glänzend aristokratisch entfaltete. Die Tante, die ein Hauptverdienst um die Erziehung des Pathchens hatte, pflegte seiner mit bewunderns-

werther Ausdauer. Als das Kind endlich kein Kind mehr war, sondern zur Jungfrau heranblühte, und bei Familienfesten, Visiten und andern Anläßen die Herzen der jungen Männer immer und immer nur der lieblichen Fanny entgegenflogen, und Mathilde mehr als je übersehen wurde, da regte sich denn oft eine bittere Empfindung im Busen der Tante, und manch stachlichtes Wort über den unreifen Geschmack der flatterhaften Männer entfloß ihren Lippen.

Zwei Jahre nach Fannys Geburt hatte die Mamma dem Gatten noch einen Sohn geschenkt. Auch hier verwendete man alle mögliche Sorgfalt auf eine noble Erziehung; allein bald vermochten die Frauen den Zügel nicht mehr zu führen. Der Junker flog hinaus in Feld und Wald, exerzirte mit den Dorfbuben, prügelte sich mit ihnen herum, machte sie zu seinen Pferden, kletterte, schwamm, machte tolle Streiche, und kümmerte sich kein Haar um die Predigten, die ihn bei der Heimkunft erwarteten; folgte doch auf das Bittere am Ende jedesmal wieder ein Butterbrod, oder ein Geldstück als Ersatz. Als er größer und die Sachen ärger wurden, schickte man ihn zu den Verwandten in die Stadt, daß er Manieren lerne und die Stadtschulen besuche. Ein herrlich aufblühender, aber leichtsinniger Jüngling, der Stolz der Familie, verreiste er vor einem Jahre nach Berlin, um die angefangenen Studien auf der Universität zu vollenden. Wie er dort der Wissenschaft lebt, haben wir gesehen:

„Immer noch traurig, liebes Kind?“ wendet sich die Mamma der eintretenden Fanny zu, und schließt sie in die Arme: „Komm! Papa schläft; komm in die Stube hinüber!“

In der Wohnstube setzen sie sich aufs Sopha und Fanny legt das Köpfchen weinend auf der Mamma Schulter:

„Ach! Die ganze Nacht hab' ich von ihm, und nur von ihm geträumt. Ich war so glücklich.“

„Gedulde dich, mein Liebling! Onkel Julius bringt heute gewisse Nachricht. Er schreibt, daß er dem Unbekannten auf siche-

rer Spur sei, und heute werde er selbst nach Kronach heraus reiten, um den Papa zu besuchen, und dir dein Herzweh zu mildern."

„Ach, Mamma! Eine tödtliche Angst, eine schwere Ahnung, wie sie noch nie auf meiner Seele lag, drückt mich fast zu Boden."

„Du bist ein gutes Kind, meine Fanny. Die Angst um den Papa ist's, was dich quält. Aber laß uns hoffen und auf Gott vertrauen! Ist ja doch heute der Tag der Entscheidung. Ich habe alle Hoffnung auf Genesung. Schon seit einer Stunde schläft er ziemlich ruhig. Freilich, die Nacht war übel; er hat immer mit Geistern nnd Gespenstern geredet, daß es furchtbar war."

„Ach, die Gespenster! Eben das ist das Schreckliche. O Mamma! ich muß dir's erzählen, denn ich vermags nicht länger allein zu tragen. Du weißt ja, daß ich die vorige Woche, obgleich es etwas unfreundlich und neblig war, wieder in den Forst hinaus ging, um an meinem Lieblingsplätzchen mich auszuweinen. Es war wieder umsonst, wie seit den vier Wochen immer. Traurig wandelte ich weiter und weiter, die brennende Liebe und heiße Sehnsucht nach ihm im Herzen. Ich überdachte da mein ganzes Leben und all mein Lieben und wurde immer wehmüthiger gestimmt. Von allen Ereignissen, die mein Dasein betrafen, blieb keines so sichtbar vor meinem geistigen Auge haften, wie dasjenige, wo die knieende Mutter des Flüchtlings bei meinem Heile den Papa um das Leben des Sohnes anflehte. Ihr Alle habt mir ja jenen Auftritt mit allen Nebenumständen oft erzählt. Ich strengte mich an, das abscheuliche Bild gewaltsam aus meinem Sinne zu verscheuchen; aber immer und immer kehrte es wieder. So war ich in Gedanken in den Forst oberhalb des Forchbühls, gerathen. Schon war es Abend und eben verschwand die Sonne. Ein dicker Nebel zog durch den Wald, und mahnte mich umzukehren. Ich weiß nicht, wie schnell es zuging, aber plötzlich überkam mich eine große Furcht, und ich beeilte meine Schritte. Jedes fallende Laub konnte mich heftig erschrecken, ja sogar das

Geräusch meiner Tritte kam mir immer lauter und lauter vor. Alle Gespenstermährchen meiner Kindheit fielen mir lebhaft ein, und der Nebel vor mir ballte sich in die wunderlichsten Formen zusammen. Auf Einmal wars mir, als träte aus einer Nebelwolke Etwas, das einem Menschen ähnlich sähe. Zitternd und bebend blickte ich starr darauf hin, ja — es war eine gebückte Frauengestalt in weißer Spitzenhaube und grauem Kleide, und drohte mir mit einem gewaltigen Stock in aufgehobener Rechten. Zugleich fings an zu kichern und zu lachen rings um mich, zuerst auf einer Tanne über meinem Haupte, dann von allen Sträuchen, Büschen, Bäumen und Felsen herab. Taumelnd sprang ich in anderer Richtung weiter aus dem Gehölz, und glaubte das Weib schreien zu hören: „Suchst du deinen schönen Jäger, Pfarrerskind? Hahaha! der verachtet dich! Mein armer Hans war ja auch nicht glücklich!“ Und wieder hohnlachte der ganze Wald.

„Ach, Herr Jesus!“ schreit die Mamma entsetzt auf, und schaut scheu im Zimmer herum.

„Wie ich heimkam, weiß ich nicht. Die fürchterliche Erscheinung läßt mich nicht mehr ruhen; denn das Lachen des Nebelbildes klingt mir immer noch in den Ohren. Am nämlichen Abend wurde auch Papa von der Krankheit ergriffen.“

„Großer Gott im Himmel! Und das sagst du mir erst jetzt! Ja, ja, Fanny, du bist ja ein Sonntagskind, und das Gespenst der Rebellenmutter ist dir erschienen. Das hat Schreckliches zu bedeuten.“

Und Fanny schluchzt am Halse der Mutter: „Er verachtet mich. Ich bin nur für das Unglück geboren.“

„Wäre doch der heutige Tag vorüber! Gewiß bringt er uns unendliches Herzeleid,“ jammert die Mamma: „Aber irrst du dich auch nicht, mein theures Kind? Vielleicht hat dir die Erscheinung nur geträumt.

„Nein, Mamma, es ist leider nur zu gewiß. Wol mag meine Einbildung, meine Herzensbeklemmung und der Nebel Viel zu

Allem beigetragen haben, und wenns ein Traum gewesen, so wären solche wache Träume entsetzlich."

„Und das Lachen, und die Stimme des Gespenstes! Ach du mein Heiland! Papa war an dem Mord nicht Schuld, Major W... hat ja den Rebellen in der Wuth erschossen."

„Ich habe in den letzten Tagen Viel über die Erscheinung nachgedacht, denn ich konnte nie an das Dasein eines Gespenstes glauben; meinte auch oft, die Stimme eines Eichhorns, oder das Gekrächze der Waldvögel habe mich in meiner unendlichen Angst geäfft; allein das arme Herz will sich mit diesem leeren Trost nicht beruhigen lassen. Mamma! Mamma! Er verachtet mich, und ich? o ich könnte mein warmes Herzblut für ihn dahin geben!"

„Das Gespenst hat gelogen, mein Kind! Meine Fanny kann nicht verachtet werden; das Rebellenweib ist eine Lügnerinn!"

„'s Ist wahr, Mamma! Er liebt mich vielleicht nicht mehr; aber verachten? Nein! Nein! Verachten soll mich Niemand! dazu bin ich zu gut!"

„Ruhig, Kind! Heute bringt ja der gute Onkel Nachricht."

„O, ich weiß, ich weiß, er straft mein Trugbild Lügen! Ach wer Einmal nur in jene treuen Augen hineingeschaut, der gibt die süße Hoffnung so leicht nicht auf! Aber gelt, Mamma, ich darf ihn heiraten?"

„Ach, Kind, du weißt ja, daß —"

„O, er ist gewiß kein gemeiner Mann! Sein Anstand, seine Kleidung, seine Beschäftigung, seine Bildung sind die besten Zeugnisse für ihn."

„Aber, liebes Kind, es ist doch auch fatal, wenn wir dem Herrn Vetter in Basel den Abschlag geben müssen. Du weißt ja, daß er unlängst in einem Briefe dem Papa geschrieben, daß er seinen Sohn als Theilhaber in der Handlung aufgenommen hat, und daß derselbe nun eine Frau braucht. Dein Bild, schreibt er, und deine freundschaftlichen Briefe hätten den jungen Menschen so

entzückt, daß er diese Verbindung als ein Geschenk vom Himmel betrachte, und Beschleunigung wünsche."

„Mamma!" schluchzt Fanny und schaut der Mutter bittend in die Augen: „Willst du dein Kind tödten? Weißt du denn nicht, was Lieben ist?"

„Ich? Ob ichs nicht wisse? — O ich habe auch geliebt, mein Kind!" sagt die Mutter wehmüthig, und umfaßt mit Innigkeit die zarte Tochter: „Es war eine schöne Zeit; aber mein Frühling, wo das Leben mir nur Blumen bot, dauerte nur eine kleine, kleine Weile."

„O Mamma, dann quälst du mich gewiß nicht mehr!"

„Aber du weißt Papa, Mathilde und alle Verwandten sähen die Baslerheirat so gerne. —"

„Das Herz läßt sich Nichts vorschreiben; es wählt selbst, um glücklich zu sein und glücklich zu machen. Den Vetter von Basel aber habe ich ja noch mit keinem Auge gesehen; und gewiß, er ist mir eben so gleichgültig, wie der Herr Pfr. Hirzel von Goldau, der mir in Zürich schon alle Aufmerksamkeit schenkte, und uns auch hier so oft besucht. Bestimmt ist er kein übler Mann; aber die Liebe läßt sich nicht befehlen. Sie schlägt plötzlich in das Herz, wie ein Blitz vom Himmel in den grünen Baum."

„Der Blitz zerstört aber den Baum. O Fanny, denke an das Gespenst. Wenn deine Liebe nun auch dein Unglück wäre?"

„O nein, o nein! Sie ist mein Alles, mein einziges, mein größtes Glück!"

„Schade ists doch um den schönen Plan. Der Herr Vetter Merian ist einer der reichsten Basler, und das will viel sagen; er ist sehr angesehen und macht ein glänzendes Haus. Schon an die 15 Jahre ist's, als er uns einmal besuchte, nnd große Freude an dir hatte. Du weißt es ja, daß damals schon das schöne Band gewoben, und eine Heirat zwischen unsern Kindern verabredet wurde, damit die beiden Häuser sich noch enger befreundeten. Der junge Konrad erfuhr Nichts davon, bis er sein zwanzigstes Jahr

zurückgelegt hatte, was denn vor einigen Wochen geschehen ist, und nun kommt dein Jäger dazwischen, und dein närrisches Herz verderbt die ganze Freude."

„Mamma, liebe Mamma, nicht böse werden! Du hast ja auch geliebt, weißt ja, wie diese Zauberkraft mit himmlischer Allgewalt alle menschlichen Entwürfe zu Nichte macht. Laß mich glücklich werden! Du bist ja meine liebe, theure, gütige Mamma immer gewesen!"

„Schmeichlerin, ich weiß wohl, daß ich dir deinen Willen lassen muß. Habe ich ja das schon tausend Mal erfahren."

Die Tante tritt in die Stube und deckt den Tisch zum Frühstück.

Während dieser Beschäftigung erzählt sie der Schwester die Brunnenneuigkeiten, die die Magd heimgebracht, und schmückt dieselben mit einigen Zusätzen aus.

Man setzt sich um den Tisch. Zuerst wird Hans, die Lieblingskatze, mit Milch bedacht, dann schneidet die Mamma der Magd Brod vor, und die kleine Milchkanne wandert von Hand zu Hand. Fanny hängt still ihren Gedanken nach, und läßt Kaffee und Zuckerdose unberührt stehen.

Nach dem ersten Täßchen kam Mathilde ins Erzählen hinein; denn als obige Neuigkeiten noch einmal durchbekrittelt waren, berichtete sie, was ihr so des Siegrists Liese mitgetheilt, daß des Vollmers Frau eine sehr schmerzliche Niederkunft zu überstehen gehabt, und ein Mädchen bekommen habe; des Bärenwirths Marie müsse dabei am Sonntag zu Gevatter stehen, die werde einen rechten Staat machen; die Liese habe ferner gewußt, daß der Eichmüller gestern auf des Stoffelbürlis Gut das höchste Gebot gethan, und daß der Nachtwächter einen Komet am Himmel gesehen; das Zeichen habe denn viele Bauern abgehalten, nach Uster zu laufen; doch seien alle Straßen voll Menschen; allein Niemand wisse, was man eigentlich wolle; der Hauptmann Günthard sei mit einem großen Trupp ausgezogen; den hätten die vier Zuchthausjahre nur noch schlimmer gemacht. Schließlich bemerkte sie

noch, daß der Metzger heute sehr schlecht gewogen habe, es fehlen wenigstens zwei Loth am Gewicht; man müsse es dem unverschämten Menschen werden lassen.

Der Arzt tritt in die Stube.

Die Mamma erstattet Bericht, wie der Kranke eine unruhige Nacht gehabt, wie er schwer geträumt, und im Schlummer gräßliche Sachen gesprochen habe Sie geleitet den Besuch in den Alkoven hinüber. Der Kranke ist wach, und klagt über heftige Wallungen, die sich nach dem Kopf drängen. Lange und ohne ein Wort zu sprechen, untersucht der Kundige den Zustand des Patienten, der mit fragenden Blicken in den denkenden, unbeweglichen Zügen des Arztes zu lesen sucht. Als er den Puls fühlte, entging der aufmerksamen Mamma sein leises Kopfschütteln nicht, und ein schwerer Seufzer entstieg ihrer Brust.

„Ruhe, mein lieber Herr Pfarrer, die möglichste Ruhe muß ich Ihnen dringend empfehlen, nur dann ist auf eine günstige Wendung der Krankheit zu hoffen. Keine heftigen Gemüthsbewegungen, weder freudige noch traurige, damit das Blut nicht noch mehr erhitzt werde. Es stürmt ohnehin durch Ihre Adern mehr, als gut ist. Ruhe also! Nicht viel sprechen, kein Geräusch, Hebel (Sauerteig) auf die Fußsohlen, Pflaster auf die Brust, stille liegen, Nichts genießen, als die Arznei, oder Gerstenwasser, keine Besuche!"

„Aber, Herr Doktor, wie ist mir das möglich, nämlich stille liegen, wie ein stummer Fisch, wo draußen so entsetzliche Dinge vorgehen?" frägt der Kranke, vom Husten oft unterbrochen.

Der Arzt blickte die Mamma ernst an: „Verhindern Sie solche Unbesonnenheiten, verehrte Frau! sonst kann ich für Nichts einstehen."

Die Mamma berichtet weinend, wie er in der Nacht, da Mathilde bei ihm gewacht, keine Ruhe gehabt habe, bis sie ihm jene Schriften dort auf dem Tisch vorgelesen, und ihm das Wichtigste

mitgetheilt. Er sei ganz rasend geworden über den Inhalt, und habe die Blätter in Stücke gerissen.

Der Arzt schaute nach. Es waren wirklich die jüngst erschienenen Flugschriften: ein „Zuruf an das Volk“ und ein „Gespräch zwischen Jonathan und David.“ Mitten durchgerissen lagen dabei „Snells Gedanken über die Preßfreiheit.“ Rasch wendete sich der Arzt zur Frau Pfarrerinn: „Reichen Sie ihm kein solches Gift mehr, lassen Sie ihn mit Niemandem sprechen, wenn Sie seinen Tod nicht wollen.“ Leise und bedeutungsvoll sagte er das und wendete sich dann freundlicher an den Kranken: „Gedulden Sie sich nur heute noch, Herr Pfarrer! Morgen, wills Gott! stehts besser, dann mögen Sie plaudern, so viel sie wollen.“

„Nun, ich will ja selbst nicht sprechen,“ bittet der Kranke; „aber meine Leute dürfen doch erzählen? Die Neugierde könnte mir ja auch das Leben rauben.“

„Gut,“ lächelte der Arzt, und winkte der Mamma zu: „Ich selbst werde Ihnen Alles mittheilen, was ich erfahren kann. In ein Paar Stunden bin ich wieder hier; ich habe noch einige Besuche im Dorfe zu machen.“

„Ich danke, lieber Herr, ich danke! Aber was halten Sie von der Bewegung? Was hat sich heute schon Wichtiges ereignet? Schicken die Kantone keine Soldaten nach Zürich? Schaut die gestrenge Regierung dem Treiben der Gottlosen ruhig zu? Ist der Usteri wirklich ein Verräther an seiner Vaterstadt? Und die Andern da, die Neuerungssüchtigen? der Hirzel, der Ulrich, der Meiß?“

„Sie quälen sich unnöthiger Weise, Herr Pfarrer. Ich will Ihnen über die ganze Sache, die eigentlich eine Kleinigkeit ist, reinen Wein einschenken. Einige unruhige Politiker ab der Landschaft, die einen Reformteufel im Kopf tragen, haben sich vor 3 Tagen in Stäfa versammelt. Obgleich der Gr. Rath selbst zu einigen Verfassungsänderungen Hand bieten will, und also ein-

sieht, daß die Verfassung von 1814 für unsere bewegte Zeit nicht mehr genügt, so sind diese Menschen nicht mit Wenigem zufrieden, sondern verlangen mehr, als man ihnen je bewilligen kann. Voran wollen sie eine solche Revision des Repräsentationsgesetzes, daß die Landschaft in Zukunft fast ganz allein den Gr. Rath zu wählen hätte, dann begehren sie noch eine Menge Rechte und Freiheiten, die deutlich beweisen, daß es in ihren Köpfen rappelt. Da haben sie nun durch einen Aufruf zu einer Versammlung nach Uster eingeladen, um diese Wünsche vom Volke stempeln zu lassen. Einige hundert Neugierige laufen nun dort zusammen, ohne daß vielleicht ein Zehntheil weiß, was das Repräsentationsverhältniß des Kantons Zürich eigentlich für ein Ding ist. Haha!"

„Hahaha!" lacht der Herr Pfarrer ebenfalls.

„Es wird nun da eine Petition, eine Denkschrift, oder derlei abgefaßt werden, und die Regierung wird darauf thun, was sie für gut findet; dann hat die ganze Geschichte ein Ende. Glauben Sie, wenn eine ernstliche Gefahr drohte, es wären schon längst alle Anstalten getroffen, sie abzuwenden. Alle klugen Anhänger des bisherigen Systems lachen über die tollen Anstrengungen eines ohnmächtigen Häufleins, das durch sein offenes und unverschämtes Auftreten seine eigene Sache verdirbt, und darum nur schneller seiner Züchtigung entgegen rennt. So stehen die Angelegenheiten, und Sie werden einsehen, daß da jede Furcht unbegründet wäre."

„Ja, lieber Freund, Sie haben mir einen schweren Stein vom Herzen gewälzt. So wirds sein; aber der arge Zeitgeist, nämlich der Neuerungsteufel, von dem auch meine Bauern besessen sind, das ist doch der böse Feind des Vaterlandes. Nichts ist ihm mehr heilig; er rüttelt und rüttelt an den uralten Satzungen, kündet der Kirche in seinen Dienern den Gehorsam auf, und stellt auf den Kopf, was schon seit Jahrtausenden auf festen Füßen gestanden hat."

„Lassen Sie uns hier abbrechen; Sie strengen sich zu sehr an. Jener Geist, der nur an wenig Orten heimisch ist, wird bald

beschworen sein. Die Gewalt wird ihn austreiben, wie sie es Anno 1804, gesegneten Andenkens, auch gethan hat. Ein Rückfall kehrt dann so leicht nicht wieder. Haha!"

„Hahaha!" lacht der Wohlehrwürdige unter starkem Husten. Als der Arzt die Wirkung sah, winkte er der Frau, nahm die Papiere vom Tisch, und Beide gingen in die Wohnstube. Hier band er ihr und den Anderen mit flüsternder Stimme auf die Seelen, daß sie dem Leidenden Nichts von Allem hinterbrächten, was auf die politische Geschichte des Tages Bezug habe: „denn," schloß er, „diese Ereignisse regen sein ganzes Wesen so gewaltig auf, daß da alle Kunst Nichts vermag, die Seele wieder zu beruhigen. Es wäre sein Tod," fährt er fort: „Bedenken Sie dieses schwere Wort! Trügt mich die Wissenschaft, trügt mich meine vieljährige Erfahrung nicht, so verwirrt sich sein Geist ohnehin in wenigen Stunden. Alle Vorboten, die diesen Zustand verkünden, sind da; deßwegen werde ich auch in kurzer Zeit wieder hier sein und mein Möglichstes thun. Befolgen Sie alle Vorschriften, Frau Pfarrer! Vergessen Sie die „Hebel" nicht!"

Mamma und Tante geben ihm dankend das Geleite.

XIII.

Wir haben aus Vorstehendem gesehen, daß sich auch am politischen Himmel des Kantons Zürich in den letzten sechsundzwanzig Jahren noch nicht Alles aufs Freundlichste gestaltet hat.

Sechsundzwanzig Jahre! Eine lange und schwere Zeit! Wie manche Lebens- und Liebesquelle ist seitdem versiegt, wie manche Hoffnung zertrümmert, wie manche morsche Form zerschlagen worden! Wie manches schöne Leben vertrauerte seitdem in unsern Zuchthäusern seine Blüthentage! Wie mancher Verfolgte näßte im fernen Lande mit den brennenden Thränen des Heimwehs die erbettelte Brodrinde! Wie manches schuldlose Herz brach unter der Bürde des Elends, das ihm die Blutherrschaft von 1804 auf-

geladen hatte! Wie manches Gebet um Strafe sendeten die Lippen der Verwaisten, der Beraubten, der Unterdrückten seitdem hinauf zum gerechten Richter und Rächer im Himmel!

Sechsundzwanzig Jahre! Sie haben der Erde mehr Fluch, aber auch mehr Segen gebracht, als ehedem ein ganzes Jahrhundert. Sie haben dieselbe in ihren Grundfesten erschüttert und in der Geschichte der Menschheit das größte Denkmal hinterlassen. Die ungeheuren Ereignisse, die eine Welt umwälzten, rissen auch unser kleines, stilles Ländchen oft in den Strudel hinein. Napoleon floh, geschlagen von eines Höhern Hand, aus Rußland. Der Norden warf das Joch, das ihm der Westen aufgeladen, ab, um sich wieder den gewohnten, ererbten Zügel zu erkämpfen. Die Alliirten mischten sich in unsere Angelegenheiten. Die Aristokratie Zürichs rührte die Hände, als neue Verfassungen geschmiedet werden mußten. Die heilige Allianz stiftete 1814 aus den 22 Kantonen der Schweiz einen Staatenbund. Die neuen Kantonalverfassungen wurden beschworen, von den Einen mit Zähnknirschen, von Andern mit Gleichgültigkeit. Zürichs Landschaft stand trotz allen Bitten, trotz allen Hoffnungen wieder unter dem Pantoffel der Stadtaristokratie. — Der Schlachtenkaiser war auf einen einsamen Felsen im fernen Ozean gebannt. Mit dem Falle des Gewaltigen legten sich auch die gewaltigen Kräfte, die eine neue Welt zu schaffen sich unternahmen, und Alles betrat wieder recht großväterlich die alten Geleise. Die Stadt Zürich war wieder oben auf. Staat und Volk waren wieder das Eigenthum einiger geburtsstolzen Zürcherfamilien. Im Kl. Rathe saßen neben 20 Städtern bloß 5 Landbürger; im Gr. Rathe war ebenfalls die Landschaft nur durch eine kleine Zahl Mitglieder vertreten, von denen Viele überdieß noch aller Bildung ermangelten, und sich von der Mehrzahl leiten lassen mußten. Die Aristokratie brachte wieder ein „heimliches Regiment,“ der Kl. Rath war allmächtig, die Landleute benachtheiligt und verachtet, die Staatskasse begünstigte nur die lieben „Burger,“ Zunft- und Handwerkszwang

wirkten segensreich bloß für die Städter, verderblich aber für die Landbewohner, der Staatshaushalt war ein Geheimniß, Regierungsmitglieder spekulirten mit dem Staatsvermögen und vergeudeten dasselbe, die Oberamtmänner, lauter „Burger," handelten oft sehr parteiisch und willkürlich, die Pfarrer, ebenfalls lauter Burger, zeigten sich in der Regel als Gegner des Landvolks, als Feinde des Fortschrittes, der bessern Schulbildung, der Aufklärung. Das Alles erregte dann nach und nach doch manche Klage, manche Erbitterung. Im Volke zeigte sich ein Wirken nach einem bessern Zustande; besonders thätig waren dabei die Söhne und Enkel der Männer von 1794, 1795 und 1804. In stillen Zusammenkünften traf man sich und bereitete den Untergang der Aristokratie, die Reform des Bürgerlebens vor. Diese, die Söhne der Patrioten, waren's, die durch Verbreitung von Flugschriften das Volk über seine bedrängte Lage aufklärten und zur That aufriefen. Die Volksrechte, die die Landschaft sich Anno 1798 errungen und Anno 1814 verloren, sollten wieder erkämpft werden. An einem zeitgemäßen Fortschritt arbeiteten auch einige wackere Männer im Gr. Rath, wie Ferd. Meier, Melchior Hirzel; ebenso im Zürcherschen Amtsgericht: Meiß, Keller, Ulrich, Finsler. Die Presse der Gebrüder Geßner, der Schweizerische Beobachter von Nüscheler, die Neue Zürcherzeitung von Usteri, die geistreiche Feder Snells, sie Alle wirkten unverdrossen und emsig einem freiern Bürgerleben entgegen und bereiteten die Ereignisse vor; auch das Volk blieb nicht müßig. Vereine bildender und gemeinnütziger Art gründeten sich. Es entstanden viele Schützengesellschaften rings im Vaterlande; ebenso wurde im Jahr 1826 am Zürichsee der erste Sängerverein gegründet. Er war die Mutter jener großen Zahl von Vereinen, die unserer Zeit angehören, und so großen Einfluß auf das öffentliche Volksleben üben. Oberamtmann Hirzel von Knonau, zwar ein Städter, aber einer von den wenigen Volksfreunden, drang auf Hebung des Volksschulwesens, wohl wissend, daß ein geistig ver-

wahrlosetes Volk nie und nimmer ein freies Volk werden könne, wohl wissend, daß die Landschulen im erbärmlichsten Zustande gehalten wurden.

Immer mehr und mehr fühlten die Bewohner der Landschaft ihre gedrückte Stellung, immer lästiger wurde ihnen die Unterordnung unter die Städter, und immer deutlicher lernten sie erkennen, wie unbillig, wie stiefmütterlich die Regierung sie behandle. Da — kam wieder der Aufschwung zu thatkräftigem Handeln von Frankreich her. Der Himmelsfunke der Freiheit, der einst in dem Busen jenes Volkes geglüht, sollte nicht unter der Asche verglimmen. Jenes Volk, das einst todesfreudig, todesmuthig unter den siegreichen Adlern seines kaiserlichen Helden in die Schlachten tanzte, dieses Volk sollte sich knechten lassen? — Es war nicht so geduldig, wie das Zürcher Landvolk; es zerschlug die Fessel, und löste seine Freiheit mit seinem Herzblut aus. Manches Despotenherz erbebte bis in's innerste Mark, als vor drei Monaten Karl X., König von Frankreich, Krone und Land verlor. Mancher wurmstichige Thron Europas fing an zu wanken ob dem plötzlichen Schlage. Da wars auch, wo unsre alten, weichen Rathsherrnsessel in Zürich auf Einmal gespensterhaftes Leben bekamen, und anfingen in „wilden, wirren Wirbelwalzern" im Rathssaale herumzurasen. — Seit dieser Zeit begann es im Kanton Zürich hell und heller zu tagen Die einsichtigsten Männer der Landschaft thaten sich zusammen, und — handelten.

Und ein Engel Gottes schritt durchs liebe Vaterland, hoch in der Rechten das Pannier der Volksbefreiung und Rechtsgleichheit schwingend.

Tausend und tausend Herzen erwarmten bei dem großen Anblick. Goldene Hoffnungen zogen ein in die Hütten der Landschaft; stille Freude herbergte zu Berg und Thal, und eine neue Lebenssonne ging auf über den Fluren des heimatlichen Paradieses.

Seid gesegnet, Franken! Ihr, ja ihr habt uns den Engel der Erlösung gesendet, vor dessen Strahlenglanz das Auge der

Herrschsucht erblindet, unter dessen Tritt die Erde in Wonne erbebt!

Die Tirannei ist des Todes verblichen; auf ihrem Grabe baut das jubelnde Volk sich den Altar der Freiheit auf. Die tausendjährige Fessel ist gefallen, das Sklavenjoch zerbrochen, das alte Vaterland, das Vaterland des Zopfs und der Perücke ist gestorben, ein neues blüht an seiner Stelle auf in Jugendfülle und Jugendkraft!

Hehr und leuchtend ist er aufgegangen, der glorreiche Tag des Heils, der unsterbliche Tag des Sieges!

Schreibt ihn in euere Bibeln, schließt ihn in euer Dankgebet ein, ihr treuen Republikaner! Ein Tag des höchsten Glücks ist er dem ächten, redlichen Vaterlandsfreund, ein Schreckenstag dem Vorrechtler, ein Gespenst dem Aristokraten, ein Tag zum Hängen jedem Ischariot! Republikaner, schreibt in eure Herzen, in euere Gebetbücher

den 22. November 1830!

Aus allen Gauen des Kantons eilen die freisinnigen Männer der Landschaft heute nach dem schönen Uster hin, um dort zu tagen nach alter Väter Sitte.

Mit Jubel stimmen 12000 zum Himmel aufgehobene Hände zu folgenden Wünschen, die das Volk seiner Regierung vorzulegen gedenkt: Verhältnißmäßigere Repräsentation im Großen Rathe, ein besseres Wahlsystem (vollkommene Freiheit und Gleichheit zwischen Stadt und Land), gänzliche Revision der Verfassung und der Kantonalgesetze, und namentlich Einführung folgender Bestimmungen: Sanktion der Verfassung durch das Volk, Trennung der Gewalten, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der Gr. Rathsverhandlungen, Petitionsrecht, periodische Erneuerungswahl der höhern Kantonalbeamten, freie Wahl der Gemeindsbeamten und periodische Erneuerungswahlen.

Mit diesen bestimmten Begehren der Verfassungsverbesserung verbindet die Versammlung noch mehrere allgemeine Wün-

sche: Militärpflichten, Zölle, Steuern, Zunftzwang, Jagdbann, Oeffentlichkeit der Staatsrechnung, Dreiervorschläge auf Pfarrstellen und Wahl durch die Gemeinde und mehr Anderes betreffend. Besonders ist folgender Wunsch hervorzuheben: Durchgreifende Verbesserung des Volksschulwesens.

O hättet ihr Alle diesen feierlichsten Augenblick in Zürichs Geschichte erlebt, ihr Gemordeten von 1804, ihr muthigen Vorkämpfer von 1794 und 95! Wie müßten euch die Herzen aufgegangen sein bei der heiligen Handlung! Welch reicher Lohn wäre euch geworden für euer Streben, für eure Opfer! Ihr seid dahin, dahin! aber eure Enkel sollen ernten, was ihr gesäet, und wofür ihr die Saat mit eurem Herzblut gedüngt habt!

Wohl floß auf dem Felde zu Uster heute auch manche Freudenthräne aus den Augen solcher Männer, die lange Jahre für die Sache der Freiheit im Kerker geschmachtet, manche Hand erhob sich frei und freudig zum Himmel, die früher die klirrende Fessel der Blutherrschaft trug, und tausendfach fühlte Jeder in dem Augenblick sich entschädigt für das Weh, das ihm die Tirannei bereitet.

Wie wenn bei einem drohenden Gewitter die Wolken sich endlich entladen, der Blitz ins Haus schlägt und die Aengstlichen aufschreckt, so wirkte das Ereigniß zu Stadt und Land. Die tausend und aber tausend Gleichgültigen, die sogenannten Stillen im Lande, die man besser die Geduldigen nennen würde, erwachten nun, und nahmen Partei für die Grundsätze von Uster, und —

„Volksstimme ist Gottesstimme!“

Die Wünsche blieben nicht bloße Wünsche, wie das Zopfthum geglaubt, sondern sie verwirklichten sich in kurzer Zeit auf's Schönste und Vollkommenste.

So hatte es denn zur vollständigen Umwälzung keines einzigen Tropfen Blutes, sondern bloß des einfachen, aber bestimmten Ausspruchs des Volkswillens bedurft.

Merke dir das, Landschaft, für alle Zeiten!

Und nun, freue dich, mein Vaterland! Denn von heute an umschließen dich nicht mehr allein die Stadtmauern und Wallgräben! Mauern, Schanzen und Wehren werden fallen, und auf ihren Trümmern wird manche Ufterblüthe in vollem Glanze sprossen. Wem ein Herz für Vaterlandsliebe und Volksglück im Busen schlägt, der danke Gott, der seinem Zürich seinen Auferstehungstag und eine glückliche Zukunft bereitete!

Frei sind nun die Thäler, frei sind die Berge! Frei ist das Wort, frei sind die Menschen! Die unnatürliche Kluft zwischen „Burger" und „Bauer" ist ausgefüllt, der Unterschied in Nichts verschwunden. Von nun an gilt nur der Mann seinen Werth, und nur dem Talente wird Geltung.

Freut euch, ihr Blumen auf dem Felde, ihr Aehren auf der Trift! Nicht die Thränen eurer Pfleger werden fürder brennend auf euch tröpfeln. Rauschet stolz und freudig, ihr blauen Wogen unsrer Seen und Flüsse! Freudenlieder, Freiheitslieder wird der Fährmann singen lernen. Schüttelt stolz die grünen Wipfel, ihr stattlichen Wälder! Heller und lieblicher wird des Vögeleins Sang erklingen, lauter und lustiger des Jägers Büchse knallen. Schmückt mit Freudenpurpur euer Haupt, ihr ehrwürdigen Berge! Kein rauchendes Blut der Unschuld wird mehr racheschreiend in die Lüfte steigen! Der reine Aether des Himmels wird euch fürder umsäuseln; ihr werdet die Luft der Freiheit trinken.

Freut euch! Frei! Frei sind wir Alle!

XIV.

Es ist Nachmittag. Im Krankenzimmer umstehen der Arzt, die Mamma und Mathilde das Bett des sinnverwirrten Herrn Pfarrers, der halb im Schlummer unverständliche Worte murmelt.

In der Wohnstube unterhält sich der junge Herr Pfarrer Hirzel von Goldau mit dem kindlichen Töchterchen des Kollegen. Gar treu und schmeichelnd schaut er der Jungfrau in die Augen, und

spielt dabei mit ihrem feinen Händchen. Auf dem Tisch vor ihnen liegen einige Bücher, die der Pfarrer gebracht, und sind Gegenstand der ersten Unterhaltung. Fanny aber bleibt kalt und einsilbig bei allem Feuer, mit dem der wirklich angenehme Mann ihr den Inhalt schildert und die Bildersprache des beliebten Dichters anpreist. Wohl bemerkt der Herr Pfarrer ihre Stimmung, und schreibt die Trauer, die über Fannys ganzes Wesen ausgegossen ist, dem tiefen Gemüth der Tochter zu, das wegen des Vaters Zustand leidet. Fanny blickt oft ungeduldig nach der Uhr, und jedes Geräusch auf der Laube regt sie plötzlich auf; allein noch immer erscheint weder der ersehnte Onkel Julius, noch der Siegrist, den Mamma Vormittags nach dem Briefbeutel in die Stadt geschickt hatte.

Damals befand sich nämlich in Kronach und Umgegend noch kein Postbüreau, und der Pfarrhof hatte in der Stadt eine eigene Briefablage. Schon seit mehreren Tagen war nicht nach den Briefen geschickt worden, und das berechnende Frauenherz harrete nun mit Sehnsucht des Boten.

Herr Pfarrer Hirzel, seit Kurzem erst ins Amt gewählt, besuchte seinen benachbarten Kollegen oft, und bald war es den Frauen kein Geheimniß mehr, daß Fanny eigentlich der Magnet sei, der den Liebenden herbeizog und festhielt. Tausend kleine Aufmerksamkeiten erzeigte er dem Mädchen, sprach allen ihren Neigungen stets das Wort, stilles Entzücken beseligte ihn jedesmal, wenn sie ein freundliches Wort, ein Lächeln für ihn hatte; er war still und kürzte den Besuch ab, wenn sie nicht da war; kurz, alle jene Zeichen der Liebe entgingen dem Scharfblick der Frauen nicht. Oft und viel wurde Fanny scherzweise darüber geneckt. Der wirklich gebildete Mann wußte sich die Zuneigung der Mamma und Tante zu erwerben, indem er Beiden mit der zartesten Aufmerksamkeit begegnete.

Wäre der Baslervetter nicht gewesen, so hätte man der Tochter keine honettere und erwünschtere Verbindung gewußt, und der

Herr Pfarrer hätte seinen wärmsten Wunsch ohne Hinderniß erfüllt gesehen.

Auch Fanny sah anfangs, ehe sie von dem schönen Unbekannten noch Etwas wußte, die Bewerbungen des Herrn Pfarrers gar nicht ungern, und fühlte sich angenehm berührt. Diese Regungen waren jedoch vorübergehend. Es waren nicht jene Flammen, die das Blut in Gährung bringen und alle übrigen Gedanken versengen. Fanny betrachtete die Neigung des Herrn Pfarrers bloß als einen Tribut, die ein jeder Mann ihren Vorzügen zu Füßen legen mußte; denn sie wußte nur gar zu gut, daß sie sehr liebenswürdig war. Die Jungfrau hatte sich ein Ideal geschaffen, das hoch über dem Herrn Pfarrer stand. In frommem Sinne hoffte sie, der Himmel werde ihr dieses Ideal einst entgegen führen. Und an diesem Vertrauen hielt sie fest; oft glaubte sie schon, gefunden zu haben, wonach ihr Herzchen sich sehnte, und wurde getäuscht, verlassen. Da tritt ihr unvermuthet, wie vom Himmel gesendet, noch einmal ein Männerbild entgegen, und ihre Seele jauchzte: So, so habe ich mir meinen Liebling geträumt! Seit dieser Zeit wars um den Herrn Pfarrer und um den Baslervetter, um die ganze übrige Männerwelt geschehen.

Eben jetzt, da sie in traulicher Stellung auf dem Sopha an der Seite des Herrn Pfarrers sitzt, denkt sie nur an ihren Liebling aus dem Walde. Sie vergißt den Glühenden an ihrer Seite; obgleich sie still entzückt lächelt, als seine schmeichelnde Stimme ihr sagt, wie die Trauer ihrem Engelantlitz so gut stehe, und unendlichen Reiz über ihre Gestalt gieße. Sie lächelt, denn sie legt diese Worte ihrem Ideale in den Mund und schwelgt mit abwesender Seele in süßen Erinnerungen.

Ein heftiger Schrei und lautes Geräusch vom Alkoven her schreckt die Beiden auf. Es war des Kranken Stimme. Schauen wir nach!

Aufgerichtet im Bett stiert der Sinnverwirrte mit glanzlosen Augen unverwandt auf einen Fleck im Winkel des Zimmers. Welch

ein Anblick! Kreideweis ist sein Gesicht, die Haare sträuben sich empor, der ganze Körper bebt und zittert, wie im Fieberfrost. In der Brust kollerts und stöhnt's schrecklich, der Arme versucht umsonst zu reden, links und rechts schlägt er mit den krampfhaft geballten Fäusten die Helfenden zur Seite. So hat er eben den Arzt von sich geschleudert, und immer schrecklicher werden sein Aussehen und seine Geberden. Jetzt zeigt er in die Luft hinaus und ruft in höchster Todesangst: „Weib! verfluchtes Weib! Was grinsest du mich an mit den rothen Augen? Steh' auf Hexe, steh' auf! Pack' dich, Abscheuliche! Ich will deinen Rebellensohn nicht retten! Ins Zuchthaus, an den Galgen, Alle, Alle! Elende, du drohst?" Und auf springt der Irrsinnige, schleudert rasend auf die Seite, was im Wege steht, ergreift ein Messer, das auf dem Tische liegt, und stürzt sich — auf die eben ins Zimmer tretende Fanny. Herr Pfarrer Hirzel, der hinter der Tochter eintritt, die Gefahr rasch erkennend, wirft sich vor das aufschreiende Mädchen, dem Wüthenden entgegen, und fängt mit seinem Arme den Stoß des Messers auf. Schon hob sich die Hand zu einem zweiten Stoße, da fliegt der Arzt herbei, umfaßt den Rasenden von hinten und reißt ihn zurück aufs Bett. Da läßt der Kranke plötzlich das blutige Messer fallen, stiert aufs Neue in die Luft hinaus und ruft im Tone der höchsten Furcht, indem er immer heftiger zittert: „Ha! da ist auch Er, Er! Fort, Elender, fort! Was kümmert mich deine blutige Brust! Was schüttelst du dein Haupt so grimmig? Warum drohst du mir? Mir? Ich habe dich nicht gemordet! Der Major, der Major hat dich erschlagen! Jesus Christus! Julius! Karl! der Blutige faßt mich an! Weib, nasses Weib! verfluchtes Weib! Hülfe! Mörder! Ich bin unschuldig! Sie er — würgen — mich! Oh!" und ächzend und um sich schlagend kriecht endlich der Leidende unter die Decke, und ein dumpfes Winseln tönt immer schwächer und schwächer darunter hervor.

Der Arzt steht dem Kranken nach Kräften bei. Mamma und

Tante ringen die Hände weinend und schluchzend. Fanny ist auf einen Stuhl gesunken. Pfarrer Hirzel hat sich entfernt, um nach seiner Wunde zu schauen. Endlich liegt der Kranke erschöpft und ziemlich ruhig in den Kissen. Der Arzt wischt ihm den kalten Schweiß aus dem Angesicht, und kehrt sich dann aufgebracht zu Mathilden: „Das haben Sie nun von Ihrer Unbesonnenheit, Sie leichtsinnige Plaudertasche! Sie haben ihm mit dem verdammten Geschwätz das Gift beigebracht. Weiß der Teufel, was Sie ihm Alles vorgehaspelt haben!“

Höchlich erzürnt verläßt die Beleidigte das Zimmer.

„Er hat so dringend gebeten,“ entschuldigt die weinende Mamma, „da hat ihm Mathilde endlich erzählt, was sie vom Schulmeister gehört, daß 20,000 Menschen in Uster seien, die heute noch auf Zürich ziehen wollen, um die Stadt anzuzünden und die Regierung zu fangen.“

„Zwanzig tausend Teufel!“ knirscht der Arzt: „Alles Lügen! dummes Gewäsche! Die heillose Klatscherinn!“

„Ist denn die Gefahr so ernst?“ frägt die Erschütterte.

„Sehr ernst,“ entgegnet Jener leise mit einem Winke. Etwas gelassener setzt er sich drauf ans Bett, und beobachtet den Schlummernden. Er athmet noch immer sehr hörbar und schnell. Nach und nach legte sich die Wallung des Blutes, und ein ziemlich beruhigender Zustand trat ein.

„'sIst noch nicht Alles verloren,“ flüsterte der Arzt endlich. „Bleiben Sie nun hier, Frau Pfarrer, und rufen Sie mich, so bald der Kranke erwacht Ich denke, der brave liebe Herr drüben wird mich nöthig haben. Seine Aufopferung hat ein großes Unglück verhütet. Herr Gott! der Vater hätte fast seinem Kinde das Messer ins Herz gerannt. Kommen Sie, Jungfer Fanny, kommen Sie, danken Sie dem braven Manne!“ — Die Mamma konnte nur weinen und die Hände ringen.

Nach einer Viertelstunde regte sich der Kranke, ein Hüsteln erweckte ihn vollends.

Lange und staunend schaute er sich im Zimmer um, griff an die Stirne, als ob er sich auf Etwas besinnen wollte. Mit einem schweren Seufzer schüttelte er dann das Haupt, und als sein Auge auf den Arzt traf, da blitzte es freudig über sein Gesicht hin:

„Ach, Sie da, Herr Doktor?“ redete er ihn einigermaßen erleichtert an: „Also sind wir doch wieder auf der Welt? Hm! Ein Traum voll der größten Schrecken muß mich gequält haben.“

„Ruhe, Herr Pfarrer! Nichts reden! Nehmen Sie diese Arznei! So! Und nun liegen Sie still!“

Er ließ sich auf einige Minuten beschwichtigen, und lag anscheinend ruhig in den Kissen, dann aber schüttelte er öfters mit dem Kopf und richtete sich wieder auf:

„Aber, Hm! die 20,000, nämlich die Rebellen? Sollte mir das auch geträumt haben!“

„Nichts als Träume, Fieberträume! Stille, werther Herr!“

„Seltsam! Wunderbar! nämlich dieser Traum. Es träumte mir nämlich, Herr Doktor —“

„Trinken Sie dieses Gerstenwasser! Und nun liegen Sie zurück! — So, Herr Pfarrer.“

„Ja, hm! das Gespenst, das Weib und der Blutige, das muß ein Traum gewesen sein, aber —“

„Haben Sie Medizin genommen, Pflaster aufgelegt?“

„Das müssen die Frauen wissen, mein Gedächtniß ist mir entfallen; denn gerade das mit den 20,000, das hat, mein ich, doch Mathilde —“

„Sie müssen ein Klystir nehmen! Pappeln Sie doch nicht immer, wie eine Wäscherinn!“

„Und wegen dem Stadtverbrennen, das hat auch Mathilde—“

„Kreuztausenddonnerwetter! Halten Sie's Maul, Wohlehrwürden!“

„Ei, ei! lieber Freund, Fluchen ist gottlos.“

„Sie würden ja den Herrgott selber dazu treiben! Hören Sie! Ich habe Ihnen ein ernstes, feierliches Wort zu sagen.“

„Das sehe ich Ihnen an, nämlich im Angesicht. Eine Nachricht von Uster?“

„Nein, eine Nachricht vom Himmel: Sie müssen sterben, Herr Pfarrer, sterben!“

„Wa — was?!“

„'s Hilft Nichts.“

„Ach du mein Gott! sterben? sterben!“

„Dem Arzt gehorchen, oder sterben. Wählen Sie!“

„O retten Sie mich, theurer Mann! Ich sterbe entsetzlich ungerne.“

„Ich kann und werde Sie retten; aber lassen Sie das verdammte Plaudern! Fühlen Sie denn nicht, wie es Sie ermüdet?“

„Ich schweige ja; retten Sie mich! retten Sie mich meiner armen Gemeinde!“

„Sie müssen jedenfalls ein Klystir nehmen,“ sagt darauf der Arzt lächelnd, und wollte in die Stube hinüber gehen. Da hielt ihn der Patient zurück, indem er sich nochmals im Bett erhob:

„Und wenns das Leben kostet, nur noch Eine Frage: „Wie stehts nämlich mit der Bauernversammlung? —

„Es ist entsetzlich mit Ihnen. Nun, wie ich Ihnen heute Vormittag schon sagte, so ists. Es waren eine Anzahl Männer da, Guyer von Bauma und Hegetschweiler führten das große Wort. Man petitionirt um Allerlei; die ganze Geschichte ist schon fertig. Alles ist ruhig auseinander gegangen. Das hat mir Herr Pfr. Hirzel berichtet, der selbst dort war.“

„Der Pfarrer? So! Hm! Also Nichts vom Zug nach Zürich, vom Fangen der Regierung, vom —?“

„Flausen! Das hat Ihnen geträumt.“

„So? Hm! So wirds sein. Aber wie ists mit dem Sterben, lieber Freund?“

„Befolgen Sie pünktlich meinen Rath, und mit Gottes Hülfe sollen Sie gerettet werden!“

Einigermaßen beschwichtigt hielt sich nun der Kranke ruhig, als ihm der Arzt frisches Zugpflaster auf die Brust legte. Seine Ustergedanken hatten nun einen Ableiter, und der Tod war ihm ein eben so bitteres Kraut, als der Neuerungsteufel.

Der kluge Arzt freute sich sehr, als er endlich die erwünschte Wirkung seiner List wahrnahm.

Mamma bekam nun die nöthigen Aufträge, da der Arzt ein Klystir für sehr nothwendig erachtete.

Und wirklich krachte bald darauf im Bett ein kleines Donnerwetterlein, und verschaffte dem Leidenden große Erleichterung.

Der Arzt schickt sich nach einer Weile zum Weggehen an; verspricht aber, am Abend noch einmal nachzusehen, und hofft, er werde dann den Kranken in gutem Zustand treffen.

Die Mamma geleitete ihn dankend zur Hausthüre. Als die Beiden bei der Küche vorüber kamen, grüßte der höfliche Mann Jungfer Mathilden. Die Erboste rumorte aber mit den Pfannendeckeln, that, als ob sie ihn gar nicht gesehen und murmelte halblaut Etwas von groben Leuten, die nicht wissen, was man honetten Damen schuldig sei; man werde ihnen aber daran gedenken, man wolle keine Plaudertasche heißen.

Bald bekam die Zornige willkommenen Anlaß, ihrem heimlichen Aerger Luft zu machen.

Der Schulmeister hatte sich zur Leibesstärkung etwas selbstfabrizirten Ziegenkäs, in ein Papier gewickelt, von Hause mitgenommen, und denselben vorsichtig oben auf den Holzstoß gelegt. Er gedachte, sich dabei gütlich zu thun, wenn er am Abend sein Halbschöpplein aus dem Pfarrhaus bekomme. Aber Hans, die runde Katze des Pfarrhauses, hatte es anders beschlossen. Auf ihrer leisen Wanderung klettert sie unvermerkt und schnüffelnd auf den Holzstoß, hat bald den duftenden Käs entdeckt, nimmt ihn in die Schnauze, und — hopp! ein Sprung, und Reißaus nimmt sie

damit. Meister Gebrecht ersieht zufällig die Diebinn, und springt ihr, ein Scheit Holz aufraffend, höchlich entrüstet nach. Schon hopst Hans mit dem Raub die Treppe zur Hausthüre hinan; „Da gilt es schnelles Handeln," denkt der Schulmeister, und dahin aus seiner Hand fliegt das Scheit, der Katze an die Beine. Jämmerlich miaut Hans um Hülfe, zieht den Schwanz ein, und hinkt immer ärger schreiend auf drei Füßen wie toll im Kreise herum. Rasch hat der Sieger sein Käspapier aufgerafft, und eben so rasch und besonnen denkt er an die Flucht; da rauscht aber schon die Vergeltung in der Person der Jungfer Mathilde heran und ihm auf den Nacken. Eine Fluth von gemeinen Schmähungen strömt über den Ertappten, der erschrocken dasteht, in der einen Hand den Käs, in der andern die Mütze haltend. Er versucht, die Schuld der Katze in Worten darzuthun, aber die Erzürnte läßt ihn nicht zur Vertheidigung kommen:

„Den Dienst soll Euch das kosten, Ihr infamer Lumpenkerl, Ihr Vielfraß! Ich will Euch 's Bad gesegnen; glaubts nur! Untersteht sich das Ding von einem Menschen, meinen lieben, theuren Hans zu beleidigen, zu schlagen! Wart nur, undankbarer Lümmel, Schimpf und Schande soll Euch dafür werden, daß Ihr alle Ehrfurcht gegen uns und unsern Liebling auf die Seite setzet. Ihr abscheulicher Kerl! Geht mir aus den Augen mit Eurem widerlichen Gesicht! So bald der Herr Pfarrer gesund ist, soll er's erfahren, und dann mögt Ihr nur den Bündel schnüren! Packt Euch!"

In einem Athemzuge strömte dieser Schwall über Mathildens Lippen, dann nahm sie die Katze auf den Arm, küßte ihr den wunden Fuß, streichelte und tätschelte ihr den Pelz und versprach ihr tausend gute Dinge.

Der Schulmeister schlich still zu seinem Sägbock hin, und ließ seinen heimlichen Aerger an den zähen Holzblöcken aus. Seinen Käs aber mußte er heute trocken verzehren.

Mathilde trug den immer noch winselnden Hans ins Haus;

da traf sie auf den Hrn. Pfarrer Hirzel, der, den verwundeten Arm in der Schlinge tragend, eben aus der Wohnstube trat. Die Frauen hatten ihn gebeten, auf dem Pfarrhof zu bleiben, welcher Bitte er gern willfahrte; denn auch Fanny hatte ihm ja für sein Opfer so warm und innig gedankt, und war seitdem so herzlich geworden. Der Listige, als er von dem Unglück hörte, bezeugte großes Mitleid mit dem miauenden Liebling und untersuchte ihm selbst sorgfältig mit sanften Liebkosungen das wunde Bein. Das gewann ihm der Tante Herz vollständig. Er sah ihre Rührung und benützte den günstigen Augenblick, sie um ihre Fürsprache bei Fanny anzugehen. Sie hörte ihn lächelnd an, und er schmiedete das Eisen weiter.

Als sie sich trennten, waren Beide aufs Beste mit einander zufrieden. Mathilde war entzückt von den wohlberechneten Schmeicheleien des feinen Mannes, und hatte ihm gelobt, zu seinen Gunsten ihr Möglichstes zu thun. Sie geleitete den Hrn. Pfarrer selbst auf sein Zimmer, wo er einige Stunden zu ruhen gedachte.

XV.

Gegen drei Uhr kam endlich Onkel Julius auf den Pfarrhof geritten.

Junker Julius Zopf, auch ein alter Bekannter von uns, lieber Leser, ist seit jener Zeit zum Obristen avancirt, wie es einem Burger zukommt; er hätte es ganz gewiß zum General gebracht, wenn er nicht schon Anno 1813 auf seine Obristenstelle freiwillig verzichtet hätte. Allein damals muthete man ihm zu, mit seinem Regiment an die östliche Gränze zu marschiren, und das hätte ihm für seine anderweitigen Geschäfte zu viel Zeit geraubt; daher trat er wieder in den Privatstand zurück, wo er immerhin auch seine bedeutende Rolle spielt.

Die drei Frauen sprangen dem Ankommenden entgegen. Kaum hatte er sich vom Pferd geschwungen, so hing Fanny schon an

ihm, und bestürmte ihn mit leisen Fragen nach dem verschwundenen Geliebten. Er begrüßte aber zuerst die Schwägerinnen und erkundigte sich nach dem Befinden des Bruders. Als er hörte, daß der Arzt jede Störung streng untersagt hatte, so verzichtete er darauf, ihn zu sehen, und wendete sich sodann, mit einem heimlichen Wink auf die Andern, lustig zu Fanny:

„Nun, Kind, ich habe mich durstig geritten; sorge für ein schnelles Vesperbrod!“

Aber Fanny wich ihm nicht von der Seite, sondern drang aufs Neue mit Fragen in ihn.

„Ich bins gewohnt, meine Geschäfte beim Glase abzumachen,“ sagte er, „und habe in deinem Dienste wol einen solchen Willkommen verdient. Von deiner Hand allein will ich nun auch bedient sein.“

Mit sichtlichem Widerstreben ging Fanny endlich, um das ungewohnte Geschäft zu verrichten.

„Ich bringe schlimme Nachrichten,“ sagt der Onkel rasch, als das Mädchen fort war. „Gehen wir zur Studirstube, und sorgen wir, daß Fanny draußen bleibt, denn ihr bin ich diesmal ein rechter Unglücksbote.“ Die Schwestern schauen ihm erschrocken ins Gesicht, und wiederholen, wie das Echo: „Ein Unglücksbote?“

„Leider, ja!“ entgegnet der Junker Oberst: „Kommt nur mit!“

In der Studierstube setzte man sich. Der Onkel schob den Riegel vor die Thüre.

„Ach Gott!“ jammert die Mamma: „Warum alle diese Anstalten?“

„Werdet's gleich erfahren.“ Und mit leiser Stimme fährt er fort: „Gebt nur alle die schönen Plane wegen Fannys Verheiratung auf! Der Teufel hat ihr ein Ei ins Nest gelegt. Sie ist betrogen, verlacht, verspottet.“

„Herr Jesus! das Gespenst!“ schreit die Mamma erbleichend auf.

„Der Baslervetter und der unbekannte Jäger sind eine und dieselbe Person!“ —

„Was? Der Jäger ist der Vetter Merian von Basel? Der Vetter ist der Jäger?“ rufen die Frauen, und springen freudig von ihren Sitzen. Mathilde setzt hinzu: „Julius, das war ein dummer Spaß.“

„Fanny! Fanny!“ ruft die Mamma mit Jubel, und will auf die Thüre los.

„Ruhig! Stille, um Gotteswillen! Es ist mir gar nicht spasserlich zu Muthe. Zersprengt mir doch die Wuth schier die Brust. Unsre arme Fanny bekommt weder den Vetter, noch den Jäger, und doch sind die Beiden nur Einer: Gestern hat er sich mit Emma Schultheß verlobt. Hört mich ruhig an; damit ich euch erzähle, wie das gekommen ist.“

Die Mamma ist zurück in den Sopha gesunken, und starrt todtenbleich den Schwager an.

Der Onkel flüstert der Tante zu, sie solle sorgen, daß Fanny noch ein wenig aufgehalten werde. Mathilde geht hinaus, und kommt bald wieder zurück.

„Seit den 14 Tagen,“ begann da der Junker, „seit Fanny mir ihre Herzensangelegenheit vertraute, und mich so dringend um Nachforschung beschwor, habe ich Alles gethan, um dem Verschwundenen auf die Spur zu kommen. Lange blieb mein Bemühen umsonst. Ich fragte rings bei den jungen Herren in der Stadt nach, wer von ihnen wol in euerer Gegend jage, brachte aber Nichts heraus. Schon wollte ich an jeder Aufklärung verzweifeln, als mir zufällig das Dunkel gelichtet wurde.

Letzten Donnerstag saß ich auf dem „Rüden“ an meinem gewöhnlichen Tischchen in der Ecke, und las die Zeitungen. In der nächsten Fensternische saßen und zechten an einem andern Tische ein halb Dutzend junge Herren, die ich alle wohl kannte.“

„Ach!“ warf Mathilde ungeduldig ein: „Komm doch einmal zur Hauptsache; du erzählst doch schrecklich breit. Was küm-

mern uns dein Rüden und deine Zeitungen und deine Champagnertrinker!“

„Dummes Zeug! Das gehört eben auch zur Sache! Nun, ich kehrte den Junkern den Rücken zu. Sie kannten mich nicht; auch hatte ich wenig Notiz von ihnen genommen; allein, als ich eben eine Zeitung weglegte, hörte ich, wie Junker Schultheß den Namen Merian nannte. Ich wurde aufmerksam, und denkt euch nun meinen Schrecken, als ich da Fannys Liebesgeschichte zu hören bekam, die er lachend und ausführlich mittheilte.“

„Arme, arme Fanny!“ jammert die Mamma.

„Weiter, weiter!“ die Tante.

„Der alte Basler, sagte Schultheß, habe seinen Sohn mit Geschäftsaufträgen an ihr Haus nach Zürich geschickt. Nebenbei sollte er sich auch seine Braut, ein Pfarrerstöchterchen von Lande, besehen, und so, wie ein ächter Kaufmann, seine Zeit wohl nützen.“

„O jetzt ist mir Vieles klar,“ wirft Mathilde ein: „der Schultheß hat unsrer Fanny das Glück mißgönnt, und hat ihm bei seiner Schwester gekuppelt. O ich sehe jetzt ganz klar!“

„Unterbrich mich nicht, und höre! Ich will den Junker selbst sprechen lassen: „Der Basler wurde mein bester Freund,“ fuhr er fort, „und vertraute mir bald seine Herzenssache. Er war total vernarrt in das Mädchen, und hatte noch Nichts als ihr Bild gesehen. Ich mochte ihm nicht wehe thun, bedauerte ihn aber, denn ich kannte das verhätschelte Mädchen. Nun, sein gesunder Sinn leitete ihn ganz richtig. Unerkannt wollte er in die Nähe seiner Braut gelangen. Das war eigentlich mein Werk, da ich ihm sagte, er werde doch die Katze nicht im Sack kaufen wollen. In Jägerkleidung gingen wir hinaus in den Wald, der an jenes Pfarrdorf grenzt. Schon am ersten Tag sahen wir das Mädchen im Garten, aber mein blöder Freund getraute sich nicht in ihre Nähe. Er war von ihrem Anblick so entzückt, daß er noch immer nach der Stelle hinsah, wo sie verschwunden war. Alle Bauernleute wurden nun von dem Verliebten nach seinem Idol ausgefragt,

und er bekam da natürlich die besten Nachrichten. Er erfuhr auch, daß sie oft Nachmittags in den Forst hinauswandle, und darauf baute er seinen Plan. Ich konnte ihn die folgenden Tage nicht begleiten; er aber vergaß alle andern Geschäfte und streifte täglich hinaus. Am vierten Tage kam er früher heim, als gewöhnlich, war still und ging auf sein Zimmer. Abends kam er nicht zu Tische, da ging ich selbst zu ihm. Es war mir bange um ihn, denn wir Alle hatten ihn wirklich herzlich lieb. Er saß am Tische, den Kopf in der Hand; die Jägerkleidung lag in einem Winkel. Auf meine freundlichen Erkundigungen hin, sah er endlich auf, und heftete das trübe Auge sehr ernsthaft auf mich: „Lieber Schultheß, kennen Sie das Pfarrerskind genau?“ Ja, mein Freund, ich kenne dasselbe, es war lange hier in der Stadt: „Und haben mir verschwiegen, daß sie eine Romanheldinn, eine Näscherinn, eine schöne Puppe ohne Herz ist?“

„Was!“ schreit Mathilde, „das hat der Basler von unsrer Fanny gesagt? der Erbärmliche!“

„Nun, Schultheß erzählte weiter, daß er sich bei dem Freund entschuldigt habe mit seinem Verliebtsein, er habe ihn nicht kränken mögen, obwol er gewußt, daß das Mädchen ein verzärteltes Dämchen sei. Der Basler habe ihm dann erzählt, daß er die Fanny im Walde in der reizendsten Lage schlafend getroffen hätte, wie er lange vor ihr gestanden, wie er die entblößten Glieder, das wunderfeine Gesichtchen im Entzücken betrachtet habe, und wie er da verliebt gewesen sei. Auf Einmal hätte sich eine Wespe auf Fannys Mund gesetzt, und er habe da fest geglaubt, das Thierchen finde da den süßesten Honig, süßer, als ihn alle Blumen des Paradieses bieten könnten.“

„Nun, wo ist denn aber an dieser Geschichte das Schreckliche?“ frägt die Tante dazwischen.

„'sKommt schon noch,“ entgegnet Julius: „Schultheß berichtete weiter: „Der Basler war entschlossen, des Mädchens Erwachen abzuwarten, seine Blödigkeit zu bemeistern, und mit ihr zu

sprechen. Es fiel ihm gar nicht ein, daß in der schönen Hülle ein wurmstichiger Kern könne enthalten sein. Er wollte sie aushorchen, einen Roman mit ihr anfangen, sie noch einige Mal im Walde sehen und zeige es sich dann, daß sie ihm, dem Unbekannten, in herzlicher Neigung ergeben sei, dann wollte er plötzlich die Maske abwerfen, und als Baslervetter um ihre Hand werben. Er freute sich wie ein Kind über den Einfall. Er wollte sich ein Herz fassen, und die Schläferinn mit einem Kusse erwecken, da boll sein Hund laut und das Mädchen schrack auf, und erhob sich schämig. Bald war das Gespräch im Gang. Sie war sehr freundlich und zeigte nicht das mindeste Mißfallen wegen der Störung. Er bot ihr den Arm, und führte sie lustwandelnd durch den Wald. Sie lud ihn beim Abschied ins Pfarrhaus ein, und er sprach den Wunsch aus, sie wieder im Wald zu sehen, was sie auch gerne zu hören schien. So war denn der Roman hübsch eingefädelt. Mein Freund war überselig, fuhr Schultheß weiter fort; er war bezaubert und wandelte auf lauter Blumen; die ganze Welt hätte er an sein Herz drücken mögen und dergleichen Liebesfaseleien mehr. Zurück zog es ihn auf die heilige Stätte, wo sein Liebling geschlummert hatte, dort wollte er die Stelle küssen, wo er sie gefunden, wollte dort seinem Gott auf den Knien danken, der ihm eine so goldene Zukunft schon lange bereitet habe. Mit offenen Armrn stürzte er auf die Stelle hin, und warf sich auf die Erde, als läge sie noch da, die Liebliche, und freue sich seiner Umschlingung. Da sah er neben sich im Grase etwas Weißes blinken. Ein Papier wars; daneben lag ein Buch. Sie mußte Beides vergessen haben. Ein Strahl fuhr durch seine Seele: „Wenn sie dieses Papier zum Schreiben benützt hätte? Vielleicht ist sie Dichterinn! Das Buch hat ihrem Geiste zur Nahrung gedient; gewiß ists ein wahrer Edelstein! So lerne ich ja das Bräutchen auch auf die beste Weise von ihrer geistigen und gemüthlichen Seite kennen!“ Und rasch griff er nach dem blinkenden Papier. Hellauf lachte nun der Erzähler, und wandte sich wieder zu den Kameraden: „Rathet einmal, liebe Herren! was das für ein

Fund war?" Der Eine rieth auf einen Liebesbrief, ein Anderer auf Stickmuster, wieder Andere gar auf eine Predigt vom Papa."

„Ach du mein Gott!" jammerte die Mamma, „wie wird die Geschichte enden? Ich zittere am ganzen Leibe. Fanny wird doch nicht einen Liebesbrief verloren haben?"

„O ich errathe die Sache!" warf Mathilde ein: „Ich kenne die wankelmüthigen Männer; das geringste Ding dient ihnen als Ausrede, wenn sie ein treues Herz brechen wollen. Weiter! weiter! du langweiliger Mensch!"

„Ja, weiter! weiter! Das ist bald gesagt; allein für mich eine schwere Aufgabe. Nun, es muß sein. Macht euch auf das Schlimmste gefaßt! Ich wollte, der Junker wäre am Erzählen erstickt. Das Papier — das Papier war — **eine Düte voll Gerstenzucker!** — So sagte der Junker, und unter hellem Gelächter riefen die Andern sogleich: „Aha! die Wespe! Aha! der Honig auf den Lippen!"

Die Mamma hält schluchzend das Tuch vor die Augen, Mathilde schimpft auf die rohen Männer, und der Onkel fährt fort:

„Als die bartlosen Buben sich so über unser armes Kind lustig machten, und sich halbtoll lachten, brannte der Stuhl unter mir. Ich wünschte ihnen zehntausend Teufel an den Hals, hielt mich aber ruhig hinter meinem Pfeiler und lauschte der weitern Erzählung des Junkers. „Es war dem Jäger bei dem Fund zu Muthe," berichtete er weiter, „als wenn Einer aus einem heißen Ofen kommt und rasch in ein kaltes Bad springt. Er greift endlich auch nach dem Buch, und findet — **einen schlüpfrigen Roman von Klauren.** Nun, das Weitere kann man sich denken. Dem Verliebten war der Staar gestochen, und schon am folgenden Tag konnte er über das tragikomische Waldabentheuer herzlich lachen. Freilich wollte er nun trotz allen frühern Abreden und Verträgen Nichts mehr von dem Zuckerbräutchen wissen. Er reiste sogleich nach Basel, und erzählte die Geschichte seinem Alten; daß der bald mürbe wurde, kann ich euch bestimmt versichern.

Vor acht Tagen ist der junge Herr wieder hier angelangt, und wohnt bei uns, wie ihr wißt: „Ists wahr, Schultheß,“ fragte nun ein Gesellschafter dazwischen, „ists wahr, daß der hübsche Basler dein Schwager wird? Ich habe irgendwo in einer Theegesellschaft davon munkeln hören.“ — „Da mußt du die Schwester fragen!“ lachte Schultheß: „Dem Herrn Bruder bindet man solche Sachen nicht auf die Nase.“ „Nun,“ meinte ein Dritter, „die Parthie wäre ganz verdammt hübsch, und ein schöner Pärchen hätte die ganze Schweiz nicht aufzuweisen.“

Gut wars, daß die Junker Fanny's Namen nie nannten. Bei Gott! ich hätte dem Ersten meine Flasche an den Schädel geschmissen. Sie redeten nun von Anderm. Ich griff nach Hut und Stock, und drückte mich unbemerkt weg. Wuth und Grimm im Herzen ging ich nach Hause, und schrieb dem Schultheß ein Billet, das er nicht ins Fenster steckt. Ich nannte ihn ein Waschweib, ein Wochenblatt, einen verläumderischen Schwätzer, der noch die Knabenschuhe trage, der nicht wisse, was seine giftige Zunge rede, und sagte ihm, daß er die Schwester verkuppelt habe, und daß unsere Fanny viel zu gut sei für einen Kerl, wie der Basler. Ich habe keine Antwort bekommen. Heute früh sagte mir aber meine Frau, daß gestern Emma Schultheß sich mit dem Basler verlobt hätte, und daß die ganze Stadt von der Parthie spräche. Gerne wäre ich letzten Donnerstag auf der Stelle herausgeritten, allein die ernsten und drängenden Zeitereignisse brachten mir so viele Geschäfte und Verwirrung, daß ich den Besuch von einem Tag zum andern verschieben mußte. Schreiben mochte ich nicht, die Sache war zu kitzlig und weitläufig; ich wollte selbst kommen, damit Fanny, das gute Kind, die wahre Sachlage nicht erfährt, sondern auf unschuldige Weise getäuscht und getröstet werden kann.“

Keine der Frauen unterbrach die Pause, die nun folgte.

Mamma lag auf dem Ruhebett, die Hände vor dem Angesicht, und schluchzte schmerzlich. Mathilde konnte vor Wuth nicht

sprechen; sie biß die Zähne aufeinander, ballte die Hände krampfhaft, und warf die Blicke wild im Zimmer herum.

Da klopfte es an der Thüre, und Fannys Stimme bat um Einlaß. Niemand gab Antwort.

Dringender wurden die Bitten des Mädchens, und als es nicht half, fing die Klopferinn an zu weinen, zu schelten und Vorwürfe zu machen. Sie werde es dem Papa sagen, daß man nicht öffne, und sie absichtlich necke. „Geh in die Stube, Fanny!“ sagte jetzt die Tante: „Störe die Mamma nicht! Sie ist plötzlich krank geworden. Der Onkel läuft dir ja nicht fort. Geh, liebes Täubchen! Schau nach, ob Papa etwas nöthig hat.“ „Ich mag nicht,“ klang es draußen weinerlich: „Papa braucht mich nicht mehr. Bitte, laßt mich zum Onkel! Laßt mich die Briefe bringen; der Siegrist ist ja da!“

„Bitte, bitte, Fanny, geh in die Stube!“ sagte die Mamma. „Geh, mein Engel, lies du selbst die Briefe! Ich bin unwohl, sehr unwohl.“

„Ach, Mamma, was kümmern mich die dummen Briefe! Laßt mich doch ein! Ich will ja nicht stören, will ja nur mit dem Onkel sprechen.“

„Liebe, liebe Fanny, geh doch, warte doch nur wenige Minuten! Lies einstweilen die Briefe! Vielleicht hat Karl, oder — der Jäger geschrieben.“

Mit einem Freudenschrei sprang das Mädchen jetzt fort, und man hörte sie die Stubenthüre schließen.

Nun ließ Mathilde ihrer Zunge den Zügel. Hin und her im Zimmer schoß sie, stemmte die Arme in die Seite, warf den Kopf auf und eiferte tüchtig wider das rohe Geschlecht der Männer: „Glaubt aber das Baslerherrlein,“ schmälte sie weiter, „er sei zu nobel für meine Pathe, so will ich ihm nur bei Gelegenheit sagen, daß sie zu nobel, zu edel für ihn war, und daß er sie nie und nimmer bekommen hätte, der Prahlhans, der Gelbschnabel. Er ist nicht der einzige heiratbare Mann auf der Welt.

Wenn unsere Fanny zehn Männer will, so kann sie dieselben heute noch bekommen. Da ist z. B. der Herr Pfarrer Hirzel, eine vortreffliche Parthie. Er hat es heute bewiesen, daß er sein Leben für die Fanny hingäbe. Heute noch will ich mit ihr sprechen, und du, Rosa, mußt mir helfen, mußt mich unterstützen. Wir wollen uns auf eine stolze und herrliche Weise an dem herzlosen Menschen rächen. Fanny soll dem Pfarrer noch heute das Jawort geben, und die Heirat soll noch vor der Baslermariage zu Stande kommen, damit sie Alle sehen, daß man nicht auf sie gezählt hat, daß uns gar Nichts an ihnen gelegen ist."

„Ach!" jammert die Mamma, „mein Kind darf nicht erfahren, wie man es beleidigt hat; es würde verzagen; es würde die Verspottung nicht überleben. Wie können wir ihm sein Unglück mittheilen, Julius?"

„Das hab' ich mir schon zurecht gelegt. Laßt nur mich machen! Es muß den Burschen verachten lernen. Wir sagen ihm, der Jäger sei ein Verführer, sei schon verheiratet, habe Weib und Kind zu Hause. Es darf durchaus nicht ahnen, daß der Jäger und der Basler Eins sind."

„Mamma! Tante! Mamma!" jauchzt Fanny draußen: „Juheißa! Der Baslervetter will mich nicht! Er heiratet eine Andere! Sein Papa hat geschrieben! Bitte! macht doch jetzt die Thüre auf! Karl hat auch geschrieben, an Papa und an dich, Tante. O der wunderschöne Brief!"

Die Drei in der Stube schauten sich verlegen an, Mamma wischte sich die Thränen aus den Augen, und Mathilde öffnete.

Fanny hüpft herein, wirft der Mamma die Briefe in den Schoß, springt dann auf den Onkel zu, zieht denselben auf die Seite und bittet ihn dringend um die versprochenen Nachrichten. Der Onkel zuckt die Achseln, und sagt laut, und mit zornigem Angesicht: „Freilich, freilich bringe ich dir gewisse Nachrichten; wenn sie nur auch gut wären."

Erstarrt schaut die Erschrockene zu ihm auf.

„Vergiß ihn, Kind! Reiß ihn aus deinem reinen Herzen! Er ist ein Verführer, ein Wollüstling, ein verheirateter Mann, der zu Hause schon zwei Kinder hat. Vergiß ihn, und danke deinem guten Engel, daß du dich nicht in seinen feinen Schlingen gefangen hast!“

„Herr Jesus! Mein Herz!“ lallt das erschütterte Mädchen, wankt und sinkt ohnmächtig dem Onkel in die Arme.

Die Frauen springen kreischend zu, und tragen die Leblose auf das Ruhebett, und leisten ihr den nöthigen Beistand.

„Bleibt standhaft!“ erinnert der Onkel und schickt sich zum Weggehen an: „Haltet fest an der Abrede! die Medizin ist bitter; aber gewiß die heilsamste von Allen.“

Er läßt die Frauen allein, und geht hinüber, um den kranken Bruder zu besuchen, und auch ihm von seinen Neuigkeiten das Wichtigste mitzutheilen. Papa war durch Mathilde einigermaßen von dem Jäger unterrichtet; allein es war ihm ziemlich gleichgültig, daß die Heirat mit dem Baslervetter sich zerschlagen, denn um solche Weibersachen, wie er diese Angelegenheit nannte, kümmerte er sich nicht. Fanny werde wol noch einen rechten Mann bekommen, sie sei ja noch ein halbes Kind, und am Ende wäre es auch gut, wenn sie, wie Mathilde, ledig bliebe, oder doch in der Heimat heirate. Die Frauen werden da schon sorgen.

Ueber diese Sache, die seinem Kinde das Herz brach, ging er ruhig und schnell weg; desto eifriger und genauer erkundigte er sich aber bei dem Herrn Bruder nach der Usterversammlung und ihrer Wirkung, und vergaß des Arztes Verbot vollkommen.

Es wollte ihm durchaus nicht in den Kopf, daß die Regierung die Bauern so ruhig gewähren lasse, und nicht mit einigen Bataillonen das Land zu fegen gedenke, wie weiland im Jahr 1804, glorreichen Angedenkens.

Der Herr Bruder konnte ihm nicht mehr berichten, als daß die Stadt ziemlich ruhig und von ernsten Gefahren wegen einem Kampfe gar keine Rede sei. Die Stadt müsse freilich zum Scheine

Etwas nachgeben, bis die erste Aufregung sich gelegt; werde aber dann hintennach der Landschaft schon wieder „den Meister zeigen.“

Die beiden Brüder lachten dann über das ohnmächtige Streben einiger erhitzten Köpfe, die das Volk aufgewiegelt, und meinten, in kurzer Zeit werden sie im Oetenbach*) ihre Neuerungslust bitter bereuen, wenn sie es zu weit trieben.

XVI.

Der Onkel war abgereist.

Fanny hatte sich, Dank den Trostgründen des Onkels und der Tante, wieder leidlich erholt.

Wol vermochte sie kaum, das schwere Unglück zu ertragen, wol rasete sie anfangs schrecklich, schalt den Onkel einen Lügner, wollte sich losreißen, wollte auf der Stelle nach Schaffhausen reisen, um von Thüre zu Thüre nach dem Geliebten zu fragen, drohte sich zu ermorden, verwünschte das Leben, und sprach viel von dem Gespenst im Forste, und von dem Fluche des alten Weibes, der durch Papas Schuld ewig auf ihr laste. Endlich flossen ihre Thränen, und der Sturm, der ihr Inneres durchtobte, legte sich allmälig. Es währte jedoch lange, ehe sie auf die schmeichelnden Zureden der Ihrigen achtete, und sich kindlich an den Mutterbusen legte, um dort eine Zuflucht zu suchen, wie jede andere Tochter in ähnlichen Umständen gethan hätte. Einige Stunden wurde ihr Auge nicht trocken; aber milder und sanfter wurde ihr Schmerz nach und nach.

Still und geduldig, wie ein Lamm, saß sie am Abend neben der Mamma, und hatte sich in ihr herbes Schicksal ergeben. Ja, einmal regte es sich in ihrem Innern sogar wie Verachtung gegen ihn, für den vor einigen Stunden noch alle ihre Pulse Liebe und Vergötterung schlugen: „Ein Wollüstling,“ hatte der Onkel gesagt.

*) Ein Gefängniß in Zürich.

Konnte es denn sein? Brannte denn nur Sinnenlust in jenem Auge, war es nicht das heilige Feuer einer höhern Regung?

Eine bittere Empfindung bereitete ihr jetzt auch der Brief von Basel, und leitete oft ihre Gedanken von jenem ab und dahin. Zwei der schönsten Aussichten, zwei der blühendsten Hoffnungen mit Einem Schlag, in Einer Stunde zertrümmert; das ist zu Viel für eine Mädchenbrust. Sie fing an, der eifernden Tante zu trauen, wenn diese von der Unbeständigkeit und dem Flattersinn der Männer redete, und bat ihr im Stillen das ab, was sie früher bei solchen Reden muthwillig gedacht hatte. Mit keiner Silbe fiel es ihr aber ein, daß sie selbst an ihrem Unglücke schuld sein könnte; denn hatten doch ihre Erzieherinnen nie unterlassen, ihr hohen Stolz auf ihre innere und äußere Vollendung einzuimpfen. Auch jetzt erwachte dieses Hochgefühl auf ihre Vorzüge allmälig wieder in ihr, und sie schauderte zusammen, da sie in den Abgrund blickte, vor dem sie gestanden: „Ein Mann! Ein verheirateter Mann!“ sagte sie sich tausend Mal, anfangs mit herber Wehmuth, endlich mit einem frostigen Schütteln.

Hier könnten wir die Frage einschalten, ob Fanny den Jäger wirklich mit jener heiligen, himmlischen Liebe geliebt habe, die eine ewig brennende Flamme im Frauenherzen entzündet, und die Antwort wäre „Nein!“ Fannys Liebe war eine Bücherliebe; sie hatte sich damit selbst betrogen, sie hatte sich in dieses Gefühl hinein gezwungen, und glaubte Gold zu besitzen, als sie nur Glimmer gefunden hatte. Das Romantische in der Begegnung mit dem Jäger, das ächt Wunderbare und Abentheuerliche hatte ihre Sinne aufgeregt, und sie betrachtete sich schon als die Heldin irgend eines schönen Romans, der ihr die lebhafteste Unterhaltung und ein glänzendes Glück versprach. Durch ihr unthätiges Leben, durch ihre unvorsichtige Lesesucht und verkehrte Erziehung, durch den Weihrauch, den ihr die Schmeichler schon gestreut, waren ihre Sinne in steter Aufregung; ihre innerste Seele, ihr Gemüth wurde von Jugend an in eine ihnen fremde Richtung hinein gezwängt,

und gewöhnten sich allmälig daran, und all das Edle, Göttliche, Natürliche, das darinnen lag, erstickte in seinen zarten Keimen, und drang nicht hervor, um am Himmelslicht sich zu entfalten; desto mehr und ungehinderter aber entwickelten sich ihre sinnlichen Neigungen, da diesen kein Zügel angelegt wurde, sondern sie volle Nahrung bekamen durch eine unverantwortliche, sündhafte Verzärtelung.

Fanny war noch zu viel Kind, als daß ihr Schmerz unauslöschlich gewesen wäre.

Ach, schon am Abend, als Mathilde ihr die Nachricht mittheilte, daß der Baslervetter die Emma Schultheß heirate, zuckte es wie Stacheln durch ihre Brust: O, warum mußte der herrliche Jäger schon darum nicht mein werden, daß ich die stolze Schönheit in diesem Spiele überboten hätte! Die Tante fand daher keinen ganz unempfänglichen Boden, als sie dem Pathchen darauf zu verstehen gab, daß man den Baslern und den Schultheßschen das Lächeln und Bemitleiden wohl vertreiben könnte, wenn Fanny sich entschließen würde, den Hochmüthigen zum Trotz, noch vor ihnen sich zu verheiraten. Das wäre dann ein öffentlicher und stolzer Beweis, daß man auf den dummen Basler gar nicht gezählt hätte. So, durch Zureden und Vorspiegelungen aller Art zerstreut, hat die Gebeugte sich von dem Schlage wieder leidlich erholt.

Abends kam der Arzt nochmals auf den Pfarrhof, um sich nach dem Kranken zu erkundigen. Auch Herr Pfarrer Hirzel hatte sich wieder in der Wohnstube eingefunden. Der Erstere erklärte, daß Papa zwar noch nicht außer aller Gefahr, jedoch in ziemlich beruhigendem Zustande sei, und daß eine vorsichtige Diät, Wärme und Ruhe nun die drei Dinge seien, die ihn allein wieder herstellen könnten. Bald empfahl er sich.

Herr Pfarrer Hirzel und Fanny blieben allein in der Stube. Die Schwestern aber beriethen sich im Studirzimmer, wie die abscheulichen Folgen der Waldgeschichte von der Familie abzuwen-

den seien. An Spott und Gelächter würden es die Schultheßschen nicht fehlen lassen, das wußte man; deßwegen mußte man schnell und klug handeln. Auch, meinte die Tante, biete sich nicht bald wieder eine Parthie, wie der Herr Pfarrer sei, und Fanny werde mit dem feinen, gelehrten Manne gewiß nur glücklich werden. Sie dachte an die Szene mit der Katze, und pries jetzt sein fühlendes Herz, seinen Zartsinn, sein sanftes Gemüth. Sie könnte es sich nie mehr verzeihen, wenn jetzt nicht rasch gehandelt werde, ehe auch diese Aussicht zur anständigen Versorgung Fannys wieder zerrinne, oder durch schlechte Leute versperrt werde.

Mamma, die gebeugte, gedemüthigte Mamma war einverstanden, wenn Papa nicht dawider sei und Fanny sich dazu verstehe. Auch sie wünschte die Verbindung mit dem Pfarrer, um die Schmach von dem geliebten Kinde zu wenden, und die Zuckergeschichte niederzuschlagen, ehe sie stadtkundig würde.

Im Fernern entwarfen die Beiden nun den Plan zum Handeln, und vertheilten die Rollen. Mamma sollte Fanny zur Einwilligung bewegen, Mathilde wollte den Pfarrer aufmuntern, und ihm sein Glück leise zu verstehen geben. Wegen Fannys Niedergeschlagenheit sollte ihm ein Mährchen aufgeheftet werden, daß ihr Jawort ihm als ein freiwilliges, durch Neigung erhaltenes Geschenk erscheine. Beide aber wollten vereint den Papa zur Einwilligung vermögen, indem sie ihm die Versorgung der Tochter als recht ehrenvoll darstellten. Mamma war endlich sogar dahin zu bereden, daß, wenn Fanny sich nicht eigensinnig zeige, noch heute eine vorläufige Verlobung vor sich gehen sollte, der in einigen Wochen schon die Vermählung folgen müsse, wo man dann ein Fest bereiten wolle, wozu die halbe Stadt geladen, und das an Glanz und Pracht alle frühern übertreffen solle. Die höchste Freude müsse dann auf allen Gesichtern lachen, und man müsse scheinen, als ob das junge Paar das glückseligste auf der ganzen Erde sei, damit die Gäste Alles wieder erzählen, und das Bas-

lerherrlein und sein Gänschen und alle die Hochmüthigen sich grün und gelb darüber ärgern. Die Zuckergeschichte falle dann auf die Erzähler, als ein von Neid und Klatschsucht ersonnenes Mährlein, das kein Mensch glaube, zurück. Schon morgen wolle man die Verlobungskarten zu Hunderten in die Stadt versenden.

Fanny wurde zur Mamma geschickt, und Mathilde nahm ihre Stelle neben dem Herrn Pfarrer ein. Die Tante war ganz in ihrem Berufe. Bald wußte der erglühende, junge Mann, daß es um seine Hoffnungen gar nicht schlimm stehe, daß Fanny ihm sehr zugethan sei, daß er nur seine Blödsinnigkeit ablegen, und den ernsten Wurf im Spiele wagen solle, denn auch die Mamma wäre mit dieser Verbindung wohl zufrieden u. s. w. Der Glückliche schwamm in Wonne, und versprach, noch heute den Rath der Tante zu befolgen.

Die Mamma hatte einen schweren Stand. Thränen und nichts als Thränen waren die einzige Antwort, als sie der Tochter die Schmach auseinander setzte, die ihr der Korb des Baslervetters bereiten würde: „Von deinem Jäger weiß zwar noch Niemand Etwas, als wir; aber wer steht dir dafür, daß auch diese unglückliche Geschichte nicht noch den Weg in die schwatzhaften Mäuler findet? Was für eine Zukunft könnte dir da noch erblühen? Würde man nicht mit Fingern auf dich zeigen?" sagte sie, und beschrieb ihr, wie stolz und glänzend sie all das Gerede in seinem Entstehen niederschlage, und die Lacher und Spötter auf ihre Seite bringe, wenn sie jetzt durch einen schnellen Entschluß, durch eine gute Heirat der hochmüthigen Emma Schultheß den Rang ablaufe. Sie malte ihr das Ansehen und das Glück vor, das sie als Frau Pfarrerinn erringe, beschrieb, wie innig der Herr Pfarrer ihr zugethan, wie er heute für sie geblutet und ein furchtbares Unglück abgewendet habe, wie seine Liebe das ächte, gediegene Gold sei, das einen ewigen Werth behalte, wie sie selbst die Achtung, die sie jetzt dem standhaften Bewerber zolle, bald in die wärmste Liebe umwandeln würde u. s. w. Als das Alles noch nicht viel

Wirkung hatte, mußte auch die Tante mit ihren Gründen die Leidende bestürmen, die endlich von allen Seiten bedrängt, weinend klagte, daß ihr ja hienieden kein Glück mehr blühe, daß des grauen Weibes Fluch auf ihr laste, daß sie sich mit dem Tode vermählen wolle, oder sich zu ermorden gedenke.

Da umschlang die Mamma das unglückliche Kind, zog es an ihre Brust, weinte mit ihm, wischte ihm die Thränen von den Wangen und gab ihm die süßesten Schmeichelnamen.

Das Töchterlein wurde weich, und als nach einer Weile die Tante und Mamma vereint ihr nochmals die Schande vorstellten, die auf das ganze Haus falle, das Opfer priesen, das sie heldenhaft bringen würde, die Rache ausmalten, die sich so trefflich biete, da trafen sie endlich eine Saite in der Brust des Mädchens. Die Tante merkte das, und beschrieb nun mit den grellsten Farben das Glück der stolzen Emma, und den Jubel und das Hohnlachen der Schulthessischen. Sie hatte ein Meisterstück gemacht. Fanny weinte nicht mehr. Eine andere Bewegung kam in die Seele des Mädchens. Sie richtete sich langsam und stolz auf, ihr Auge glühte, ihr Angesicht bekam Leben und Farbe, und mit Festigkeit sprach sie: „Nein, das sollen sie nicht! Jubeln, hohnlachen sollen sie nicht über mich! Ich bringe das Opfer. Ihr habt recht: ich bin ein Kind, ein thörichtes Kind! Ich muß mich rächen. Ich heirate den Pfarrer, wenn ihr wollt, auf der Stelle; am Ende meint er es doch ehrlicher, als alle diese Betrüger!“ Dann sank sie wieder an der Mutter Brust: „Nur diese Thräne noch laßt mich meinem entflohenen Liebesglück nachweinen, dann sollt ihr sehen, daß ich auch noch auf mich stolz sein, auch noch überwinden kann!“

„Fanny! Fanny! Heldinn! Herrliches Kind!“ rufen Mamma und Tante schmeichelnd, und umschlingen das Mädchen.

Und die Tante, die diesen Augenblick zu nützen gedenkt, verläßt eilig die Beiden.

Bald darauf tritt sie mit dem Herrn Pfarrer wieder ein.

Alles war schnell in Richtigkeit. Fanny vermochte sogar den glühenden Bewerber anzulächeln, als sie ihm die Hand mit dem zitternden „Ja“ hinreichte. Er bat aber auch so schmeichelnd, seine ganze Seele trat in seinen Blick, sein ganzes Wesen athmete Liebe, und als ob Tod oder Leben an des Mädchens Lippen hingen, so lauschte er dann in sichtlicher Herzensangst auf das entscheidende Wort.

Und Fanny bereute es nicht, daß sie ihn erhört hatte. Mit welcher Glut dankte ihr der Erhörte! So hatte sie ihn noch nie gehört. Mit welchem Entzücken zog er sie sanft an seine Brust, und wie brannte sein Feuerkuß auf ihrem Händchen! Er konnte nicht aufhören, ihr zu danken, zu versprechen und seine Wonne zu äußern. Die deutlichen Beweise einer ächten, wahren Liebe schmeichelten dem Mädchen, und überzeugten dasselbe, daß mit einem solchen Manne wohl zu leben sei. Sie dachte wieder an das Leben, an die Zukunft und ihre Freuden. Das erstarrte Herz erwärmte sich wieder, und eine angenehme Empfindung zog wieder ein in dasselbe. Der größte Sturm hatte sich gelegt.

Fannys Herz war eben nichts mehr und nichts weniger, als ein ächtes, schwaches Frauenherz, wie sie alle sind, sobald die Waffe der Schmeichelei gegen sie gerichtet wird.

Hier muß ich überdieß noch einschalten, warum eigentlich Fanny früher den Herrn Pfarrer übersah, und nicht sehr auf seine Bewerbungen achtete. Der Herr Pfarrer trug nämlich am Kinn eine kleine Warze, die ihn zwar nicht entstellte, aber doch für Fannys Geschmack widerlich war. Ihr Ideal, das sie im Köpfchen und im Herzchen trug, war natürlich frei von jedem Makel, und nun der Herr Pfarrer mit der Warze, und noch dazu am Kinn! Nein, das war ein arger Fehler! So dachte sie einst; jetzt aber vermochte sie sogar, die Warze gar nicht übel zu finden. Was den Herrn Pfarrer betrifft, so war derselbe auch keineswegs blind für Fannys Fehler; er schlug aber dieselben nicht hoch an, indem er dachte, sobald Fanny die ernsten Pflichten einer Haus-

frau übernehme, werden diese Kleinigkeiten von selbst sich entfernen, und jene kleinen Schwächen werden dann aufgewogen werden durch Fannys Tugenden.

Nun, man ließ die Liebenden allein, und die Frauen gingen, um den Papa von dem Ereignisse in Kenntniß zu setzen. Das, meinte die Tante, werde ihn nicht so sehr beunruhigen, da ja für ihn gar nichts Aufregendes in der Sache liege. Hier aber fanden sie einen ernsten, unvermutheten Widerstand, der alle Beredsamkeit Mathildens erforderte, ehe er beseitigt war.

„Daß nämlich Fanny heiraten will," sagte der Pfarrer kopfschüttelnd, „dagegen habe ich im Grunde Nichts, sintemalen das ganz in der Ordnung ist, und jedes Weiblein ein Männlein sucht. Sagt der Herr doch selber bei Anlaß des — ja des — da sagte er nämlich: Seid fruchtbar und mehret euch! Auch ist das Kind ziemlich reif, und deßwegen möchte ich das wohl leiden; daß sie aber den da will, den Goldauer, das ist mir fürs Erste unbegreiflich, weil ich immer glaubte, der habe sich den Narren an dir gefressen, Mathilde; hat er doch stets um dich hergeschwänzelt, und dir zu meinem Aerger so neumodische, zierliche Faxen vordeklamirt und vorharanguirt. Hm!"

„Nun, Schwager," entgegnet die Tante ganz ernsthaft, „das war von ihm Nichts als pure Höflichkeit gegen mich. War er doch gegen deine Frau ebenso. Das ist ein Zeichen seiner Achtung gegen das schöne Geschlecht, und zeugt von seiner guten Erziehung und einem richtigen Blick, wer Achtung verdiene. Uebrigens, wenn du mich mit deinem dummen Gerede nur foppen willst, so merke dir nur, daß man freilich noch im Stande wäre, ein Männerherz zu bezaubern, wenn man auch schon ein wenig über die Zwanzig hinaus ist."

„Fürs Andere," fährt der Kranke fort, „will ich den Pfarrer nicht zum Tochtermann, weil er einer von den jungen Alleswissern, einer von den Neuerern in unserm ehrwürdigen Stande ist, die immer von geistiger Freiheit, vom Menschenrecht und

Menschenbildung sprechen, und nicht die geringste Ehrfurcht haben vor dem tausendjährigen Reich unserer Sitten und Bräuche. Hat er mir doch schon oft Widerpart gehalten, wenn wir von solchen Dingen sprachen.

„Ach geh mir mit deinen ungerechten Beschuldigungen,“ zürnte die Schwägerinn: „Der Herr Pfarrer ist ein kluger Herr, der weiß, daß ein Gespräch nur dann recht lebhaft und unterhaltend wird, wenn Beide nicht die gleiche Meinung haben. Kurz: er ist gelehrt, angesehen, von gutem Hause, und liebt die Fanny wie sein eigenes Leben. Das sind die Hauptsachen. Hat er doch erst heute — Ja, wenn ich nur reden dürfte!“

„Du wirst dich wol in dem Herrn Pfarrer irren, Papa,“ nahm nun auch die Mamma das Wort: „Er ist gewiß ein recht wackerer Herr!“

„Wenn er nur nicht in Bezug auf Vaterlandsliebe wurmstichig wäre, dann hätte ich Nichts dagegen. Ist er nicht heute in Uster gewesen? Der Arzt hat mir das als ganz gewiß hinterbracht. He?“

„Aus Neugierde, aus purer Neugierde,“ berichtigte Mathilde: „Wenn du gesund gewesen wärest, was gilts! du wärest auch hingegangen!“

„Hat er mir nicht ins Angesicht hinein behauptet, der Willi und Konsorten sei von einem parteiischen Malefizgericht verurtheilt, und an ihnen ein Justizmord begangen worden, und der Landamman von Wattenwyl habe an den Aufrührern ungerecht gehandelt? Das hat der junge Herr aus seinen Büchern; unser Einer hat die Geschichten selbst erlebt und mitgemacht, und muß das nämlich besser wissen.“

„Was kümmert uns dein Willi und Kompagnie! Die Rede ist von deiner Tochter. Willst du nicht einwilligen, so gib sie doch deinem honetten Baslervetter, der dir einen so feinen Korb geflochten! Fanny, der Pfarrer, die Mamma und ich sind einig, du bist überstimmt, und mußt dich fügen. Ich will und muß

Rache haben an den Schultheß und dem Basler, und ein glänzendes Hochzeitfest muß angestellt werden. Leben wir doch seit einer Reihe von Jahren still, wie die Karthäuser, und geben der Stadt Nichts zu reden."

„Und," ergänzte die Mamma, „wenn der Herr Pfarrer wirklich auch anderer Ansicht wäre, als du, Papa, so müßte eine solche Verbindung gewiß das beste Mittel sein, daß er sich zu deinen Gunsten änderte."

„Hm! Das geht nicht, Mamma! Hm, ja wenn er sich änderte, und mir das verspräche, und es halten würde; aber ich traue dem jungen Herren nicht. Er hat nämlich in Heidelberg studirt, und dort sind die Studenten wahre Satane. Es soll da ein Professor Paulus lehren, der aber ein wahrer Saulus ist. Da ist unser Karl ein anderer Mann! Ja, Mamma, wo hast du Karls Brief? Lies mir ihn doch noch einmal! Der arme Knabe dauert mich; wir müssen wieder helfen; er verdient's wohl, der fleißige, herrliche Herr Sohn. Es ist doch etwas Erfreuliches um wohlgerathene Kinder. Ja und mit der Heirat wollen wirs bedenken. Wenn er verspricht, daß er nicht dem Neuerungsteufel nachlaufen wolle, so könnte man sehen; aber es wäre erschrecklich, und ihr trüget die Schuld, wenn er's doch thäte. Mamma, thu mir den Gefallen, nämlich mit dem Brief!"

Und Mamma liest:

„Verehrter Herr Papa!

Ich bin in der größten Angst wegen deiner Geldsendung, von welcher mir die gütige Tante in ihrem spätern Briefe berichtet. Sie schreibt mir nämlich, daß Du, theurer Papa, acht Tage früher eine Summe von 250 Fr. an mich abgeschickt habest, und wünscht, daß ich nun auf dem Trockenen sei. Aber, du lieber Gott! ich habe bis heute noch keinen Pfennig erhalten, und es sind doch seitdem schon drei Wochen verflossen. Was ist da anzufangen? Ich habe mir bei dem Oberpostamt alle Mühe mit Erkundigungen gegeben, aber nicht den geringsten Trost erhalten.

Schreibe mir doch, ob Du bei Abgabe des Geldes einen Schein gelöst, damit ich nachforschen kann. Ganz wahrscheinlich bleibt das Geld verloren. Ich wäre in einer sehr bedauernswerthen Klemme, wenn nicht die treue, seelengute Tante Einiges nachgeschickt hätte, das mich für die nächste Zeit aus der Verlegenheit reißt. O wie bin ich ihr dankbar dafür! Sie hat mir freilich verboten, es nicht zu sagen, aber mein volles Herz kann es nicht verschweigen, auch möchte ich Dich und die Mamma in so weit beruhigen, daß ich für die nächsten Tage nicht dem Hunger und Mangel ausgesetzt bin.

Im Uebrigen hat sich mein stilles und arbeitsames Leben noch nicht anders gestaltet, obwol Du die Güte hattest, mir alle Genüsse zu erlauben, wo sie sich in nobeln Zirkeln bieten. Ich werde den besten, aber mäßigsten Gebrauch von dieser Erlaubniß machen, und besonders der verehrten Mamma zu Willen leben, indem ich Alles auf körperliche und gesellschaftliche Ausbildung verwende. Ihr sollt gewiß mit mir zufrieden sein.

Mit meinen Studien geht es rasch vorwärts. Ich kann Dich, ohne die Wahrheit oder Bescheidenheit zu verletzen, versichern, daß meine Professoren sehr Viel von mir und meinen Anstrengungen und meiner eifrigen Thätigkeit halten.

Gebe Gott, daß deine Gesundheit Dir zu unser Aller Heil und Segen unangetastet bleibt. Die schändlichen Unruhstifter, die Zöllner und Sünder, die Philister Deiner goldenen Ruhe, sollen an mir schon einmal ihren Rächer und Vergelter finden, wenn ich in der Heimat einst amtlich wirke."

„Halt, Mamma!" bittet der Wohlehrwürdige: „Lies doch das noch einmal! Der gute, wackere Karl!"

Mamma liest es noch einmal, und Papa versichert, die Stelle wolle er auswendig lernen, denn es sei ein wahrer Trost- und Kernspruch, wie aus der Bibel geschöpft. Mamma liest weiter:

„Sage auch der lieben, herzensguten Mamma, daß ich mich

nach ihrem treuen Mutterblick sehr sehne, und daß ich ihr Alles wünsche, was die Erde Schönes und der Himmel Seliges hat."

„Der gute, brave Karl!" schluchzt die Mamma, und überliest im Stillen den Satz noch einmal, dann fährt sie fort:

„Auch Fanny grüßt mir; der Tante will ich selbst schreiben, und ihr für ihre Hülfe danken. Ich bitte um schnelle Antwort und bin in kindlicher Liebe und Ehrfurcht

Berlin, am 10. Weinmonat 1830.

Dein dankbarer Karl."

„Nachschrift: Macht doch der Sicherheit wegen in Zukunft einen Umschlag auf eure Briefe, und gebt demselben dann folgende Adresse:

„Sr. Hochedelgeboren HHerrn von Fiedelberger, Stud. theolog., bei Herrn Provisor Schnurre, Friedrichsstraße Nr. 563."

„Dieser Edelmann ist mein bester Freund."

„Ach," sagte die Tante, „es ist eine wahre Kleinigkeit, was ich ihm geschickt habe. Ich wollte ihn zu seinem Geburtsfest überraschen. Der arme Karl!"

„Mußt ihm morgen die gleiche Summe wieder überschicken, Mamma; dießmal aber einen Schein lösen. Julius soll auch bei der Postverwaltung nach dem verlorenen Geld fragen. Wir müssen den Karl nicht Noth leiden lassen, als ob er ein Habenichts wäre."

„Hast du den Brief von Basel gelesen, Herr Schwager?"

„Nein; ich kann nicht lesen; der Kopfschmerz läßt's nicht zu; aber Julius hat mir davon erzählt."

„So höre doch!" Mathilde liest:

„Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer,
insonders hochgeehrter Herr Vetter!"

„Sie wissen, daß ich bei unserer Abrede, betreffend eine eheliche Verbindung zwischen Ihrer Fräulein Tochter und meinem einzigen Sohne Konrad, die Bedingung stellte, insofern auch der

freie Wille der jungen Leute unserm Plane entgegen komme. Nun hat aber mein Sohn sich an einem andern Orte so verplempert, daß er rasend würde, wenn ich nicht nachgäbe, und ihn anderswie versorgen wollte. Er sagte mir, daß er unter die Soldaten gehe, daß er sich todschieße u. dergl., wenn ich ihn zu der Heirat zwingen wolle. Er ist mein einzig Kind, die jungen Leute haben sich weiter nicht gekannt, Ihre Tochter wird zehn Männer für einen bekommen; verzeihen Sie also, daß ich unter sothanen Umständen auf die hohe Ehre verzichten muß, die mir aus einer Verbindung unserer Kinder erwachsen wäre, und entziehen Sie mir wegen diesem mißlungenen Geschäft Ihre Achtung nicht. Es hat mich freilich manchen Strauß gekostet, ehe ich diese meine Lieblingsspekulation aufgeben konnte; aber nun, man ist am Ende denn doch Vater, nicht bloß Vetter und Kaufmann. Sie werden mich gewiß verstehen und mir verzeihen.

Meine höflichsten Empfehlungen an Dero verehrte Frau Gemahlinn.

Basel d. d. 19. Novbr. 1830.

Ihro ergebenster

J. J. Merian, Vater."

„So, Geschäft? Spekulation?" höhnt die Tante, den Brief zerknitternd: „Danken wir dem Himmel, daß wir den trockenen, wortbrüchigen Krämer los sind!"

Papa aber sagte gleichgültig: „Pah! Fanny wird sich wenig draus machen. Kann sie doch unter der jungen Welt in der Heimat nach Belieben auswählen; übrigens ist ja der Basler ganz höflich, und redet von der hohen Ehre, die ihm diese Heirat eingebracht hätte. Wenn wir's recht betrachten, so hat er durch den Ungehorsam seines Sohnes, der am Ende gar auch unter die jungen Franzosenköpfe gehört, mehr vorloren, als wir."

„Per se!" meinte Mathilde: „Eine Frau Pfarrerinn gilt denn doch noch mehr, als so eine Pfefferkrämerinn. In Basel hätte Fanny nur einen untergeordneten Rang neben den Beamten-

frauen und den Damen der Aristokratie einnehmen müssen; in dem schönen Goldau drüben aber ist sie die nobelste Person, eine unumschränkte Königinn, und Jedermann wird ihr dort in Ehrfurcht huldigen. Wenn's mich anginge, d. h. wenn ich heiraten möchte, ich wollte bald über den Korb getröstet sein."

„Du mußt nicht mehr daran denken, Mathilde, nämlich ans Heiraten. Was würdest du damit gewinnen? Eine Stube voll Kinder, Mutterschmerzen, Muttersorgen. Jetzt aber bist du geborgen, und hast ein goldenes Leben. Nun, das ist hoffentlich auch nicht mehr zu befürchten. Wie alt bist du nämlich jetzt, liebe Schwägerinn?"

„Ach, was ist das wieder für eine dumme Frage! Um die Dreißig herum; da wär's noch immer Zeit zum Heiraten; allein ich will nun einmal von dem treulosen und unbeständigen Männervolk Nichts wissen. Ich bin viel zu gut, viel zu stolz, als daß ich mich von solch einem launenhaften Tirannen zu beliebigem Gebrauch abrichten lassen möchte, wie ein geduldiges Schoßhündchen."

„Hm! dreißig Jahre? Wie lange ist's denn her seit Fannys Tauftag? Hm! die Krankheit hat mir all mein Gedächtniß abgestumpft."

„Dummes Zeug! Denk an den Arzt und schwatze nicht so viel! Es ist präzis sechs Uhr, da! nimm die Arznei!"

„Ja ja, an Fannys Tauftag! Das ist lange her! Da ist das fürchterliche Weib — Hu! —"

„Denk doch nicht immer an die Geschichte! Da ist noch ein Brief, von dem du noch Nichts weißt. Der Wirth in Bassersdorf schreibt dir hier zurück, daß er wol von einem Fuhrmann mit einem Wagen voll Hammen Etwas wisse; der sei aber mit der Ladung weiter gefahren, habe Nichts bei ihm abgeladen, du seiest daher im Irrthum, wenn du den Betrag an ihn, als dem Empfänger, forderst."

„Dann will er mich betrügen, der Schelm! War's doch sein eigener Knecht, der hier die Hammen geladen hat. Ins Zucht-

haus muß der Kerl! Ist denn alle Ehrfurcht dahin? nämlich gegen die Kirche und ihre Diener?“

Die Mamma hatte sich vorher entfernt und trat nun wieder ein; hinter ihr erschien Fanny am Arm des Herrn Pfarrers.

Man setzte sich im Kreise um das Bett her, und der Heirats-kandidat trug sogleich in wohlgesetzten Worten, klug und beschei-den, dem Herrn Kollegen die Bitte um die Hand seiner Tochter vor. Er sprach von seiner Liebe, von Fannys Einwilligung, von ewiger Treue und Hochachtung gegen das ganze Zopfische Haus; kurz berührte er seine Herkunft als Stadtbürger, und versprach alles Gute und Schöne; stets werde er das große Vertrauen, das der Herr Kollege durch Gewährung seines heißesten Wunsches in ihn setze, zu vergelten suchen, indem er mit dem würdigen Papa und der ganzen elterlichen Familie im besten Einklang zu leben trachten würde u. s. w.

Man sieht, daß der Bittsteller seine Leute kannte, und sich ganz nach ihnen zu richten wußte. Freilich hatte ihm Mamma vor der Einführung mit wenig Worten die Lage der Sache be-zeichnet und es nicht an den geeigneten Winken fehlen lassen.

Mäuschenstill war Alles während dieses feierlichen Augenblicks. Mamma hatte die Hände gefaltet, und saß freundlich den Blick auf den Sprecher gerichtet. Ein beifälliges Lächeln umspielte ihren Mund. Mathilde wischte mit dem Schürzenzipfel sich die nassen Augen. Fanny senkte den Kopf, und die zitternden Händchen zer-knitterten die Halskrause, indeß ihr Herzchen sehr unruhig pochte. Nur Hans schnurrte eintönig auf seinem Kissen im Winkel des Zimmers, und leckte sich dann und wann den wunden Fuß.

Schon als der Kollege zu sprechen begann, und Papa Zopf den Sinn faßte, zog dieser die weiße Kappe von dem Kopf, und den Blick an die Decke gerichtet, hört er den Bittsteller aus, dann richtet er sich, unterstützt von Mathilden, im Bett auf, und beginnt:

„Hm! Verehrtester Herr Amtsbruder! Hm! — Viel Ehre

— aber nämlich — der unverhoffte, schmeichelhafte Antrag — freut mich, und wenn wirklich nicht Jungfer Mathilde — oder ich wollte sagen, wenn Fanny — Hm! nämlich —"

Die Tante hilft dem Verlegenen aus der Noth, indem sie die Schleußen ihres Redestroms öffnet, und sich ganz entzückt über den ehrenvollen Antrag stellt, als ob sie vorher kein Sterbenswörtchen davon gewußt hätte.

„Aber der Neuerungsteufel, Herr Sohn, wie stehts mit dem? Wahrlich, den müssen Sie austreiben, sonst wird aus der ganzen Papaschaft Nichts."

„O verkennen Sie mich nicht! Sie thun mir gewiß unrecht! Nehmen Sie meinen wärmsten, kindlichsten Dank für Ihre Einwilligung. Sie sollen von mir stets nur Liebe, nur Hochachtung und Ergebenheit ernten. Und Sie, verehrte Frau," wendet sich der Glückliche nun schmeichelnd an die Mamma: „soll ich auch aus Ihrer Hand die Blume empfangen, die Sie erzogen und gepflegt haben mit treuer Muttersorge, mit heiliger Mutterliebe? Wollen auch Sie den Bittenden nicht zurückweisen, und die geliebte und liebenswerthe Tochter an meine treue Brust legen, daß sie für diese Lebenszeit mein ganzes Glück mir baue und meine Lust und meine Freuden mit mir theile?"

Und lächelnd erhebt sich die Mamma, und führt Fanny dem Entzückten entgegen.

Da ruft Papa dazwischen: „Aber, Herr Pfarrer, was haben Sie heute in Uster gethan? He?"

„Nichts, gar Nichts! Die Neugierde trieb mich hin," entgegnet dieser, und umschlingt sein stilles Bräutchen.

Und die Mamma legt ihre Hände auf der Kinder Haupt, und spricht mit zum Himmel erhobenem Blick: „Seid glücklich! Seid gesegnet!"

„Amen! Amen!" schluchzt die Tante mit schmerzlicher Erinnerung.

„Aber, Herr Amtsbruder, der Neuerungsteufel —." Ein

heftiges Husten hindert den Wohlehrwürdigen, seine Einwürfe zu beendigen.

Die Mamma steht dem Leidenden bei, und bittet ihn schmeichelnd, doch jetzt der Ruhe zu pflegen, da er sich ohnehin über Gebühr angestrengt habe. Er wars gewohnt, der sanften Gattinn nachzugeben, auch plagte ihn der Husten so andauernd, daß er endlich zurück in die Kissen sank.

Noch am nämlichen Abend wurde ausgemacht, daß die Hochzeit schon in sechs Wocheu vor sich gehe, und Mathilde bedung sich bei dem willfährigen Bräutigam eine öffentliche Vermählungsfeier aus, die an Glanz Alles übertreffen müsse, was schon erlebt worden sei.

Fanny, wer sollte es glauben! schrieb schon in einigen Wochen nach ihrer Verlobung noch glühendere Briefe über ihr neues Liebesglück an Bruder Karl, als es früher je der Fall gewesen war.

Wirklich ging die Hochzeit in der anberaumten Zeit mit allem möglichen Pomp vor sich. Die Geschichte mit dem Zuckerpapier und der Wespe ward dadurch vollkommen niedergeschlagen, wie Mathilde berechnet hatte. Papa Zopf erholte sich wieder von seiner Krankheit, hatte aber dagegen sehr viele Anfechtungen zu bestehen, die ihm der vollständige Sieg der Landschaft über die Stadt bereitete.

An Fannys Hochzeittage trank er sich ein hübsches Räuschchen, nnd brachte ein Pereat dem heillosen Neuerungsteufel.

Dritter Tag.

1. Mai 1842.

Der Wahlkampf.

XVII.

„Pst! Pst! Hs. Ulrich!“

„Ei, guten Tag, Herr Pfarrer. Schon so früh auf den Beinen? Ei, ei!“

„Hm, ja! Der liebe Morgen ist so schön; Baum und Strauch voller Rosen, der Tag so wichtig; wer könnte da wol ruhig die besten Stunden verschlafen! Wie gehts, mein lieber Hs. Ulrich? Alles munter? Weib und Kind wohlauf, Feld und Stall im Segen? Bedeckt Euch doch, nämlich mit der Kappe. Ja, was ich noch sagen wollte —“

„Halt, Herr Pfarrer! Es ist nicht sauber hier; Ihr tretet ja da mitten in den D....; im Kühstall ists Nichts für Euresgleichen, das Misten hat Zeit, wir gehen ins Haus hinüber, wenn Ihrs wünscht.“

„'sIst besser hier, mein Freund. Bin nur auf meinem Spatzirgang da vorbeigekommen, da wollte ich denn schauen, was Ihr Gutes macht, und noch Einiges mit Euch reden, nämlich — nämlich von den heutigen Wahlen. Ich weiß, Ihr seid ein christlicher, redlicher Bürger, seid nicht Einer von denen, die den radikalen Götzen anbeten. Was meint Ihr, wie wirds gehen heute?“

„Wie wirds gehen? Da auf meinem einsamen Gehöft draußen erfahre ich wunderselten, was Die in den Dörfern thun und treiben.“

„Treiben, eben treiben! Ja, da habt Ihr recht; es ist überall ein heilloses Getreibe. Ihr seid ein kluger Mann, Hs. Ulrich. Aber was habt Ihr für eine Meinung von den Wahlen?“

„Nun, die donners Liberalen werden bei uns Meister werden, schätz wohl.“

„Die Liberalen, sagt Ihr? Straußen, Straußen müßt Ihr sie nennen, Meister Hs. Ulrich, oder die Radikalen, denn der andere Name, nämlich die Liberalen, das wäre ja fast ein Ehrenname. Unsere Partei ist ja liberal, das heißt liberal in gewissem Sinne.“

„Nun meinetwegen! Straußen oder Radikale, die werden wol den Kürzern ziehn, und unsre Partei, die Kon — wie heißt der neue Name? Die Konver — ich kann das Gewelsche immer nicht behalten —“

„Die Konversativen, oder die Konversativ-Liberalen, Meister Hs. Ulrich.“

„Gut; nun Die werdens, schätz wohl, verlieren. Das ist meine Meinung. Aber wer Kukuks erfindet auch immer diese Hottentottennamen, die kein Christenkind über die Lippe bringen kann? „Aristokroth“ und „Pateriot“ hat doch zehnmal besser geklungen.“

„O, die neue Benennung ist Goldes werth. Hätte unsre Partei diesen schmeichelnden Namen nicht erfunden, so stände es schlimm, sehr schlimm. Die Straußen haben den Titel „Aristokrat“ rings im Lande auf solche Weise verschrieen und verketzert, daß eine neue Taufe nöthig wurde. Im Uebrigen thut das gar Nichts zum Wesen der Sache; der neue Name ist nämlich nur die Hülle, nur das neue Kleid für den alten Leib. Hahaha! Ein Deutschländer, in jeder Beziehung ein Ausbund, hat die Partei im östlichen Beobachter umgetauft. Habt Ihr nie von dem Rohmer gehört?“

„Ja so! das wär' der neue Heiland, der so gern trinkt, und eine Heilandinn hat, die weder Frau noch Jungfer ist?“

„Ei ei! Ihr redet ja so gottlos, wie ein Strauß!“

„Ach was, Herr Pfarrer, alle Zeitungen sind ja voll davon, und an allen Wirthstischen hört man diese saubern Geschichten;

die Rohmerinn sei ja früher — Ho, Laubi, Ho! Thu' nicht so wüst! 'sIst halt ein unvernünftig Vieh, Herr Pfarrer, und laxirt schon ein Paar Tage. Es thut mir leid für Eure feinen Strümpfe; da ists wahrhaftig ganz grün darauf gefallen."

„Also Ihr meint, die Straußen werden oben auf kommen?"

„Nun ja; aber könnt's gerade nicht beschwören. Ich meine nur so, denn seit einem Jahre nehmen sie ja überhand, wie die Laubkäfer."

„Da bin ich andrer Meinung. Wenn wir tüchtig zusammenhalten, Hs. Ulrich, all unsre Leute auf die Beine stellen, hie und da ein Thälerchen opfern, unsre Dienstleute aufbieten, so müßte uns der Sieg werden, insonders wenn wir nämlich die wägsten, einflußreichsten und christlichsten Männer als Kandidaten bringen. Und gewiß wird Gott, der Gerechte, unsrer guten Sache auch Vorschub thun. Wie entsetzlich wäre es nämlich, wenn wieder eine Straußenregierung ans Ruder käme! All das kostbare Blut, das vor drei Jahren im heiligen Kampf um die bedräuete Religion geflossen, wäre umsonst vergeudet, das Christenthum würde mit Füßen getreten, die Gottesdiener aus des Herrn Tempel verjagt, Taufe, Ehe und Abendmahl abgeschafft, die Schullehrer würden Pfarrer, die Pfarrhäuser Pintenschenken, die Kirchen Kegelplätze, den Bauern würden neue Steuern aufgeladen, das Unterste zu oberst gekehrt; du lieber Gott, laß das nicht zu! Laß nicht deine besten Kinder unterdrücken durch den Antichrist, durch den straußischen Neuerungsteufel!"

„Ihr macht mir angst und bange, Herr Pfarrer! Vielleicht gehts besser, als wir meinen; man muß eben nur die Leute hübsch bedeuten, was sie zu thun haben!"

„Eben das ists, lieber Freund! Ihr könntet dabei auch das Eurige thun. Die Gerechten müssen zusammenstehen, zusammenwirken, damit die Gottlosen nicht frohlocken. Ich habe in der Nacht an Euch und die Eurigen gedacht, als ich die „Guten" in meiner Gemeinde zusammenzählte. Ich konnte nämlich vor Kummer

und Sorgen kein Auge zuthun, da dachte ich denn: der wackere Grubenbauer da draußen auf den Höfen könnte unsrer Sache auch noch Viel nützen. Er ist ein christlicher Mann, geht noch in die Kirche, hälts noch mit Gottes Wort, er wird gewiß das Seinige thun, wenn du ihn darum angehst, obgleich er Einer von den Stillen im Lande ist. Schaut, Hs. Ulrich, da bin ich denn heute schon um 5 Uhr zu Euch herausgewandert; hoffentlich ists nicht umsonst."

„Wenn ich Euch kann einen Gefallen thun, Herr Pfarrer, so solls recht gern geschehen. Sagt nur, wie und was! Ich habe eben nur Eine Stimme, wie jeder Andere, und die will ich Euch mit Freuden geben, wüßte ich doch keinen Bessern und Gelehrtern."

„Das ist brav und wacker! Freilich habens die Straußen in der Gemeinde um Euch nicht verdient, daß Ihr mit ihnen stimmen solltet. Wißt Ihr noch, wie sie Euch letzthin bei der Schulpflegerwahl den Unchristen, den Ernst, vorgezogen? Und ein aufrechter Mann, wie Ihr, wäre doch vor Allen würdig, ein Amt zu bekleiden. Wollt Ihr mir also einen Gefallen thun?"

„Beim Hagel, hundert, Herr Pfarrer!"

„Die Hand drauf! So; da habt Ihr gedruckte Listen; vertheilt sie an die Höfler, und sorgt, daß alle Guten zur Wahl kommen. Auf den Listen stehen die Namen unserer Kandidaten; die sollen sie hübsch auf die Stimmzeddel abschreiben. Mein Name steht auch darauf; das Komite wollte es durchaus nicht anders."

„Richtig! das ist, beim H....! ein gut Ding, diese Listen; aber Ihr solltet nicht so weit unten, solltet der Erste obenan stehen."

„Nein, nein! Die erste Wahl ist die gefährlichste. Da mußten wir den Gemeindammann Büchler hinstellen; er hat den meisten Einfluß, und gelingt die erste Wahl, so verlieren die Straußen den Muth, und wir siegen vollkommen."

„Wieder richtig; aber da fällt mir ein: der Stoffelbauer und der Abraham können nicht schreiben; da nützen ihnen die Listen Nichts.“

„Auch dafür habe ich gesorgt. Da! gebt ihnen diese Papierstreifen, die Namen stehen darauf, und diese Oblaten, die sollen sie dann auf den Stimmzeddel kleiben; zuerst den Streifen, wo ein Strich darauf gezeichnet ist, dann den mit zwei Strichen u. s. f. Verstanden?“

„Freilich, ja freilich! Nun, wenn überall so gesorgt wird, dann siegen die Straußen sicher nicht. Das gefällt mir. Es geht doch Nichts über einen gelehrten Kopf; der weiß immer Rath; 'ssoll ausgerichtet werden.“

„Und dann noch Eins, lieber Hs. Ulrich. Wo sind Eure Knechte? Die werden doch auch stimmen?“

„Sie werden schon, schätz wohl! wenn ichs ihnen heiße.“

„Sie müssen, müssen, sagt Ihr ihnen, sonst schickt Ihr sie aus dem Dienst. Ein Knecht muß thun nach des Meisters Willen, denn im Sprichwort heißts: deß Brod ich eß', deß Lied ich sing'.“

„Der Eine ist ein Badischer, der wird, schätz wohl, nicht stimmberechtigt sein.“

„Nehmt ihn mit! Man sieht's ihm nicht an der Nase an. Wills fehlen, so sagt, er sei ein Thurgäuer; der Gemeindschreiber solls bestätigen, er ist auf unserer Seite. Nehmt ihn also mit; ich bitte Euch! Jede Stimme ist hundert Gulden werth. Sagt's auch den Nachbarn, daß Alle ihre Dienstleute mitnehmen; sagt's auch Euern Schwägern und Brüdern, damit Keiner fehlt!“

„Mein Schwager Heinz ist vom Baum gefallen und hat den Fuß verrenkt; mein Bruder Kaspar aber hälts mit den Andern.“

„Heinz soll eine Krücke nehmen; schwatzt's ihm ein!“

„Gut, Herr Pfarrer; ich will schauen, was zu machen ist.“

„Wie viel Mann glaubt Ihr, daß die Höfe hier liefern werden?“

„Hm — hm — 'ssind noch zwei heimatlose Kesselflicker und ein fremder Krämer da —"

„Nehmt's mit, Alles mit! Gebt's für Eure Knechte aus, gebt ihnen Kittel!"

„Nun, dann sinds 19 Stimmen, ohne die Straußen."

„Prächtig! Exzellent! Den Dienst, lieber Hs. Ulrich, soll Euch die Gemeinde gewiß belohnen. Grüßt mir die Nachbarn, macht Eure Sache gut, und Ihr sollt an mir stets einen Freund haben, der Euch und die Eurigen liebt, und solltet Ihr in Zukunft irgendwie Rath oder Hülfe bedürfen, so klopfet getrost am Pfarrhaus an! — Prächtig! Zieht alle hübsch mit einander auf, und führt Ihr selbst die Leute an; wir Dörfler wollen Euch um 11 Uhr im Wirthshaus zum Leuen erwarten; dort werdet Ihr dann der zweiten Sektion zugetheilt, bei welcher der Leuenwirth erster Führer ist. Gebt Euern Leuten zu essen und trinken, so viel sie verlangen, und schickt die Rechnung darüber mir oder dem Feuerhauptmann ein. Unser 39er Komite hat genugsam über Gelder zu diesem Zwecke zu verfügen. Spart nicht und haltet die Wähler warm!" —

„Ho, du Hagelsvieh! Halt still den Schwanz! Schau, schau! der feine, schöne Hut im Kühgraben! ganz verdorben! jammerschad!"

„Macht Nichts, thut Nichts, ein wenig abwischen; so, so! Hand her, mein lieber Hs. Ulrich! Ihr habt mich recht erquickt und mit großer Hoffnung erfüllt."

„Ah pah! 'sist gern geschehen, Herr Pfarrer."

„Gebe der Allgütige im Himmel seinen Segen zu dem wichtigen Tagewerk, nämlich zu den Rathsherrnwahlen! und wolle Gott, daß sie im ganzen Lande zu unserm Heil gelingen, damit Alles schön seinen Gang fortgeht, wie es seit dem glorreichen Jahr 1839 so herrlich begonnen hat! Ach, war das eine Zeit des Jammers und des Elends von 30 bis 39! 'sWar ein wahres Babelreich! Heute muß es sich nun entscheiden, ob

jene schrecklichen Menschen, jene gotteslängnerischen Straußianer wieder ans Regiment kommen. Laßt uns Alle, Mann für Mann, nach besten Kräften kämpfen, damit die Hölle nicht frohlockt! O ich möchte nicht mehr leben, wenn der heutige Tag das liebe Vaterland wieder unter die Gewalt jener radikalen Teufelsbrut lieferte. Wie würde es uns nicht ergehen! Kein Stein bliebe auf dem andern, Zucht und Sitte würden aus dem Lande gebannt; ausgelacht und verspottet würde, wer an einen Jesus glaubt und auf ein ewiges Leben hofft, unsre Kinder müßten in der Schule nur Hochmuth und Unglauben lernen, und alles Heilige, alles Göttliche würde in den Koth gezerrt. Daß Gott erbarm! Daß Gott erbarm!"

„Da müßten wir doch, beim Donner! auch dabei sein. Wenn's so gehen wollte, Herr Pfarrer, so würden wir eben wieder einen 6. September machen, und damit Hollah! Am Ende ist denn doch das Volk Meister, und nicht ein Dutzend solcher Herrlein, und hätten sie noch so dicke Bäuche, oder grose Schnäuze."

„Da habt Ihr wol gewissermaßen recht, Meister Ulrich. Die Bibel, wenn sie von der Obrigkeit spricht, meint eben damit nicht jene radikale, brutale Obergewalt, sondern eine gottesfürchtige, nach uralter Ordnung eingesetzte Regierung. — Nun also, wehren wir uns bei Zeiten; 'sbleibt bei der Abrede: im Wirthshaus Punkt 11 Uhr. Grüßt mir Eueren Bäuerinn und die Kinder und — ja, halt! gebt ihnen diese Papiere; sie enthalten herrliche, zeitgemäße Betrachtungen. Grüßt sie von mir! Was machen sie denn Alle? Munter und gesund?"

„Ja, ja! Alles gesund und rund, besonders meine Frau, haha! Nun, wo Sechse essen, hat auch das Siebente Platz. Die Größern lernen brav, 'sist wahr. Es ist zum Wunder; sie kennen die ganze Welt, und schwatzen ganz gescheid davon."

„Ach freilich, die Welt kennen sie, aber den Himmel? den Himmel, mein guter Freund? O unsre Schulen! O unsre straußischen Schullehrer! Schreckliche Zeiten! Erbarmungswürdige Kinder!

Arme, arme Eltern! Besser's Gott! Auf Wiedersehen, Hs. Ulrich, auf Wiedersehen!"

Der wohlgenährte Herr Pfarrer watschelt während diesen Ausrufungen aus dem Stall, über die Felder, der Heimat zu. Der Bauer schaut ihm sehr betroffen nach. Die letzten, schweren Worte des „Heeren" klingen ihm gar beängstigend in den Ohren; er sieht ihn immer noch die Hände falten und die Augen verdrehen: „Hm!" meint er endlich, und schüttelt mit dem Kopf und kratzt in den Haaren, da ihm der Floh, den ihm der Pfarrer hinters Ohr gesetzt hatte, viel zu schaffen gab: „Hm! Nein, mit dem Schullehrer, da hat der Pfarrer, beim H . . . .! unrecht; das ist erlogen, beim Str . . .! das ists. Hm!" Dann geht er sinnend nach dem Stall, indem er mit seiner grollenden Baßstimme Allerlei vor sich hin brummt. Schon als er sich zum Melken hingesetzt hatte, saß er noch lange Zeit grübelnd und unthätig auf dem Stuhle. Endlich kam er mit sich ins Reine: „Kesselflicker? — Gemeindschreiber? — Sündengeld? — federlecken?" fragte er sich, den Finger an die Nase legend: „Aha, du Str . . . . Pfaff, bist du darum so freundlich? Nun, macht was ihr wollt; mich sieht Niemand in der Kirche heute."

XVIII.

Herr Pfarrer Zopf von Kronach war's, der dem Grubenbauer auf dem Weiler draußen den Morgenbesuch gemacht hatte.

Vor zehn Jahren noch hätte man eine solche Visite als ein Ereigniß betrachtet, jetzt aber war das ein ganz gleichgültig Ding; denn auch der schlichte Bauersmann fing an einzusehen, daß denn doch der „Heer" und der Herrgott Zweierlei seien, und daß die Ehrfurcht, die er dem Herrn Pfarrer erweise, noch lange keine Gottesfurcht sei. Einst, ja, da hatte man den Pfarrherrn sehr gescheut, sehr gefürchtet; jetzt wollte man ihn lieben und achten,

wollte man sich vertrauensvoll an ihn anschließen, wie an einen Apostel des Evangeliums, wie an einen Lehrer des göttlichen Wortes; allein das gefiel nicht jedem Geistlichen, und Mancher hätte die Liebe um die Furcht vertauscht, denn die Liebe zwischen Hoch und Niedrig gehörte in ihrem Wörterbuche zum Straußenthum, indeß die Furcht ein ächtes aristokratisches Kleinod war, das eine sorgfältige Pflege wohl verdiente. Früher saß der Pfarrherr auf seinem Pfarrhofe, gleich einem unumschränkten Fürsten auf seinem Schlosse; nur aus heiliger Ferne erblickte der Bauer dann und wann einen Zipfel des schwarzen Frackes, und ihn überkam dann ein Gefühl, wie den Katholiken, der das Bild seines Schutzpatrons im Tempelschmucke erblickt; jetzt aber, seit dem schönen Ustertage, hatte sich das Leben des Volkes ganz anders und neu entfaltet. Nicht der Pfarrherr allein regierte mehr im Dorfe, nicht sein Wille allein war mehr Hunderten ein Gesetz; seine Allmacht war gebrochen: Staat, Kirche und Schule wurden von nun an durch treffliche Gesetze regiert, und ihr Wort wars allein, dem der Bürger zu gehorchen hatte, und bei dem er sich immer wohler befand. Jetzt war nicht nur derjenige der Bevorzugte, der Begünstigte, der die größten „Hammen" ins Pfarrhaus schickte oder den dicksten Geldsack aufwies; der Aermste war dem Reichsten gleichgestellt, kein Stand genoß mehr Vorrechte, als der andere, und nur Talent und Rechtschaffenheit entschieden, wenn Kantonal- Bezirks- und Gemeindsbeamtungen besetzt werden mußten. Immer mehr und mehr lernte das Volk in dieser neuen Schule; das innere Leben und Wesen eines wahren Freistaates kam ihm nach und nach zum Bewußtsein, und es gebrauchte seine Gewalt neun segensreiche Jahre lang verständig und gerecht.

O das war eine schöne Zeit des Schaffens und Zusammenwirkens! Diejenigen Männer der bedrückten Landschaft, die ein ganzes Leben daran gesetzt hatten, um ihrem Brudervolke die Entscheidung über das Wohl und Wehe des Vaterlandes in die eigenen Hände zu legen, sie durften es nicht bereuen; das Ziel,

war aufs Schönste erreicht. Wer denkt nicht gerne zurück an jene schaffenden Jahre, an jene erste Zeit der Zürcher'schen Freiheit, wo in den Familien, in den Gemeinden, im ganzen Kanton noch Alles Ein Herz und Eine Seele war, und dem Himmel für die Erlösung aus der aristokratischen Knechtschaft dankte. Eine Wunderkraft lebte damals im Volke und seiner Regierung, eine Kraft, die in Einem Jahre mehr Schönes, Edles und Großes schuf, als die Vorzeit in einem Jahrtausend nicht zu wege gebracht hatte.

Gewiß, nur ein Volk, das sich selbst regiert, ist wahrhaft frei. Allein, daß es dazu befähigt werde, müssen auch die Fesseln des Geistes fallen; nur ein geistig freies Volk wird bleibend sein eigener Herr, auf ewig entrissen der aristokratischen Bevormundung. Das hatten die Männer der Dreißigerjahre auch erkannt, und eine neue Schule geschaffen, die bald der Stolz jedes redlichen Bürgers wurde. An die Stelle des alten quälenden Schlendrians trat ein lebendiges, naturgemäßes System, und unter dem Schutz wohlthätiger Gesetze erblüheten rasch und jugendlich die köstlichsten Bildungsanstalten in allen Gemeinden des Kantons.

Tausend Wohlthaten erhielt das Volk aus den Händen seiner Vertreter, die es selbst aus seiner Mitte gewählt. Freilich geschah's auch, daß es oft das Gute nur ungern annahm; es erkannte noch nicht, was zu seinem Glücke diente, und hing oft mit närrischer Liebe an dem Alten, Herkömmlichen, das nicht mehr in die neue Zeit paßte. Ja, einem Theile mußte manche Wohlthat geradezu mit Ernst aufgedrungen werden. Endlich aber war das schöne Werk im Gange. In Jugendkraft lebte das Land; Friede und Freude, Eintracht und Freundschaft waren heimisch zu Berg und Thal; Handel und Fabrikation erblühten rings im Lande; Kunst und Wissenschaft schlugen rings ihren Wohnsitz auf; Gewerbe und Landwirthschaft trugen reichen Segen ein; der Kanton Zürich war gepriesen und beneidet vor allen andern Kantonen der Eidsgenossenschaft; noch zehn Jahre solchen Wirkens und er

hätte die alten Uebelstände alle verschwinden gemacht und eine goldene Zukunft bereitet für Kind und Kindeskind; — da — kam die Straußiade. Aristokratie und Pfaffenthum jauchzten Halleluja und windbeutelten dem Volke die höchste Religionsgefahr vor, wiegelten einen verführten Haufen zum blutigen Aufruhr auf, und — machten siegreich den ewig gebrandmarkten — **6. September 1839.**

Pfui! Ich vermag es nicht, des Zürchervolkes Thorheit und Schande noch einmal niederzuschreiben.

Einst überblickte ich von einem Hügel eines der schönsten, gesegnetsten Thäler des herrlichen Schweizerlandes. Die Aehren wogten auf den Kornfeldern, die Wiesen prangten in üppiger Fülle, der Weinstock, der Obstbaum, der Garten, Alles, Alles versprach die reichste Ernte. Da zog's sich am Abendhimmel grau zusammen, Wolke an Wolke thürmte sich auf, die Sonne verdeckte sich, grollend rollte der Donner fernher, und ein gräßliches Tosen kam immer näher. Erbebend faltete ich die Hände, und blickte hinauf zum blauen Himmel über meinem Haupte: „Vater, sei gnädig in deinen Wettern!" — Um mich her wehte kein Lüftchen; nur die Grashalme zu meinen Füßen zitterten, als ob Leben in ihnen wäre, und die Vöglein eilten zu ihrer Brut. Da stürmt der Orkan herauf, das Tosen wird schrecklich, Tropfen fallen, einzelne Schläge folgen, der Himmel öffnet sich und speit Flammenströme aus, prasselnd, dicht fallen die Schlossen nieder, und Donner um Donner erschüttert die Hütte, in welcher ich Obdach gesucht. Nach einigen Minuten trete ich wieder hinaus: Alles hin! Alles zerschlagen, zerfetzt, zerrissen! Das Paradies zur Wildniß, der Frühling zum starren Winter umgewandelt.

Unwillkürlich mußte ich am Abend des 6 Septembers 1839 an jenes Gewitter denken; denn so sah es damals im Kanton Zürich aus. Ein einziger Tag, eine einzige Stunde hatte über die jungen Schöpfungen des neuen Staates furchtbar entschieden.

Wie das möglich gewesen? was das war? Ich verweise den

Leser auf mein früheres Büchlein *), daraus wird ihm klar werden, daß nur ein ungeheurer Volksbetrug einen solchen Schandpfahl in Zürichs Geschichte setzen konnte.

Die Regierung war verjagt; die Stadt Zürich besetzte wieder die leer gewordenen Stühle. Ein neuer Großer Rath, der zu Allem, was der Regierungsrath that, Ja sagte, war eingezogen in die Hallen des Rathhauses. Die Aristokratenblätter speiten all das seit 10 Jahren gesammelte Gift aus über die freisinnige Partei. Keine Lästerung, keine Lüge, keine Verleumdung wurde gespart, um die abgetretenen Mitglieder der Regierung, um alle die, denen Bürgerehre und Bürgereid heilig war, zu verunglimpfen und zu besudeln. Dem betrogenen, siegestollen Haufen wurde stetsfort von Religionsgefahr und Rettung des Christenthums gepredigt, und dasselbe listig gehätschelt, belobt, und durch niedrige Schmeicheleien und Hetzereien von der Kanzel her gegen seine Brüder aufgereizt. Es war eine schreckliche Zeit damals im Vaterlande. Die Anhänger der dreißiger Jahre mußten sich unter das neue, gewaltsam aufgedrungene Regiment fügen. Betäubt und verwirrt durch den schweren Schlag lag die ganze Partei muthlos darnieder. Es schien anfangs, als sollten die niedergerissenen Stadtmauern und Wälle wieder aus der Erde wachsen, das Stadt- Zopf- und Pfaffenregiment aus alter Zeit wieder in Pomp und Glanz zu den Thoren hineinschreiten, um da triumphirend seinen bleibenden Sitz aufzuschlagen. Der Freisinn hatte Schiffbruch gelitten, und noch immer schwankten seine Trümmer auf den sturmbewegten Wellen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn sich nicht endlich doch die Partei zu neuem, ernstem und entschiedenem Kampf gerüstet gezeigt hätte.

Der Volksschullehrerstand war's, der zuerst wieder auf festem Lande Fuß faßte. Von ihm ging das erste und entschiedene

*) „Drei Nächte aus dem Leben eines Zürcher'schen Volksschullehrers von Hans Lebrecht. Neumünster (K. Zürich) bei J. Fr. Heß."

Lebenszeichen der liberalen Opposition aus. In der Schulsynode zu Winterthur, am 31. August 1840, erklärte dieser Stand zu Handen der neuen Ordnung, zu Handen der Geschichte, „daß er die meisten Anordnungen &c. im Schulwesen, die seit dem 6. September 1839 vorgenommen worden, für höchst betrübende und nachtheilige Rückschritte halte."

Tausende und Tausende der Betrogenen im Volke erwachten nach und nach aus dem Zustande der Tollheit zum gesunden Leben und bereuten ihre Theilnahme an dem Verbrechen des Hochverraths. Ihre Erwartungen waren getäuscht, und sie sehnten sich nach der Gelegenheit, wo sie ihren Fehler wieder gut machen konnten. Von Tag zu Tag kräftigte sich nun die Opposition. Bei Sängerfesten fanden sich die Getreuen wieder, und laut und offen redete man da von dem Revolutionstag als einem unheilvollen, schändlichen Frevel.

Am 22. November 1840, an der Jahresfeier des Ustertages, beschloß in Bassersdorf eine Versammlung von 8000 Bürgern eine Zuschrift an den großen Rath, die folgendermaßen begann: „Wir sprechen unsern Abscheu aus über die schmählichen Frevel, welche im September vorigen Jahres an unserer aus dem Volke hervorgegangenen Verfassung verübt worden sind &c."

Nun kam der Aargauer Klosterhandel.

Da die Pfaffen und Aristokraten vermittelst der Religionsgefahr in Zürich so glänzend gesiegt hatten, so probirte man das glückliche Mittelchen auch in andern Kantonen. So spielten Solothurn, Aargau, St. Gallen, Genf, Tessin und Luzern den Zürichputsch nach. In letzterm Kanton schlug der Versuch glänzend aus, in St. Gallen gelang derselbe auch zum Theil, in den übrigen Kantonen aber verbrannten sich die Urheber tüchtig die Finger. Im Aargau hatten die Klosterpfaffen lange im Dunkel an dem Netz gewoben, in welchem sie die freisinnige Regierung fangen wollten. Endlich glaubten sie ihr schändliches Werk reif zur Aus-

führung. Die Klöster predigten Aufruhr, läuteten die Sturmglocken, bewaffneten das fanatisirte Volk und führten es in den Kampf gegen seine Obrigkeit. Gott, der Allgerechte, vernichtete das schmähliche Höllenspiel! Die Klöster, diese Herbergen des Müßiggangs und Hochverraths, wurden aufgehoben. Die ganze Pfaffheit schrie Zetter-Mordio und heuchelte und lamentirte über Bedrückung der Unschuld. Die Tagsatzung sollte helfen. Himmel und Hölle wurden in Bewegung gesetzt. Der reformirte Große Rath von Zürich gab seinem Gesandten eine katholische Instruktion und machte Gemeinschaft mit den Beschützern der Klöster. Dem Aargau sollten seine Aufrührer, seine unnützen Schwelger wieder aufgedrungen werden. Die Tagsatzung kam zu keinem Beschluß. Bald sollte Zürich eine zweite Gesandtschaft abordnen; man wußte, was zu erwarten stand. Da versammelte sich das Volk des Kantons Zürich in Schwamendingen, um auch ein Wort in diesem Handel mitzusprechen.

Wer von Euch, Ihr Zwanzigtausend! die Ihr an jenem wahrhaften Sonntag in Schwamendingen tagtet, schreibt nicht jene Erinnerung als die schönste seines Lebens in sein Gedenkbuch?

Den Aristokraten in der Stadt wackelten an diesem Tage die Zöpfe vor Todesangst; sie fürchteten ein Seitenstück zum 6. September. Wer selbst nicht ehrlich ist, traut die Schlechtigkeit auch Andern zu. Nein, das haben die Liberalen bewiesen, daß ihnen ein Meineid kein Spielwerk ist; diese sogenannten Straußen tragen ein Gewissen, einen Glauben an eine gerechte Vergeltung in der Brust.

Vor der Schwamendinger Versammlung spottete der Oestliche Beobachter: „Was will denn das Dutzend radikaler Wühler? Was schreien die paar Buben? Soll man den Flegeln die Ruthe geben, oder einen Tritt, wie einem ungezogenen Hund?" dann als die Schwamendinger Furcht ein wenig nachgelassen, meinte er: „Pah, die Versammlung! Warens doch meistens nur Tirolermaurer!" Bürkli, der christlichste aller Zeitungsschreiber, aber verwandelte die 20000 in 6000, und machte die Hälfte da-

von zu deutschen Handwerksgesellen, die übrige Hälfte zu Neugierigen. Nun, die beiden sollten bald enttäuscht werden. Näher und näher rückte der Maitag 1842.

An diesem Tage sollte das Volk in seinen Zunftversammlungen einen neuen Gr. Rath wählen, da die Amtsdauer des Septemberrathes nicht weiter reichte. Die Aristokraten zitterten, die Liberalen hofften, und Beide mit Recht. Die Letztern konnten nur gewinnen; die Erstern aber all das sauer Errungene verlieren.

Die liberale Partei bereitete durch ihre trefflichen Organe, den „Republikaner“ und „Landboten“, den Entscheid des wichtigen Tages vor. Muthig hatten beide Blätter seit dem gewaltsamen Umsturz gekämpft, tapfer waren sie im Feuer gestanden, und ihren Redaktoren hat die Partei einen großen Dank abzutragen. Unermüdlich, mit gepanzerter Brust und ehernem Arm, brach der ewig junge Snell die giftigen Lanzen der aristokratischen Lügenpresse, wie Strohhalme, entzwei. Es war die schönste Zeit dieses Blattes, jene Zeit des ernsten Kampfes und Sieges gegen eine siegestolle Uebermacht. Die Partei war zersprengt, aufgelöst, vernichtet; sie erstand wieder, horchte der Stimme des weisen Führers, und scharte sich zusammen, eine Phalanx, stark und mächtig. Auch der Landbote, der anfangs nur als schlichter Knappe ins Feld zog, verdiente sich bald den Ritterschlag und reifte in kurzer Zeit des Kampfes zum Helden heran. In tausend und tausend Hütten, in tausend und aber tausend Herzen drang sein schlichtes, einfaches Wort der Wahrheit, und bald wurde er der Liebling des Volkes. So gerüstet erwartete die mißhandelte, verspottete, ausgeschlossene Partei der Liberalen den Wahltag, auf Gott und den gesunden Sinn des Volkes vertrauend.

Die öffentlichen Organe der Aristokraten waren die alte „Bürklizeitung“, die fortwährend Personen besudelte, höchstselten aber Grundsätze oder Lebensfragen besprach. Religionsgefahr und Heuchelei würzten jede Numer von A bis Z. Besonders aber rochen stets eine Menge rasender Einsendungen nach der geistlichen

Kutte. In ihr Schlepptau hingen sich dann die famösen „Zürcherblätter.“ Was man sich Schimmliges, Anrüchiges, Stinkendes denken kann, das fand hier seine Ablage. Pfui! — Der „östliche Beobachter“, geschrieben von einem Deutschen, der sich für einen Heiland ausgab, dabei aber ein Leben führte, wie weiland König Sardanapal, lustigen Angedenkens, und der von dem weisen Salomon die Freude an den Kebsweibern ererbt hatte. Zu diesem „Messias“ hatten die bedrängten Aristokraten ihre Zuflucht genommen, hoffend, wenn ein Heiland selbst zum Volke spreche, könne der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Sie, die stets über die Fremden lästerten, warfen sich selbst in die Arme eines Fremden, öffneten ihm Herz und Beutel, streuten ihm Weihrauch, und verehrten ihn, wie die Juden einst das goldene Kalb, und ließen sich von ihm und seinen „Jüngern“ bethören. Gescheider war er jedenfalls, als alle seine Anbeter, aber grob, göttlich grob, wie der Sauhirt in der Odyssee, das war er daneben auch. „Buben“ und „Knaben“ wurden von nun an im Beobachter alle Gegner geheißen, ein neues Himmelreich prophezeit, eine „Wissenschaft der Welt“ verheißen, allein — man harret heute noch auf Beides; obgleich sein „Freund“ und Beschützer, ein Staatsrath, ihm 6000 fl. darauf voraus bezahlte. Das Beste am Beobachter war, daß er nicht gelesen wurde.

Näher und näher rückte der 1. Mai. Nur noch einige Wochen waren bis dahin. Im Lande rings war eine Aufregung, die unbeschreiblich ist. Alles, Weib und Kind sogar, sah bang dem wichtigen Tag entgegen. In allen Gemüthern gährte es. Mit Wahlgedanken legte man sich zu Bette, mit ihnen stand man auf, und vergaß darüber das Gebet. Wo man hinkam, auf dem Felde, am Wirthstisch, in der Kirche, auf dem Gemüsemarkt redete man nur von Einem: von dem Wahltag. Eines aber steht fest, und kann von Niemandem umgestoßen werden: die Ehre des Stimmenbettelns, des heimlichen Treibens, des Einschüchterns und Betrügens kommt nur jener Partei zu, die eine selbstsüchtige, schlimme

Sache zu verfechten hatte, der Partei der Aristokratie. Wo das Glaubenskomité noch im sumpfigen Boden wucherte, fing es sich wieder an zu regen; von der Stadt aus, die mit gutem, oder vielmehr schlechtem Beispiel voranging, wurden in den Gemeinden Wahlkomités organisirt, in heimlichen Vereinen die Karten gemischt und vertheilt, Schliche und Ränke erfunden, um den Wählern Sand in die Augen zu streuen. In tausend und tausend Exemplaren wanderten gedruckte Wahl-Vorschriften, Regeln und Gebete auf die Landschaft hinaus. Die Unmündigen und Weiber mußten für die Stadt ein glückliches Wahlergebniß vom Himmel erflehen. Ja, wäre noch die Bevölkerung der Landschaft unmündig gewesen, wie vor 1830, so hätten die Städter kein Wahlgebet vonnöthen gehabt. Das Landvolk sollte den Städtern wohlgefällige Wahlen erbeten. Ein ächtes Jesuitenstücklein! Auf den Kanzeln war die Religionsgefahr stehendes Thema: „Wählet keine Straußen! Wählet Christen!“ tönte es in den Gotteshäusern: „Verschreibt euch nicht dem Teufel und seinem Gelichter!“ — Ein Hauptspecktakelstück ersannen die „Christlichen“ noch kurz vor dem Maitag: dem Volke von Pfäffikon und der frommen Umgegend wurde aus heiligem Munde verkündet, daß Gott sich durch eine 15jährige Prophetinn aller Welt zu offenbaren gedenke. Tausende strömten dem Mirakel zu und wurden von einem fieberkranken Mädchen, Regula geheißen, zur religiösen Besserung, zur Buße und zum Festhalten am Glauben ermahnt; es prophezeite dem Zürcherischen Volke schreckliche Gerichte, wenn diese Mahnung fruchtlos bliebe, und wollte die am 6. September Gefallenen zu oberst im Himmel mit goldenen Kronen gesehen haben. Das Mädchen hätte in einen Spital gehört; allein man fand es für besser, eine Komödie mit ihm aufzuführen, um die Vogelscheuche Religionsgefahr dadurch wieder neu aufzustutzen. Den Verzückungen und öffentlichen Predigten des Mädchens wohnten gewöhnlich der Glaubens-General, Pfarrer Hirzel von Pfäffikon, und die Pfarrherrn von Hittnau und Sternenberg bei, und richteten allerlei lockende Fragen an das kranke Kind.

Solche Mittel waren es, die der einen Partei zum Sieg im Wahlkampfe verhelfen sollten, und wahrhaftig, man muß ihr nachreden, daß sie den Vorwurf der Unthätigkeit nicht verdient hat.

Nehmen wir den Faden unsrer Erzählung wieder auf.

XIX.

Zwei junge Männer, der Lehrer Hell von Kronach und Dr. Bürgi von Goldau, lustwandelten am frühen Morgen in der Maienflur.

Die Beiden sind meinen Lesern schon aus meinem frühern Büchlein wohl bekannt. Noch immer waren sie durch die treuste Freundschaft brüderlich verbunden. Schullehrer Hell hatte sich bald wieder die Zuneigung der redlichen Bürger seiner Gemeinde erworben, und lebte seit jenen Unglücksnächten von 1839 im besten Vernehmen mit seiner Schulgenossenschaft. Wer ihn kannte, liebte den gebildeten Mann, und gönnte ihm auch sein häusliches Glück, das ihm seine Marie geschaffen. Nur einzelne blinde Politiker in der Gemeinde, voran der Pfarrer, haßten ihn und suchten ihn bei jeder Gelegenheit zu verunglimpfen und zu verfolgen. Er wußte das und ließ sie gewähren; sein Ruf als Lehrer und Bürger war so fest begründet, daß ihm das Gerede und Getreibe seiner Gegner Nichts zu schaden vermochte. — Bürgi, der Brausewind, obgleich er jetzt selbstständig war, war immer noch der Alte, immer noch der bewegliche, lebensfrohe Freund. Vor zwei Jahren starb sein Prinzipal, und Bürgi hatte mit großem Geschick dessen Praxis übernommen. Sethi, die Tochter seines verstorbenen Herrn, schon lange seines Herzens Auserwählte, reichte dem jungen Arzt ihre Hand und machte sein Glück vollkommen. Weit und breit in der Umgegend war er beliebt und gesucht; selbst die alte Jungfer Mathilde im Pfarrhaus Kronach, wer sollte es glauben! setzte in seine Kunst alles Vertrauen, und hatte ihn

unlängst auf den Pfarrhof gebeten, als sie an einem Gallenfieber litt.

Die Beiden sind im Gespräch begriffen:

„Hol's der Hürlimann!“ lacht Bürgi hell auf: „du schüttelst ja die Verse wie aus einem Sack heraus. Wo Teufels nimmst du nur so geschwind all das Zeug — die Bilder, die Worte, die Füße, die Reime her? Ihr Poeten seid entweder Hexenmeister, oder Hansnarren. So aus dem Stegreif ein Lied hübsch rund gedrechselt, Gedanken, so eingeschnürt und frisirt, wie ein Stadtjüngferchen, herzudeklamiren, das wäre ich mit allen Kräften nicht im Stande.“

„Aber warum Hansnarren?“ fragte Hell lachend.

„Nun, die Somnambülen, die Propheten-Nägeli u. dergl. dichten auch in ihren Verzückungen, daß Einem oft der Verstand stille steht. Wie hat dein Schlußvers geheißen?“

„Engelhände haben es geschrieben
Rings auf jedes Blüthenblatt:
Mensch, der Vater kann nur lieben,
Was er selbst geschaffen hat!“

„Das ist schön, bei'm Hürlimann, das ist schön! Aber straußisch ists, Freund Hell, straußisch. Dein Pfarrer würde singen:

„Gott wird Jedem zürnend fluchen,
Wer einmal gesündigt hat.“

Hahaha! Am Ende steckst du mich mit deiner Dichterei auch noch an. Das sind, auf Ehre, die ersten Verse, die ich in meinem Leben gemacht habe.“

„Siehst du,“ lächelte Hell, „daß meine Behauptung richtig ist: In jedem Menschen glimmt ein solcher Himmelsfunke; es bedarf nur der Anregung, so bricht das heilige Feuer im Busen zu hellen Flammen aus.“

„Am Ende wär' ich also auch Einer von dem Dichtergelichter? Haha! schon wieder ein Reim! Aber der Kukuk: Ein Spatz macht noch kein Sommer.“

„Probir's mir zu liebe einmal ernsthaft, Freund, das heißt, wenn du eine Viertelstunde lang ernsthaft sein kannst.“

„Pah! meinst du, ich würde Psalmen, Oden, Hymnen und derlei Süßigkeiten für alte Weiber dichten? Bewahre! Nichts als Trinklieder, Schnurren, Hanswurstiaden und tolles Zeug! Ich hielte mich zu der Gattung der Blumauer und Langbeine. Was scheeren mich euere Seufzer und Thränen! Zum Lachen, zur Fröhlichkeit sind wir auf der Welt; das heißt für Leib und Seele sorgen und seine Zeit gut anwenden. Dächten doch die thörichten Menschen alle so, so könnten wir Aerzte unsere Rechnungen bald kürzer schreiben.“

„Nun, meinetwegen! du scheinst mir auch wirklich nicht zum Psalmendichter geboren zu sein. Dichte meinetwegen Schnurren, aber schilt mich nicht immer und spotte nicht über die göttliche Dichtkunst.“

„Das heißt,“ lacht Bürgi: „Gib meinem Steckenpferd nicht Eins ans Bein! Weißt was, dir zu Gefallen will ich auch einmal ein Lied dichten, und das auf der Stelle, damit du mich nicht länger für einen Kannichts, für einen Einfaltspinsel hältst.“

Er nimmt die Brieftasche heraus und setzt sich ohne Weiteres auf den Boden: „Da,“ fährt er fort, „setz' dich her zu mir ins Gras und schaue mir zu! Du sollst mir dann mein Lied in Musik setzen, und noch heute singen wirs unsern Frauen vor; die necken uns doch immer mit unsern Morgenfahrten; sie sollen dann sehen, daß wir unsere Zeit gut anwenden.“

„Nun, du ewiger Schwätzer, so fang' doch an!“ reizt Hell.

„Ja, was soll ich schreiben? Da steht der Ochse am Berg. Gib mir eine Aufgabe, ein Thema, aber etwas Lustiges! Verstanden? sonst pfeife ich auf die ganze Dichterei.“

„Besing die Weiber, die Freude, den Tanz, den Wein!“

„Richtig, ein Trinklied,“ sagt da Bürgi, und starrt eine Weile auf das Papier hin; „Zum Henker, die holde Muse flüstert

mir keinen Pfifferling ins Ohr!" sagte er dann: „Halt! jetzt gehts: Saft, Kraft, Strauch — Strauch — Bauch."

Hell schaut ihm mit einem Schalksgesicht über die Achsel zu, indem Bürgi sehr ernsthaft schreibt:

„Herr Lustigmacher Rebensaft,
Du gibst dem Menschen —

Da hinkts; Kraft soll's heißen: aber 's fehlt ein Fuß."

„Wunderkraft," hilft Hell ein, und Bürgi schreibt:

„— — — — Wunderkraft;
Dein Blut, o edler Traubenstrauch,
Das wirft den Trinker auf den Bauch."

„Göttlich! Prächtig!" lacht Hell unmäßig: „auf den Bauch, auf den Bauch! Was werden die Frauen für eine Freude haben, wenn wir dein herrliches Lied singen! Ich weiß dir schon eine Melodie dazu. Kennst du die Weise von dem Schließmarktlied: „„Und du, mein liebes Publikum, ach bring doch keine Kinder um!"" Exzellent! das gibt ein Kapitalstück!"

„Was Teufels, bist du närrisch?" frägt Bürgi verwundert, denn so ausgelassen fröhlich hatte er den Freund noch selten gesehn.

„Schreib' doch fort!" entgegnet Hell und hält sich die Seiten vor Lachen: „'s wär ja Sünd und Schade um den rührenden Anfang."

Bürgis Augen überfliegen rasch die Zeilen noch einmal; plötzlich lacht auch er hell auf, reißt das Blatt heraus und springt vom Boden auf: „Diese Lehre will ich nicht vergessen," sagt er: „Ich weiß jetzt, daß ich wol ein gutes Rezept, nicht aber ein gutes Gedicht zu schreiben vermag. In Zukunft dichte du und der Hürlimann; ich ziehe vor deinem Talent demüthiglich den Hut; aber daß du so ein heimtückischer Schlingel wärest, hätte ich nicht geglaubt."

„Das war ein Stückchen nach deiner Art, Herr Gevatter."

„Daß ich mich aber auch beschwatzen ließ!" brummt Bürgi im Weitergehen, fällt dann aber auf einmal lachend in seinen ge-

wöhnlichen Karakter, faßt den Freund unterm Arm, und singt mit heller Stimme: „Auf, ihr Brüder laßt uns wallen“ rc.

„Sieh doch dorthin,“ unterbricht ihn der Lehrer und zeigt in die Ferne: „Ist das nicht der junge Günthard, der dort hinter die Hecke bei des Wirths Scheune schleicht?“

„Aha!“ entgegnet der Arzt, „der paßt auf des Leuenwirths Nanni.“

„Die Beiden hängen trotz allen Hindernissen aneinander wie Leib und Seele. Ich möchte dem wackern Jüngling sein Glück doch von Herzen gönnen.“

„Er bekommt das Mädchen gewiß nicht, so lange der Alte die Augen offen hat. Die beiden Väter würden sich ja vergiften, wenn es anginge.“

„Man sagt, der Wirth sei oft sehr leidend. Vielleicht daß er nicht lange mehr lebt.“

„Ach, das ist ein zäher Kerl. Freilich laborirt er an einer Leberkrankheit; allein er kann noch lange leben, und die Liebesleutchen könnten unterdessen verschimmeln. Schau, schau! Hol mich der Daniel! Dort hinter der Scheune schimmert ein weißes Tuch; sie winkt ihm. Hei! wie fliegt der Bursche über die Wiese hin! Glück zu! Ich wollte, daß ich an seiner Stelle wäre! Die Nanni ist ein wetterhübsches Kind; weit und breit im Thale kein feineres Mädchen. Schau, sie schleichen hinter die Hecke, wie Schelme, die ein böses Gewissen haben. Wenn das die Alten wüßten!“

„Der Präsident Günthard weiß von seines Sohnes Wünschen, und hätte gar Nichts mehr dawider, wenn die Heirat zu Stande käme. Er hat sogar vor acht Tagen seinem Erbfeinde, Nannys Vater, offen und ehrlich die Hand zur Versöhnung dargeboten, und auf die Verbindung der Kinder hingedeutet; allein der Leuenwirth hat ihm kurz und grob erwidert: „Mit einem solchen straußischen Hallunken will ich weder Frieden noch Freundschaft.“ Drauf kehrte er dem Präsidenten den Rücken, und ließ ihn stehen. Das ist draußen auf dem Felde geschehen. Gestern

nach der Gesangübung hat mir's der trauernde Jüngling selbst erzählt."

„Der Alte ist eben auch Einer von den Maulheiligen. Wenn ich der junge Mann wäre, so fragte ich dem alten Beelzebub den Teufel nach, und heiratete sein Kind doch. Er soll ihr's einschwatzen, daß sie dem Isengrimm fortläuft. Hat doch der Günthard vollauf zu leben."

„Der Jüngling dauert mich um so mehr, da er ein sehr aufgeklärter, thätiger Mann ist; auch hat das Verhältniß der Liebenden viel Aehnlichkeit mit dem Geschick, das ich mit meiner Marie erduldete, ehe uns der Himmel vereinigte. Neben altem, eingewurzeltem Haß sind auch hier die politischen Leidenschaften mit im Spiel, und zerstören kalt das Glück zweier, für einander geschaffenen Seelen."

„Weiß's wohl. Der Isengrimm ist ein gewaltiger Zopf; der Präsident aber ein ächter Liberaler."

„Ach, die Feindschaft datirt sich eigentlich schon aus der Jugendzeit der Väter. Die Beiden bewarben sich damals um die Tochter des Lindenmüllers in . . . .; Günthard siegte über seinen Nebenbuhler und führte sein Liebchen heim. Es war seine erste Frau. Sein Gegner schwor ihm ewigen Haß, und war seit dieser Zeit stets auf Rache bedacht. In der Leidenszeit von 1804 wurde Günthard der Regierung verdächtigt, eingezogen und 4 Jahre lang ins Zuchthaus gesteckt. Man behauptet, der Leuenwirth habe dabei die Hand im Spiele gehabt. Als die Straußiade begann, brach auch die Feindschaft zwischen den Beiden aufs Neue aus. In einer Septembernacht wurde dem Günthard ins Haus geschossen, alle Fenster wurden zerschlagen, und als er seinen Hund auf die Frevler hetzte, packte dieser einen Knecht seines Feindes. Günthards Leben schwebte in jener Zeit in großer Gefahr; er mußte sich einige Wochen lang flüchten. Viel hatte er seither von seinem Gegner und dessen Anhängern zu leiden, bis wieder eine bessere Zeit für die liberale Sache in unserm Dorf anbrach. Günthard wurde zum Präsidenten gewählt, und seitdem ist die Kluft, die

die beiden Parteiführer auseinander hält, nur um so größer geworden."

„Steht nicht der Präsident Günthard auf eurer Wahlliste?"

„Freilich, als der Erste. Wir könnten keine bessere Wahl treffen; das ganze Thal achtet den biedern Mann."

„Wenn er nur gewählt wird, damit der dicke Lümmel von einem Heiligen, der Wirth, die Kolik drob kriegt! Was meinst du? Wie stehen bei euch die Aktien? Bei uns drüben siegen wir ohne die mindeste Sorge ganz prächtig."

„Bei uns ist's sehr zweifelhaft. Die Konservativen erlauben sich alle Mittel, seien sie auch noch so unehrlich, um im Wahlkampf Meister zu werden. Geld streuen sie aus wie Sand, versprechen den Wählern Arbeit, Kapitalien, alles Gute und Schöne, laufen sich fast die Füße stumpf, drohen mit Entziehung des Verdienstes, mit Aufkündung geliehener Gelder, mit Verdammniß und höllischem Feuer, und erwerben dadurch eine Anzahl jener Stimmen, die eigentlich wenig werth sind, jedoch den Ausschlag geben können."

„Und ihr?" spottet der Arzt, „ihr legt die Hände in den Schoß, wie alte Weiber? Machts ihnen nach! Ueberbietet sie an Schurkerei! Nein!" verbessert er sich plötzlich: „Nein! das nicht. Es wäre eine Schändlichkeit, durch die sich die Partei auf ewig brandmarkte. Aber die erlaubten, die redlichen Mittel sollte man bei Zeiten anwenden; in Vereinen sollte man sich sammeln und besprechen. Da haben die Unsern drüben auch dem Treiben der Gegner ruhig zugeschaut und erst gestern eine kleine Versammlung gehalten. Das ist ja zum Teufelholen! Schon seit Neujahr kriechen die Frommen in allen möglichen Winkeln herum; die sind nicht unthätig. Bei Gott, wir verdienen den Sieg nicht."

„Das hat man auch bei uns so gehalten. Erst gestern kamen wir zusammen, haben da unsere Wahlliste entworfen und uns durch Wort und Handschlag gestärkt zum ernsten Kampf. Keine Schleichereien, keine Winkelzüge, die das Licht zu scheuen haben! Offen,

ohne Hinterlist, dem Feind entgegengetreten, die gute Sache der beste Schild, der freie Wille die einzige Waffe! Sollten wir heute auch unterliegen, so werden wir Liberale trauernd, aber mit erhobenem Auge aus der Wahlschlacht ziehen; indeß die Sieger, eingedenk der verwerflichen Mittel, mit scheuem, zur Erde geschlagenem Blick sich des Sieges kaum freuen können. Ehrenhaftigkeit, das sei und bleibe des Liberalen Losungswort! Ehrenhaftigkeit, das sei der Stolz und Adel der Partei!"

„Ich wollte, daß ich in eurer Zunft stimmberechtigt wäre! Bei uns ists keine Freude; da ists von Anfang schon entschieden. Ich liebe mir aber einen ernsten Kampf mit gleichen Kräften, wo das Herz im Busen vor Erwartung bebt, wo alle Saiten der Seele, alle Fibern des Leibes in Aufregung zittern, wo bei Verlesung eines jeden Zeddels ein elektrischer Schlag durch den ganzen Menschen vom Wirbel bis zur Zehe fährt, wo auf all den Gesichtern die höchste Spannung in tausend Handschriften sich malt, wo die Geister sich aneinander auf Tod und Leben reiben — Hei! das wäre mir ein Festtag! Was ist das Leben ohne einen hübschen Grad von Gährung in den Adern? Laßt den phlegmatischen Duckmäusern ihre Freude am sanften Bächlein, das still und glatt durch die blumige Wiese seinen leisen Gang geht; ich aber, ich lobe mir einen hübschen Sturzbach, der über Felsen schäumt, einen zornigen Rheinstrom, der über himmelhohe Schluchten niederdonnert! Gewiß, Freund, ich habe mein Leben noch nie so geliebt, wie in dieser bewegten Zeit des Ringens und Strebens. Das heißt auch gelebt! Nur Schade, daß vielleicht alle diese Herrlichkeit mit dem heutigen Tag zu Ende geht. Mir ahnt, die Wahlversammlungen gebären uns so ein Mitteld
ing von einer politischen Zukunft, die weder uns, noch den Gegnern Blumen bringt; so ein Ding, das weder kalt, noch warm, weder süß, noch sauer ist, und das, zum Kukuk! das wäre das Schlimmste vom Schlimmen."

„Nun," entgegnet Hell ernst, „dann könnte dem zerrissenen

Lande vielleicht doch der Friede erblühen; die schweren Stürme müßten sich legen, und die Wunden könnten heilen. Eine Versöhnung der Gemüther, eine Annäherung der Parteien, wäre sehr zu wünschen, und gewiß harret schon Mancher auf die dargebotene Friedenshand, Mancher wünscht das unnatürliche, feindselige Verhältniß in den tiefsten Abgrund, und ist bereit zur Aussöhnung, zur Verzeihung. Das Beste ist zu hoffen, wenn der heutige Tag eigentlich keiner Partei ein Uebergewicht gibt."

„So!" stürmt der Arzt heftig auf den Freund ein: „So! Aussöhnung mit denen, denen das rauchende Bruderblut noch an den Fingern klebt! Handreichung den Aufrührern, den Meineidigen, die ihre Regierung verjagt! Verzeihung denen, welche mit dem Heiligsten, mit der beschworenen Verfassung des freien Volkes Schindluder treiben! Wer? Welche Partei hat Etwas zu verzeihen? Jetzt, da ihnen das Messer die Kehle kitzelt, jetzt wären sie geneigt zum Frieden! Nein, nein! Krieg! Kampf! bis sie gut gemacht, was sie gefrevelt! Dann, dann erst laßt sie um Frieden schachern!"

„Freund," entgegnete der Lehrer bewegt, „du vergißest, daß die Gegner bei Allem dem doch unsre Brüder sind, daß sie von einigen herrschsüchtigen Menschen betrogen wurden, daß sie in aufgeregtem, trunkenem Zustande gefrevelt. Ja, mit den wenigen Volksbetrügern, die das Feuer angefacht, keinen Frieden, keine Sühnung! die Schandthat ist zu groß, als daß ein schwaches Menschenherz sie vergeben könnte. — Doch," fiel er dem Freunde, der wieder losbrechen wollte, in die Rede: „Laß uns von Anderm sprechen! Was sollen wir uns erhitzen! Können wir doch morgen schon mit voller Gewißheit von Zürichs nächster Zukunft sprechen." „Der Teufel soll alle Zöpfe holen!" knirschte Bürgi immer noch erbittert, und hieb dabei mit seinem Stocke den Wiesenkräutern zu seinen Füßen die Köpfe ab, daß sie weithin flogen. Als aber Hell nun anfing zu singen: „Herr Lustigmacher Rebensaft," da stimmte der Arzt laut lachend selbst mit ein.

„Ei, was Hürlimanns kommt dort für ein Sonnenschirm von Goldau her?“ frägt Bürgi, als der Vers zu Ende gesungen war, und wies mit dem Stock nach dem Hügel hin, der vor ihm lag: „Ach, das ist ja meine schöne Patientinn, die Frau Pfarrerinn von Goldau! Das ist brav. Ich habe ihr Spatzirgänge in der frischen Morgenluft angerathen. Sie befolgt meine Vorschrift genau.“

„Sie kommt bei guter Witterung jeden Morgen ins Pfarrhaus herüber; wir treffen oft auf einander.“

„Die Trauerkleider hat sie auch abgelegt. Ich habe ihr das ebenfalls gerathen und ihr Fröhlichkeit und gesellige Freuden als die besten Arzneien für ihren Zustand empfohlen.“

„Was für ein Leiden quält sie eigentlich?“

„Ein verdorbener Magen und die tausend Uebel, die in seinem Gefolge reiten, nagen an dem armen Weibchen. Noch ein Paar Jährchen kann sie's treiben, dann heißt's: Lebe wohl, schöne Welt! Mich dauert der Pfarrer. Die Beiden leben recht glücklich mit einander.“

„'Sist Schade um sie,“ entgegnet Hell; „sie ist so freundlich und scheint so sanft.“

„Wie wärs, wenn ich einen Spaß anstellte?“ sinnt der bewegliche Bürgi: „Sie sieht uns nicht, hält der Sonne wegen den Schirm vor sich nieder; ich thue, als wenn ich sie für jemand Anders hielte, und gebe ihr einen herzhaften Kuß.“

„Plagt dich der alte Schalksnarr wieder?“

„Pah! Sie sagt's gewiß dem Pfarrer nicht. Ich thu's.“

„Sei doch gescheid! Das wäre wieder ein Streich, so toll, wie deine Krämerei Anno 39.“

„Larifari! Ich küsse sie. Punktum!“

„Du bringst ja mich mit deiner Narrheit ins Gerede!“ bittet Hell; aber Bürgi reißt sich mit Lachen los. Kaum zwanzig Schritte ist die Wandelnde noch entfernt:

„Luisa! liebe Luisa!“ ruft der Muthwillige mit verstellter Ueberraschung aus, und springt mit ausgebreiteten Armen der

jungen Frau entgegen. Sie hält den Fuß an, und noch ehe sie den Schirm ganz gehoben, hält er sie stürmisch umschlungen und drückt der Erschreckenden ein, zwei, drei Küsse auf die Lippen: „Kommst du endlich, du liebe, liebe Schwester!“ ruft er dabei aus; dann tritt er plötzlich, wie aufs Höchste erschrocken, zurück, reißt den Hut vom Kopf, und stammelt Etwas her von Verzeihung, von der erwarteten Schwester, von der täuschenden Kleidung, von großer Aehnlichkeit.

Der Schalk bat so herzlich, er verstellte sich so gut, die Geküßte lächelte, rückte den verschobenen Hut zurecht und reichte ihm die Hand: „Das muß eine geliebte Schwester sein, die Sie erwarten?“ sagte die blasse Frau.

„O Frau Pfarrer, wie gütig Sie sind! Bitte tausendmal um Entschuldigung! Die Schwester lebt in Schaffhausen, heute erwarte ich sie, habe sie seit einem halben Jahre nicht gesehen.“

Hell trat nun auch grüßend heran, da er sah, daß die Sache keine schlimmern Folgen hatte.

„Guten Tag, Herr Hell!“ erwiederte die Frau Pfarrer mit einem artigen Knix: „Ich habe mir's doch gedacht, daß der Jonathan nicht weit von seinem David entfernt sei. Lachen Sie doch den Herrn Doktor aus; er hat mich für seine Schwester angesehen, weil ich zufällig ein blaues Kleid trage. Es thut mir leid, daß ich ihm die Freude verderbt habe.“

„Recht beim Licht betrachtet,“ sagte Bürgi in ihren scherzhaften Ton eingehend: „Recht betrachtet, so bin ich froh, daß ich mich irrte. Es war doch eine recht süße Täuschung.“

„Sie, Schlimmer!“ sagte sie mit drohendem Finger, grüßte die Herren und trippelte weg.

„Wenn willst du doch einmal deine tollen Streiche lassen,“ sagte Hell, als sie weiter gingen: „Wenn ich's nun deiner Sethi erzählte!“

„Das will ich ihr selbst sagen. Ists denn eine so große Sünde, wenn man ein hübsches Pfarrersweibchen küßt?“

„Willst du es dem Pfarrer auch selbst erzählen?“

„Daß ich ein Narr wäre! Uebrigens ist er zu gescheid, als daß er darüber eifersüchtig würde.“

„Goldau hat an diesem Pfarrer Hirzel doch einen wahren Schatz. Wären doch alle Pfarrer so!“ seufzte der Lehrer.

„Daß er mit seiner Gemeinde Frieden hält, daß er ein lebendiges, vernünftiges Christenthum predigt, daß er die Kanzel nicht zur Aufreizung benützt, kommt ihn theuer genug zu stehen; die ganze Pfaffenschaft verachtet ihn dafür; auch euer alter Zopf, sein Schwiegerpapa, wünscht ihm alles Unheil an den Hals und verschließt ihm seine Thüre. Nun, darüber weiß er sich aber zu trösten. Ginge ihm doch jedes Glied seiner Gemeinde durchs Feuer, so hängt Alt und Jung mit Liebe und Vertrauen an ihm.“

„Auch die Schule in Goldau blüht durch das Zusammenwirken des Pfarrers und Lehrers aufs Herrlichste fort; das habe ich am letzten Examen aufs Neue bestätigt gefunden. Ach, bei uns ist das Alles anders. Wenn ich nicht so fest und entschieden mich wehrte, so ging es im Sturmschritt rückwärts nach der alten Psalmen- und Katechismuszeit. Letzthin muthete mir die Schulpflege zu, die alte Buchstabiermethode, jene Kinderqual, wieder einzuführen.“

„Ich ließe die Narren fordern und reden; thäte aber, was ich für gut fände. Weißt du, wie unser Pfarrer am 6. September sich über seinen aufrührerischen Kollegen von Pfäffikon äußerte?“

„Loben konnte er dessen Schandthat wahrlich nicht; so weit kenne ich ihn.“

„Ich war am Morgen im Pfarrhaus, als eine Nachricht um die andere kam. Der Pfarrer wollte durchaus nicht daran glauben, daß sein Amtsbruder, ein Diener des Friedens, sich an die Spitze der Aufrührer gestellt habe. Er erklärte die Sache für einen Irrthum, für Verleumdung. Da stürmt auch unser Lehrer zur Thüre herein. Mit bleichem Angesicht rief er sogleich dem

Pfarrer zu: „Wer hatte recht? Sie trauten ihren Kollegen nie einen so argen Schritt zu, und nun führt Pfarrer Hirzel von Pfäffikon den Aufruhr nach Zürich, benützt seine Stellung, das Wort Gottes dazu, das Volk zum empörendsten Verbrechen aufzureizen! O Herr Pfarrer, wer hat nun recht gehabt?" „Herr Müller" entgegnete ihm der Pfarrer, und auch er war blaß, wie die Wand: „Wenns wahr ist, daß Pfarrer Hirzel dieses Verbrechen begangen, so sollte man ihm den Kopf abschlagen.*)" Wir alle waren der gleichen Meinung, und ich bestätigte nochmals, daß ich selbst den Pfarrer an der Spitze des Zuges gesehen. Er wiederholte seine Aeußerung und blieb dabei."

„Das sieht dem rechtschaffenen Mann ganz ähnlich," entgegnete Hell. „Was hat aber euer dicke Zopf in jener Unglücksnacht gethan? Erinnerst du dich noch, wie er auf dem Kirchhof in Nachtrock und Schlafmütze Rebellion gepredigt, weißt du noch, wie er in seiner Seelenfreude an der Pfarrhausglocke Sturm läutete, während auch die Glocken auf dem Thurm ihr scheußliches Lied heulten? Rührt's nicht von ihm her, daß euer Stillstand voriges Jahr den Antrag an die Gemeinde brachte, daß der Kirchhof für Straußen und Heilige getrennt werden sollte? Hol's der Hürlimann! Hätte der Kanton fünfzig Pfarrer, wie unser Goldauer ist, so hätten wir keinen 6. September erlebt, und würden nie etwas Aehnliches erleben. Ihr freisinnigen Schullehrer solltet eure Buben Theologie studiren lassen, damit dafür gesorgt würde. Fast alle unsre Pfarrer sind Stadtbürger, haben nur das Interesse der Vaterstadt im Auge, und bekümmern sich um das Gedeihen der Landschaft keinen Pfifferling. Mit dem Zopf am Nacken sind sie auf die Welt gekommen, mit dem Zopf legt man sie ins Grab; kein Simson, kein Herkules wäre im Stande, ihnen den Haarbeutel auszureißen. Obgleich die Dreißiger-Regierung das Einkommen der

---

*) Wirkliche Aeußerung eines sehr ehrenwerthen, gemäßigten Geistlichen.

Pfründen verbesserte und solid feststellte, so lohnen sie derselben doch mit des Teufels Dank. 'Sist zum Todärgern! Und wie machen sie's euch, unsrer Lehrerschaft? Bringen nicht Bürkli und sein Beiwagen, ebenso die sogenannte christliche Schulzeitung, hieße besser Sauzeitung, bringen sie nicht regelmäßig lästernde Anekdoten, die darauf berechnet sind, den achtungswerthen Stand der Volksschullehrer zu erniedrigen, herabzuwürdigen und in den Koth zu ziehen! Wie plump wird dieses System nicht gehandhabt! Können die Katzen dabei doch nicht einmal ihre Krallen verbergen! Thoren und Feiglinge seid ihr, wenn ihr nicht Gleiches mit Gleichem vergeltet. Ihr hättet ja den Vortheil, daß ihr nicht zu lügen brauchtet, sondern nur Thatsachen aus der Zeit der Volksbethörung auffrischtet. Was gilts, ihr brächtet ihre Batterien zum Schweigen!"

„Laß sie schreiben, laß sie lügen!" erwiederte der Lehrer ruhig: „Das schlechte Mittel wird ihnen wenig nützen. Das Volk hat es begriffen, daß die neugeschaffene Schule seine Liebe und Pflege verdient, und wird ihm dieselbe trotz allen Aufhetzungen nicht entziehen. Habe ich denn das nicht an mir selbst erfahren, und kann ich deßwegen nicht ruhig sein?"

„Aber bist du auch darüber ruhig, herrscht darüber auch eine „allgemeine Gleichgültigkeit", daß euch die neue Regierung bevormundet, daß euch der neue Erziehungsrath Pfarrer zu Synodalpräsidenten, Pfarrer zu Konferenzdirektoren gibt, wo ihr selbst diese Stellen früher zu besetzen hattet? Ist's dir gleich, daß dein Lehrer Scherr von seinem Amte gejagt wurde, wie ein Aussätziger, daß ihm vor Gericht kein Recht gehalten wird? Ist's gleich, daß Pietisten die besten Stellen erhalten, daß Suspension auf Suspension, ja Zuchthausstrafe die besten und redlichsten Kollegen trifft? Ists dir gleich, daß man euch die Kapitel genommen hat, daß eine babylonische Verwirrung in den Schulpflegen einreißt, daß man keinen eurer Wünsche achtet u. s. w. u. s. w.?"

„Wahr, wahr! Alles nur zu wahr!" seufzte der Lehrer

tief bewegt: „Allein laß uns den schönen Morgen nicht durch die bittersten Erinnerungen trüben. Schau um dich her, mein Lieber! Ist nicht der Gott der Liebe immer noch der gleiche? Auf ihn laß mich vertrauen; er wird schon helfen, wenn es Zeit ist. So kann's ja nicht bleiben, und will es Gott, so erblüht uns heute schon aus der Wahlurne eine bessere Zukunft!"

„Wenn die Pfaffen kein Unkraut in den Waizen gesäet hätten!" brummt der erbitterte Arzt fort: „Wenn sie dem Volke den freien Willen nicht verkümmerten! Was nützt's, wenn auch wir in unsrer Gegend siegen, und die am See, oder droben die Hinweiler und der Enden wieder alles verspielen?"

„Vom See ist wenig zu hoffen; das ist richtig."

„Und wollen doch die Gebildeten, die Aufgeklärten heißen. Pfui der Schande! Haben immer den Mund so voll Prahlerei, und lassen sich von herrschsüchtigen Dorfpäbsten am Narrenseil führen; wollen uns über die Achsel anschauen, und sehen nicht über ihre Nasenspitze hinaus; bilden sich wunderviel ein auf Manieren und feines Benehmen, und fluchen dabei, wie Galeerensträflinge, reißen Zoten, läuten die Sauglocken wie — —; brüsten sich mit ihren modernen Fracken, engen Hosen und gekräuselten Backenbärten, und ist Alles eitel Geckerei und Narretei; blähen sich auf mit Intelligenz, und machen einen Katzenbuckel vor jedem Seiltänzer, küssen demüthig die Fußstapfen des jungen Wüstlings, der dort den eifrigen Heiligen spielt; beten das neugebackene Pfäfflein an, das kürzlich noch als Vagabund mit geflickten Hosen und ohne Hemd von Berlin nach Hause gekommen ist. Haha!"

„Das ist wahr," lacht Hell bitter, „der junge Herr Zopf weiß den Heuchler meisterlich zu spielen, seit er eine Anstellung erhalten hat."

„Wie sich der Alte dessen freut! Wie er prahlt mit dem gelehrten, wohlgerathenen Herrn Sohn! Die Zunge möchte man sich vor Aerger abbeißen, wenn er auf dieses Thema kommt."

„Wenn man nur nicht wüßte, wie der Junker seine Zeit in Berlin angewendet hat! Das konnten Papa und Mamma denn doch nicht ganz verschleiern.“

„Das alte Wochenblatt, die Mathilde, ist daran schuld. Sie hat die saubere Geschichte ausgebracht mit ihrer voreiligen Zunge.“

„Der Herr Vikar stifte jetzt Bet- und Missionsvereine für Jung und Alt, besuche die pietistischen Stündchen, quäle die Lehrer der Gemeinde bis aufs Blut und rase auf der Kanzel gegen den Liberalismus. Er stehe wirklich im größten Geruch der Heiligkeit.“

„Der kürzeste Weg, eine fette Pfründe zu erhalten.“

„Gewiß das Gegentheil. Gerade die liberalen Kandidaten tragen in jüngster Zeit bei Besetzung von Pfarrstellen in der Regel den Sieg davon.“

„Nun, so ists doch der kürzeste Weg, auf welchem der junge Herr sich die Verachtung aller redlichen Bürger erjagen kann. — Schau! Hol mich der Daniel! Da wackelt das runde Ding, der alte Zopf, leibhaftig auf uns heran. Was Teufels treibt den am Sonntag früh ins Freie, wenn er an seiner Predigt studiren sollte?“

„Er wird, wie wir, die erquickende Maienluft genießen wollen,“ meint Hell.

„Ich glaube eher, er befinde sich auf der Stimmenjagd, Soll ich einen Spaß mit ihm anstellen?“ frägt Bürgi mit einem Schalksgesicht.

„Regt sich das Narrenthum schon wieder in dir? Thu' das mir nicht zu Leide! Gewiß, ich hätte es zu büßen.“

„Nun, so will ich mir Gewalt anthun. Es wäre aber doch verteufelt lustig, wenn ich ihm ein Laxirmittel aufschwatzte, damit er heute nicht der Wahlversammlung beiwohnen könnte. Er kommt; wenn nur ihr Beide nicht aneinander gerathet!“

„Damit hats keine Noth,“ lächelte der Lehrer; „mir gegenüber scheint er mein bester Freund zu sein.“

XX.

Herr Pfarrer Zopf hatte sich von seiner Krankheit wieder erholt, und nahm nun von Jahr zu Jahr an körperlichem Umfang sichtlich zu. Er war, was man sagt, ein stattlicher und gewichtiger Herr geworden. Von ihm hätte Bürger gesagt:

„drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht."

Obgleich ihm das Gehen bei solchen Umständen sehr sauer wurde, und er oft tagelang in seinem Lehnsessel sitzen, und ein Pfeifchen schmauchen, oder ein sechsstündiges Nachmittagsschläfchen thun konnte, so überwand er doch alle Hindernisse, wenn es galt, einen Gang in politischen Geschäften zu wagen. Das war aber auch das Einzige, was den ungeheuren Fleischklumpen in Bewegung brachte. Kam hie und da eine Bitte um einen Besuch bei einem Kranken oder Sterbenden, so war er entweder selbst todtkrank, oder doch vom leidigen Zipperlein so geplagt, daß ihn Nichts aus seinem Sorgenstuhle treiben konnte. Die Kanzel aber überließ er trotz Zipperlein und Magenweh keinem Andern, sondern lebte da seiner Pflicht so eifrig, daß selbst der Neid ihm keine Läßigkeit vorwerfen konnte. Er hätte aber auch um keinen Preis in der bewegten Zeit seine Heerde einem Andern vertraut; war es doch so nöthig, das angefachte Feuer mit immer frischem Brennstoff zu nähren. Schon seit vier Jahren hatte er gewaltig gegen Straußenthum und Radikalismus gedonnert. Es that ihm wohl, daß endlich die Zeit herangerückt war, wo er sein Herz leeren, wo er Alles, was ihm schon seit einem Jahrzehend die Brust zu zersprengen drohte, vor seiner Gemeinde „auslegen" konnte. Seit dem heilvollen Sommer 1839 hatte sein ganzes Wesen wieder eine Regsamkeit angenommen, daß er oft selbst darüber erstaunte. Sein einziger Verdruß, wenn er in der letzten Zeit in die Kirche kam, waren die vielen leeren Männerstühle, und trotz all seinem Donnern über Abnahme des Kirchengehens, über Gleichgültigkeit gegen das Gotteshaus, blieben die Stühle doch leer; ja das Uebel wurde

von Sonntag zu Sonntag ärger; das machte ihm denn manche böse Stunde und verscheuchte ihm manches Stündchen Schlaf. Böse Leute sagten freilich, sie gehen darum nicht mehr in die Kirche, weil dort zu viel im „Bürklistyl“ gepredigt werde, und Politik könnten sie ja auch daheim in ihren Zeitungen finden. — Vor einem Jahre hatte Herr Pfarrer Zopf seine Gattinn verloren. Sie schläft unter einem vergoldeten Denksteine an der Seite ihrer Eltern auf dem stillen Kirchhof. Ihr Tod aber hatte auf des Herrn Pfarrers Lebensweise durchaus keinen Einfluß. Jungfer Mathilde wußte die Lücke durch doppelte Geschäftigkeit auszufüllen. In den ersten Wochen seines Wittwerstandes fühlte Herr Pfarrer Zopf freilich einige Langeweile; allein die Zeit heilte auch diese Wunde. Der Herr Sohn begann indessen den ersten Schritt auf seiner amtlichen Laufbahn mit Ruhm, und das versüßte ihm den bittern Kelch, der ihm durch den Tod der Gattinn und durch das freisinnige Wesen des Tochtermanns gereicht wurde. Beiläufig gesagt; Pfarrer Hirzel durfte nie mehr die Schwelle des Pfarrhauses zu Kronach betreten, obgleich Fanny, seine Gattinn, als Vermittlerinn mit Bitten und Beschwörungen zwischen die Männer getreten war. Endlich mußte auch sie schweigen, wollte sie nicht selbst ausgeschlossen werden aus dem Hause, wo ihre Wiege stand. Im Punkte der Politik, das weiß der Leser aus früherer Zeit, läßt der Wohlehrwürdige nicht mit sich spielen. Der geistliche Herr war nun ein Greis von 61 Jahren; allein man hätte ihm kaum fünfzig zugemuthet. Seine Wohlbeleibtheit täuschte das Auge, indem sie auch sein Angesicht in vollem Maße zierte und alle Falten desselben glättete. Seine Wangen hingen gleich gefüllten Säcken auf beiden Seiten herab, und um Hals und Kinn wälzte sich eine Schanze über der andern. Die Augen blinzelten klein und lachend aus einer sie umgrenzenden Fettmasse hervor; in das Haupthaar war nur hie und da einiges Grau gestreut; der ganze Körper war hinten breit, wie eine Marktbude, und vornen rund, wie ein Faß. Man hatte unter den Weibern am Brunnen schon Allerlei munkeln

hören, als ob er damit umgehe, den leidigen Wittwerstand aufzugeben, um sich mit seiner Jungfer Schwägerinn, der immer noch robusten Mathilde, die so lange Jahre treu bei ihm ausgehalten, ehelich zu verbinden. Die Magd aus dem Pfarrhaus hatte zuerst von diesem Projekt gesprochen, und Alles, was die Weiber dazu gesagt, getreulich ihrer Jungfer wieder hinterbracht. Eine der Frauen hatte sich nämlich unverholen geäußert, das wäre doch gewiß ganz in der Ordnung, denn es wolle sich doch nicht für einen „Heeren" schicken, daß er wie ein Junggeselle mit einem ledigen Frauenzimmer unter Einem Dache lebe. Das erzählte denn vor einigen Wochen Mathilde getreulich wieder dem Herrn Schwager, und malte das Ihrige dazu. Der geistliche Herr schmunzelte, kniff die Aeuglein zu, faltete die Hände auf der Magengegend zusammen, und sagte lächelnd: „Der Plan, liebes Kind, ist gewiß nicht so übel." Darauf schmunzelte Mathilde, spitzte das Mäulchen gar graziös, wischte mit dem Schürzenzipfel den Tabak unter der Nase weg, schloß den guten Schwager in die Arme und küßte ihn; dabei trat sie ihm aber auf das kranke Bein, und unter ihrem Kusse schrie er im höchsten Schmerz: „Fürio und Mordio!" und gab der Geliebten einen Stoß, der sie nöthigte, in größter Schnelligkeit auf den Stubenboden zu sitzen, und die Beine auf die unzierlichste Weise von der Welt gen Himmel zu strecken. Das Mißverständniß war aber bald wieder beseitigt, Beide verziehen einander den Schaden, und betrachteten sich seit diesem Ereigniß als Brautleute. Das 53jährige Bräutchen fing nun an, einige alte Bekannte, die schon lange auf die Seite geschoben waren, zu Rath zu ziehen: den Spiegel, das Wasser und den Kamm. Die schmutzige Nachtkappe wich einer feinen Spitzenhaube, der geflickte Rock einem anständigen Hauskleide. Nur Schade wars, daß das Wasser nicht auch die Falten glättete, der Kamm nicht die große Zahl der grauen Haare ausraufte, und der Spiegel so schlimme Zahnlücken zeigte. Am Morgen nach der Erklärung trat sie so verjüngt mit dem Kaffee zum Bett des Schwagers. Dieser

hatte das Heiratsprojekt wieder vergessen gehabt, und er glaubte anfangs, es müsse Sonntag sein, als er den Putz der Jungfrau sah. Mathilde aber benahm ihm aufs Freundlichste seinen Irrthum und erinnerte ihn an das neue Verhältniß, indem sie ihn „mein lieber Christoph“ nannte u. s. w. Der Wohlehrwürdige schmunzelte wieder, und eine zweite, jedoch vorsichtigere Umarmung wurde ins Werk gesetzt. Die Geschichte kam aus, und die Leute im Dorfe lachten im Stillen ob derselben, und wollten nicht daran glauben. Die Verwandten in der Stadt zuckten die Achseln, auch die beiden Kinder machten anfangs einige Einwendungen, besonders lachte der Herr Sohn darob dem Vater ins Gesicht: allein die Tante wußte Beide dahin zu bringen, daß sie sich zufrieden gaben und dem Papa eine Pflegerinn, wie Mathilde war, gönnten. Den Ausschlag zu dieser Zufriedenheitserklärung gab eine Aeußerung Mathildens, daß ihr ein verburgerter Wittwer in Zürich einen Antrag gemacht habe, den sie um ihrer Versorgung willen vielleicht noch annehme. Natürlich kam nun das hübsche Vermögen der Tante mit ins Spiel, und wegen der Nachkommenschaft konnte man außer Sorge sein. So schwatzte wenigstens der junge Herr Zopf, und beschwichtigte auch die öfteren Einreden der Schwester. Also betrachteten sich die beiden bejahrten Leutchen als Versprochene und harreten auf das Ende des Trauerjahres, das in einigen Wochen um war. Alsdann sollte der Kirche Sakrament die Brautleute auf ewig verbinden. Mathilde freute sich wie ein Kind auf den neuen Titel, den sie schon seit vierzig Jahren vergeblich sich gewünscht. Nun, gut Ding will Zeit haben, dachte sie, und war jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben so recht mit der Welt zufrieden.

So standen die Sachen im Pfarrhaus zu der Zeit, als wir dem Wohlehrwürdigen im Kühstall des Grubenbauers nach zwölf Jahren zum ersten Mal wieder begegnet sind. Wir haben denselben auf dem Heimweg verlassen, da er den beiden jungen Spaziergängern entgegen wandelte, und wollen ihn da wiederum aufsuchen.

Auf seinen Stock gestützt, triefend von Schweiß, schleppte er seinen schweren Körper fürbaß. Als er die Beiden vor sich erblickte, blieb er keuchend stehen, zog den Hut und lächelte ihnen mit den blinzelnden Augen freundlich einen „guten Tag" zu?

„Schon wieder bei einander? Uff, uff! Nun, das ist schön, meine Herren. Uff! Freundschaft, nämlich wahre, treue Freundschaft ist ein köstlich Kleinod. Puh!"

„Wo haben Sie den schönen Gedanken gelesen, Herr Pfarrer?" frägt der schelmische Arzt.

„Ein herrlicher Morgen heute, aber warm, schrecklich warm! Puh!" fährt der Pfarrer blasend fort und zerrt an seinem Sacktuch, kann es aber mit aller Anstrengung nicht aus der hintern Tasche bringen, wo es in der Oeffnung stecken blieb, da er nur Eine Hand dazu gebrauchen und leicht das Gleichgewicht verlieren konnte. Bürgi sah's und lachte; Hell aber trat endlich hinzu, und zog ihm das Tuch heraus:

„Danke, danke sehr, lieber Herr Hell! Freut mich, daß Sie gesund und wohl sind," sagte er gar freundlich und wischte sich den Schweiß aus dem Angesicht: „Ja, 's ist kostbares, kostbares Maiwetter! Puh! Puff!"

„Tausend Gulden werth," wirft Bürgi ernsthaft ein.

„Sünde wär's," fährt der Pfarrer fort, „an solchen Morgen nicht einen Spatzirgang zu wagen, um Gottes Herrlichkeit zu schauen. Ja, Apropos, Herr Lehrer! Ich wollte Ihnen sagen, daß Ihr Examen vorgestern doch glänzend ausgefallen ist; über alles Hoffen, über alles Erwarten gut. Ihre Schule leistet wirklich Erstaunliches. Wünsche Ihnen Glück! Gott erhalte Sie gesund!"

„Es macht mir herzliche Freude," entgegnet Hell mit Achtung, „wenn Sie zufrieden sind."

„Ach, mehr als zufrieden, gewiß;" Und zum Arzt sich kehrend, indem er sein Tuch gewaltsam in die Tasche schiebt und dabei eine Naht aufsprengt: „Meine — meine Schwägerinn, Herr

Doktor, klagt wieder. Was meinen Sie dazu, nämlich zu ihrem Umstand?“

„Sie muß heiraten; das kann allein helfen, nämlich Hochzeit machen,“ entgegnet Bürgi, ohne einen Zug seines Gesichtes zu ändern.

„Hähähä!“ lacht der Pfarrer: „Immer der alte, fröhliche Herr.“

„'s Ist Ernst, Herr Pfarrer!“ fährt der Arzt fort, „mein ganzer Ernst. Die Jungfer Zopf ist zu vollblütig und zu enthaltsam. Sie muß heiraten, wenn sie ihr Leiden, nämlich ihren Umstand, los werden will.“

„Sie kommen doch bald einmal zu uns, Herr Doktor? Würde uns sehr freuen, und ein Gläschen vom Guten soll auch nicht fehlen. Hähä!“

„Das will ich mir schon merken, und danke. Uebrigens, Herr Pfarrer, steht's mit Ihnen, wie's mir scheint, auch nicht am Besten. Gewiß, sie sollten ein gelindes Mittel zu sich nehmen.“

Allein der Geistliche hörte nicht mehr auf den Arzt. Er sah auch nicht, wie Hell denselben bei den letzten Worten am Rock zupfte, denn er hatte in der Richtung des Dorfes Etwas erschaut, das seine Aufmerksamkeit dahin zog. Er nahm rasch das Fernglas, das er immer bei sich trug, aus der Tasche, richtete dasselbe nach der Stelle hin, und schob es eben so schnell wieder ein. Er sprach von der vorgerückten Zeit und empfahl sich plötzlich den Herren mit einem Lächeln und einem Ding, das eine Verbeugung sein sollte.

„Arme Nanni!“ sagte Hell, als der Pfarrer aus der Gehörweite war: „Arme Nanni! du bist verrathen.“

„Was sagst du?“ frägt Bürgi heftig, da er den Freund schnell verstanden: „Nein, nein! Er hat nach der Kirchenuhr ausgeschaut!“

„Der Kirchthurm steht dort links, Freund, nicht hier.“

„Donnerwetterspfaff!“ knirscht Bürgi: „s'ist wahr; was ist da zu thun?“

„Schau, wie er Eile hat!“ entgegnet Hell: „Er wird's seinem Freunde, dem Leuenwirth, hinterbringen.“

„Die Freude soll ihm zu Wasser werden!“ ruft Bürgi lustig, und als der Pfarrer eben hinter der hohen Haselhecke verschwindet, schwingt er sich leicht über den nahen Zaum, läuft über Wiesen und Aecker zu dem kosenden Pärchen und stäubt das Mädchen durch seinen Bericht nach Hause. Dann kehrt er mit dem jungen Günthard zum Freunde zurück. Hell hatte unterdessen nach dem Pfarrer gespäht, und richtig! er lenkte von seinem geraden Wege ab, nach dem Wirthshause zu.

„Der geistliche Herr wird Augen machen, wenn die Nanni ihn im Wirthshaus zuerst begrüßt!“ lacht der Jüngling und dankt dem Arzt herzlich für die Warnung zu rechter Zeit.

„Der Pfaffe meint gewiß, das Ding gehe mit dem Teufel zu, weil die Nanni doppelt ist,“ lacht Bürgi: „Aber, zum Kukuk! was geht den Gottesmann die weltliche Narretei der Verliebten an? 's Ist doch von einem Kirchenlicht erbärmlich klein gehandelt.“

„Ach, da steckt eben gar Viel dahinter. Für's Erste ist er der politische Freund von Nannis Vater und der Todfeind des meinigen; ferner haßt er mein Mädchen, weil es vor ein Paar Jahren seinem Junker eine derbe Maulschelle gab, als derselbe ihr seine handgreiflichen Liebkosungen aufdringen wollte, und mich — nun mich hält er für eine Art von Türken, weil ich ein Septemberlied auf ihn gemacht habe, als er auf der Kanzel unsre Familie beschimpfte.“

„Haha! Genug der Ursachen zum Haß, das ist wahr. Hören Sie! An Ihrer Stelle würde ich dem Schwiegervater sammt seinem wohlehrwürdigen Freunde den Teufel nachfragen, und würde es dem Mädchen einschwatzen, daß sie dem Alten d'raus liefe.“

„Nein, Herr Doktor, das nicht. Einige Jährchen können wir ja noch zuwarten, und bis dahin kann sich die Sache auf glücklichere Weise schlichten. Flüstert einmal dieser Geistliche Nannis Vater keine Bosheiten mehr zu, legen sich die politischen Leidenschaften, die doch auch nicht ewig bei uns herbergen können, so hoffe ich das Beste. Der Wirth wäre vielleicht doch nicht so schlimm, wenn er nicht immer und immer von Neuem gehetzt würde. Die Nanni, o die bleibt mir treu, wie Gold! Ich habe ihr Wort, ihr Herz, ihren Schwur! Was will ich mehr?"

„Halten Sie an diesem Anker fest, Herr Günthard!" entgegnet Hell dem Glühenden: „Wer hätte einst gedacht, daß ich mein Ziel erringen würde? Und doch ists geschehen."

„Und nun, Herr Ritter ohne Furcht und Tadel!" warf Bürgi dazwischen, der sich vor längern Liebesseufzern fürchtete: „Reden wir ein ander Mal von den Herzensangelegenheiten! Was sagen Sie dazu: Wer wird in Ihrer Zunft heute siegen, die Aristokratie, oder der Freisinn?"

„Ich wette Zehn gegen Eins, daß die Liberalen Meister werden!" sagte der hübsche Jüngling mit großer Zuversicht: „Die Jungen stimmen Alle liberal. Unser Männerchor hat sich die Hand darauf gegeben, die Sänger in † † und in † † † drüben haben es auch gethan, und wir ziehen vereint und wohlgemuth mit unsern besten Liedern auf; nicht wahr, Herr Hell?"

„Aha!" lächelte Bürgi den Freund an, und drückte ihm innig die Hand: „Das ist dein Werk."

„Ja, Herr Doktor, es ist sein Werk," entgegnete Günthard: „Die jungen Leute lieben ihn, und gingen ihm durch's Feuer. Sie wissen, daß, wo er steht, das Unrecht nicht ist, und sind stolz darauf, seiner Partei anzugehören."

Als die Drei indessen sich zum Weitergehen anschickten, sahen sie auf der Straße, wo vorher der Pfarrer gestanden, eine Papierrolle liegen. Der Pfarrer hatte dieselbe, ohne daß es bemerkt wurde, verloren. Der Arzt hob den Fund auf, wickelte ihn aus-

einander und fand viele Exemplare von gedruckten Blättern und Schriften, als da waren: „Anleitung für weibliche Vereine, Mütter mit ihren Kindern und Andere, welche sich während der Wahlverhandlung im Gebete zu Gott wenden wollen;“ dann „Rapport über die Wahlverhandlung der Zunft ....;“ ferner „Regeln für die Wähler;“ weiter „Wahllisten“ und endlich einige Broschüren, betitelt: „Die Maiwahlen und der Radikalismus.“

XXII.

Schon läutet die Glocke das zweite Zeichen zum Morgengottesdienst. Im Studirzimmer des Pfarrhauses sitzen sieben Männer im ernsten Wechselgespräch beisammen: Der Pfarrer, der Leuenwirth Keller, der Gemeindschreiber Langhans, zwei Stillständer und zwei Schulpfleger, die einzigen Notabilitäten von Kronach, die es noch mit des Pfarrers Partei hielten. Die Sieben waren noch der Ueberrest des 39er Glaubenskomités und dem Pfarrer blind ergeben. Dieser hatte sie heute noch im Stillen herbeschieden, um die letzten nöthigen Vorbereitungen auf die Wahlen zu treffen, Verhaltungsmaßregeln zu verabreden, hauptsächlich aber hatten sie dem Seelenhirten Bericht zu erstatten über ihre jüngste Thätigkeit in den Gemeinden und über den muthmaßlichen Stand der Parteien. Ich will dem Leser den Eckel ersparen, und über diese Mittheilungen so rasch als möglich wegeilen. Die Berichte lauteten ziemlich günstig und erfreulich. Der Eine hatte den Radikalen ein Halbdutzend Stimmen durch das Mittel der Religionsgefahr, dem er einen silbernen Nachdruck gab, abspenstig gemacht. Ein Anderer zeigte an, daß er auf heute vier arme Straußen von Hunzikon in Geschäften nach allen vier Himmelsgegenden gesandt, und jedem einen „Brabanter“ Taglohn gegeben. Ein dritter hat Sorge getragen, daß die kranken Freunde im Dorf zur Zunftversammlung gefahren werden. Der Gemeindschreiber hat an einige bezeichnete „Gute“ Niederlassungsbewilligungen er-

theilt, die ein Datum vom vorigen Jahr tragen u. s. w. u. s. w. Alle aber hatten sich ihrer Aufträge: Vertheilung der Listen, Regeln und dergleichen, vollkommen entledigt, und somit, wie sich der Wirth ausdrückte, „den Karren auf's Beste geschmiert.“ Sie waren Alle der festen Meinung, daß ihre „Seite,“ die Partei der Konservativen, den Sieg mit Singen und Pfeifen erringen, und daß die „Kaibenradikalen“ es kaum auf 150 Stimmen bringen würden.

Der gewaltige Bauch des „Heeren“ schüttelte sich ob dem letzten Bericht so sehr, daß der Tisch, hinter welchem er saß, in die Höhe sprang. Vergnügt rieb er die Hände, nickte darauf jedem Einzelnen gar gnädig zu, und schickte sich dann zu einer Rede an: „Bravo! Bravissimo! ihr lieben, wackeren Herren!“ ließ er sich vernehmen, und theilte das Weitere mit, wie er auch nicht unthätig gewesen, was er schon heute in höchsteigener Person auf den Höfen draußen ausgerichtet, und wie von daher 19 Stimmen zu erwarten seien: „Nun,“ fährt er, sich in die Brust werfend, fort: „Nun soll noch die Morgenpredigt das „Tüpfli auf's J“ machen. Ihr sollt einmal Wunder hören, nämlich Wunder der Redekunst. Ich habe den Schuß schon vor einem Vierteljahre für diesen Zeitpunkt geladen, und heute will ich ihn loslassen. Meine Amtsbrüder rings thun das Nämliche und benützen die wichtige Angelegenheit, die elenden Straußen, die an keine Auferstehung glauben, und die unser theures Vaterland schon einmal an den Rand der Hölle gebracht, gehörig zu zeichnen.“

Ein Lächeln der herzlichsten Freude spielte auf den Gesichtern der Bauern bei den Worten des Pfarrherrn.

„Ordnet nun diesen Morgen noch Alles an, was geschehen muß; nämlich das vereinte Ausziehen der Sektionen und ihrer Führer, das Vertheilen der Plätze in der Kirche und dergleichen. Sorgt, daß Alle hübsch aushalten und Keiner sich aus der Kirche entfernt, bis die letzte Wahl vorbei ist. Ich selbst muß, um das Gerede und das Aufsehen zu vermeiden, auch weil mir das Gehen

zu sauer würde, allein hinfahren; verlaßt euch aber drauf, daß ich zu rechter Zeit eintreffen werde. Sollte diesen Vormittag noch Etwas vorfallen, oder zu rathen sein, so wißt ihr mich zu finden. Und nun Adieu! Will's Gott, so begrüßt ihr mich heute noch als euern Herrn Kantonsrath; die Zeichen dazu sind ja so günstig, wie wir's nur wünschen können. Geht nicht Alle zumal weg, sondern immer nur Einer! Die verruchten Straußen haben nämlich immer meine Thüre im Auge. Behüt' euch Gott! Mit Euch, Wirth, habe ich noch Einiges unter vier Augen zu sprechen." Gnädig winkte er sodann den Bauern zu, die mit Katzenbuckel und Scharrfuß sich trollten.

Der Wirth blieb.

„Nun, Kirchenpfleger, hatte ich Euch recht berichtet? Habt Ihr das Mädchen zur Rede gestellt? Ist sie draußen gewesen bei dem jungen Straußen? Hat sie's eingestanden?"

Und auf des Wirths Angesicht legte sich ein Gewitter:

„Freilich, freilich, Wohlehrwürdiger. Wenn doch den verdammten Hallunken sammt seinem Alten der Teufel holte! Verzeiht, daß ich fluche! Ich kann nicht anders. Sogleich, wie Ihr fort wart, habe ich das Kind ins Verhör genommen, da fängt's an zu heulen und sagt Ja."

„Und?" frägt der Pfarrherr.

„Nun, da hats Ohrfeigen gegeben, dann ist die Mutter dazwischen gesprungen, Ihr wißt ja, wie sie's macht, und ich habe am Ende um des Spektakels willen geschwiegen."

„Sie hängt doch entsetzlich an dem schlechten Menschen! Gewiß hat ihr der Bursche einen Liebestrank gegeben. Der Kerl ist zu Allem fähig."

„Mag sein," entgegnet der harte Vater; „allein für seinen Schnabel ist dieser Bissen nicht gewachsen. Mein Kind sollte ich einem Straußen, dem Sohne eines Zuchthäuslers geben? Hahaha!"

„Ihr solltet die Nanni so schnell als möglich verheiraten."

„Nun, hm!" schmunzelte der Alte, „hab' auch schon d'ran

gedacht. Das wäre ein Aerger für den Alten! Bei'm Eid, dazu soll in den nächsten Wochen Rath werden!"

„Wißt Ihr, daß sein Intimus, nämlich unser dünkelhafte Schulmeister, heute Wache gestanden hat, als der Güntharb bei Euerer Tochter steckte? Das habe ich mit diesen meinen Augen selbst gesehen."

„Der Teufel! So?" brummt der Wirth aufgebracht: „Drum stecken die Kerle immer beisammen! Ist das das Singen und Studiren? Meint der Schulfuchs, alle Bürger Kronach's werfen ihre reichen Töchter jedem Lumpen an den Hals, wie es sein dummer Schwäher, der Gemeindammann, gethan hat? Hahaha! Nein, ein solcher Esel ist unser Einer nicht."

„Thut bei Zeiten, was Ihr zu thun habt! Dieser junge Strauß ist ein gefährlicher Bursche. Wißt Ihr, daß er ein gottloses Lied auf mich gemacht hat? Ein Mensch, der keine Kirche besucht, über seinen Religionslehrer spottet und einen Schullehrer zum Freund hat, der wäre nämlich ein schlechter Trost für Eure alten Tage. Ich meine es gut mit Euch; haben wir Beide doch schon Manches getheilt in Leid und Freud'."

„Ihr solltet mich kennen, wohlehrwürdiger Herr. An die vierzig Jahre sind wir nun Bekannte; künftige Woche trete ich das Sechsundsechszigste an, und hoffe, trotz den öftern Anfällen meiner Krankheit, noch ein Zwanzig mit Gottes Hülfe zu leben; aber das beschwöre ich: Sollte ich Hundert werden, und bettelten mich der alte und der junge Strauß tagtäglich auf den Knieen um mein Kind an, so würde ich sie auslachen. Ja, sollte ich heute noch sterben müssen, und mein Kind würde mir nicht auf das heilige Evangelium den Burschen abschwören, so würde diese meine Hand mit der letzten Kraft der Unwürdigen das Messer ins Herz stoßen. Besser ermordet, als weggeworfen an einen Schurken."

Als der Wirth in größter Aufregung das sagte, rollten seine Augen so furchtbar, verzerrten sich seine Züge so gräßlich, daß dem Pfarrer, der dieses Wetter doch selbst beschworen, angst und

bange wurde. Er gab dem Gespräch schnell eine andere Wendung, indem er furchtsam stotterte: „So schlimm kommt's nicht, lieber Kirchenpfleger. Was meint Ihr aber wegen den heutigen Wahlgeschäften? Vielleicht sind noch verlorene Stimmen, nämlich solche, die wir nicht gezählt, in der Gemeinde aufzutreiben. Jetzt wäre gerade noch Zeit dazu."

„'s Ist Alles gethan," sagte der Wirth zuversichtlich: „Sogar der alte Schulmeister und der halblahme Nachtwächter Fledermaus haben mir gestern eidlich zugesagt. Den Schulmeister könnte gar Nichts abhalten."

„Ja ja!" seufzte der Pfarrer: „Er hat recht, daß er's den Radikalen nicht vergißt, die ihn von Amt und Brod vertrieben haben. Er war mir ein treuer, redlicher Diener. Ach die schöne, goldene Zeit!"

Und vom Kirchthum herab schallen die Glocken laut und freundlich und unterbrechen den geistlichen Herrn mitten in seinen schweren Seufzern und wehmüthigen Erinnerungen. Jungfer Mathilde tritt mit den Kleidern auf dem Arm ins Zimmer. Der Wirth wird entlassen. Als er schon unter der Thüre war, rief ihn der Pfarrer noch einmal zurück, und fragte ihn, ob er noch keine straußische Wahlliste zu Gesicht bekommen habe, was der Wirth mit der Bemerkung verneinte, das habe Nichts zu bedeuten, da das ja doch eine vergebliche Arbeit für die Straußen wäre. Dann ging er.

„'s Ist doch entsetzlich, mein lieber Christoph," klagt die Jungfrau schmälend, als sie Frack, Weste, Hut und Kräglein abgelegt hatte, und stemmt die magern Arme in die Seiten: „'s Ist entsetzlich, wie das Land voll hungriger Tagdiebe läuft! Gestern erst habe ich ein Halbdutzend Bettler fortgejagt, und heute hat mir das Gesindel schon wieder den Glockenzug heruntergerissen. Es heißt immer: Geben! Geben! und von Tag zu Tag werden die Zeiten schlechter, die Einnahmen schmäler. Ich habe diesen Morgen im Akzidenzienbuch die Rechnung abgeschlossen; 's ist abscheulich! Im ganzen Monat April sind bloß vier Gulden sieben

Schillinge eingegangen, während vor zehn, zwanzig Jahren noch jeder Monat richtig seine dreißig Gulden und noch mehr eintrug. Wie kann man da leben? Wie soll man da Etwas ersparen?"

„Dein Buch, Mathilde," seufzt der Pfarrer schwer, indem er einen Sessel in die Mitte des Zimmers schleppt, und sich darauf wirft, daß derselbe in allen Fugen kracht: „dein Buch ist das beste Barometer, das da zeigt, ob die Gottesfurcht in der Gemeinde steigt oder sinkt. Ach du schöne, goldene Zeit, wann wirst du wiederkehren? — Kämme mir das Haar, liebes Kind!" setzt er nach einer Pause hinzu, denn bei seiner Korpulenz wäre es ihm eine Last gewesen, sich selbst zu bedienen, und Mathilde vertrat bei ihm seit dem Tode der Gattinn die Stelle des Kammerdieners. Sie that nach seinem Wunsch, und während des Geschäftes erzählte sie ihm ein Geschichtchen von Hinz, der neuen Lieblingskatze, und theilte ihm die Dorfneuigkeiten mit, deren eine schwere Menge waren. Drauf wurde ihm die Halsbinde so locker als möglich umgelegt, das Kräglein ebenfalls; bedeutende Schwierigkeiten aber verursachte ihm das Anziehen der Stiefeln, der Weste und des Frackes, und der Wohlehrwürdige pustete und stöhnte bei den sauern Anstrengungen, wie der große Blasebalg in einem Hammerwerk. Endlich saß er fix und fertig aufgerüstet da und wischte sich mit dem saubern, weißen Taschentuche den Schweiß von der Stirne:

„Willst du meine neue Predigt nicht hören, liebes Kind?" unterbrach er die schwatzende Alte: „Du weißt ja, daß sie ein Kraftstück ist."

„Kann ich denn? Kann ich Haus und Hof, Stube und Küche, Kasten und Keller der Magd, dem dummen „Babi", anvertrauen, damit sie mir das Beste stiehlt? Liegt nicht die Bürde des ganzen Hauswesens auf mir, auf mir allein? Wer sorgt, wer ordnet, wer spart, wer bekümmert sich darum, wenn ich die Hand abziehe? Ja ja, wenn ich nicht wäre! Du lieber Gott! rückwärts ging's von Tag

zu Tag. Ach du meine Güte! Wenn du an mir nicht die treuste Schwägerinn hättest, wie schlimm, wie schlimm säh's da aus!"

„Schwägerinn? Schwägerinn?" lächelt der Pfarrer beschwichtigend: „bald Frau, bald Frau Pfarrerinn, hähä! und Frau Kantonsrath, hähähä! Weißt du, daß ich der Dritte auf der Wahlliste bin, nnd daß unsere Partei ganz sicher glorirt? Ja, ja, endlich, endlich winkt doch einmal das Ziel! Kann dann eine Stellung einnehmen, wie sie nämlich meine Geburt verdient, schon lange verdient hätte; kann neben meinen Brüdern und Vettern im Rathe sitzen, und die Schildwache muß vor mir das Gewehr präsentiren. Vom großen Rath ist's dann auch nicht mehr so weit in den Kirchenrath, in den Erziehungsrath, und dann ist's errungen, wozu ich eigentlich schon in der Wiege bestimmt war."

„Ach, wenn das die selige Rosa wüßte!" entgegnet Mathilde, eine Freudenthräne im Auge.

„Und die selige Mamma und Papa!" ergänzt der Pfarrer. „O, wäre das eine Freude!"

„Nun ja, und mit dem Uebrigen, nämlich mit der Hochzeit, das muß auch bald werden. Nur Geduld, liebes Kind! Ich sehe wohl, daß der Wittwerstand Nichts für einen Kantonsrath taugt. Muß ja dann ganze Wochen lang von Hause weg sein. Auch für dich ist's besser. Der Doktor von Goldau, dein Herzkäfer, meint auch, es sei das Beste für deinen Umstand, wenn du heiratest. Und wenn ich dich verlöre, wenn du einen Andern nähmest! Du lieber Himmel, da wäre ich ja ein verlorener, verwaisteter Mann! Bist ja immer mein Täubchen gewesen; sollst es bleiben, so Gott will!"

Das alte Köpfchen gar jüngferlich wiegend, lächelt das Bräutchen den Geliebten süß an, was er dann ziemlich laut erwiedert; die Beine aber zieht er dabei sorgfältig unter den schützenden Sessel.

„Geh' nun in Gottes Namen, lieber Christoph!" sagt Mathilde, da sie auf der Uhr gesehen, daß der Zeiger schon zwanzig Minuten über acht Uhr weist. Kräftig greift sie dem Sitzenden

von Hinten unter die Arme, um ihm das Aufstehen zu erleichtern, und als endlich alle Schwierigkeiten überwunden, und der Gewaltige auf den Beinen steht, steckt sie ihm das Buch sammt der geschriebenen Predigt unter den Arm, zupft hie und da noch ein Kleidungsstück an ihm zurecht und geleitet ihn bis zur Hausthüre.

XXIII.

Es ist Mittags zwölf Uhr.

In ***, dem reichen Zunfthauptorte, ladet das harmonische Geläute der Glocken die Wähler zur Versammlung ein.

In großen Scharen wandern die Männer des Thales auf allen Straßen der Kirche zu. Singend und lachend lenkt so eben ein Trupp ins Dorf ein; bald folgt ihr eine zweite Schar, die still und scheu daher schreitet. Es sind die Wähler von Freudenberg, die sich nach den Parteien ausgeschieden haben, als sie den Weg antraten.

So ist's überall. Eben rücken die Kronacher-Heiligen ein, an ihrer Spitze der Leuenwirth. Hinter diesem Zuge fährt dicht ein Wagen nach und hält bei der Kirchhofmauer still. Auf des Führers Wink hilft man den Leuten vom Wagen herab: Blinde, Lahme, altersschwache Greise sind's, die da zur Wahlversammlung herbei geführt werden. Die ganze Schar sieht überhaupt in ihrer großen Mehrheit sehr vernachläßigt aus, und wer nur diese Wahlmänner zu Gesicht brächte, bekäme von solchen republikanischen Versammlungen ein schlimmes Bild.

Eine Abtheilung nach der andern zieht indessen herbei, und bald ist der Kirchhof rings mit Menschen bedeckt. Noch sind die Kronacher am Wagen beschäftigt, da schallt ein starker Männerchor:

„Noch ist Polen nicht verloren,"

vom Dorfe her, und einige Minuten später ziehen ihre liberalen Gemeindsgenossen heran. Heiter und lustigen Blickes, frohen Muth im Herzen, stolz auf die gute Sache, schreiten die Reihen Arm in

Arm vorwärts. Voran die jungen Sänger, worunter der junge Günthard. In der folgenden Schar hätte der Leser manchen alten Bekannten*) wieder aufgefunden. Außer dem Lehrer, der zwischen seinem Schwiegervater, dem Gemeindammann und dem Zunftrichter Vollmer ging, waren auch Ernst und Götz, der greise Eichmüller, dessen Sohn am 6. September gefallen, Präsident Günthard, der Wirth zum Bären und Andere zu sehen. Der stattliche Zug, das sah man sogleich, war der eigentliche Kern des Volkes.

Nicht ohne Lachen gingen die Jünglinge an der Krüppelfuhre vorüber, mitten durch den Knäuel der Gegner hindurch. Die Meisten von diesen schnitten grimmige Gesichter, wendeten die Köpfe ab, oder starrten zu Boden. Einzelne lachten und schauten gar verwundert auf die fröhlich Heranziehenden. Unter den Letztern zeichnete sich besonders der alte Schäfer von Kronach aus.

Noch immer läuten die Glocken, und immer noch wandern frische Kämpfer herbei.

Auf dem Kirchhof wogt die Menge hin und her.

Für den aufmerksamen Beobachter bietet sich ein wahres Schauspiel dar. Nachbarn, die zu Hause sich stets vermieden hatten, stehen im Gedränge plötzlich einander Auge in Auge gegenüber. Wie ein Pfeil fliegt der Blick nach einer andern Richtung, und die Beiden stürmen aneinander vorüber, und rennen einem neuen Gegner an die Nase, der mit einem brummenden Gefluche ebenfalls weicht, als ob ein Pestkranker ihn berührt hätte. Hier zerrt ein frommer Kreditor einen armen Teufel am Rockschoß, und will ihn mit freundlichem Gesicht zu einem Zwiegespräch auf die Seite führen; dort hat sich ein konservativer Führer an einige Handwerker gemacht, und theilt ihnen mit, wie er diesen Sommer noch ein Haus zu bauen gedenke, und was da für Schreiner-, Glaser-, Hafner- und Malerarbeit eine schwere Menge erforderlich

---

*) Siehe die „drei Nächte v. H. L.“

sei: „Ich werde den guten Verdienst aber nur meinen Freunden zuhaben," schließt er bedeutsam und geht, um Andern das gleiche Mährchen aufzuheften; da steckt Einer einem Zweiten verstohlen eine Wahlliste zu; dort schwitzt ein stiller Bauersmann zwischen Einigen, die Alles aufbieten, seine Stimme zu gewinnen. Und die grimmigen oder lachenden Gesichter, wenn neue Scharen Wähler heranrücken! Wahrlich, ein ganzes Fest!

Allmälig ziehen sich die Konservativen der Kirche zu, und besetzen links und rechts, auf den Wink der „Sektionschefs," die Plätze. Die vordersten Stühle hat die Geistlichkeit nebst einigen Beamten in Besitz genommen. Herr Pfarrer Zopf wendet sich, als seine Kronacher Schäfchen anlangen, und lächelt ihnen gar freundlich und fröhlich zu.

Der Präsident, ein bejahrter Mann, sitzt vor dem Taufstein an einem Tische, und gibt eben dem Waibel den Befehl, das Geläute einstellen zu lassen. Bald strömt es zu den Thüren herein, und alle Theile der Kirche füllen sich an. Dieß war der letzte Zeitpunkt, wo man durch Dreistigkeit und List noch Etwas gewinnen konnte. So dachten die konservativen Führer und Flügelmänner in den Bänken. Hier wurde Einer, dem man nicht traute, dort ein Zweifelhafter, da ein beschränkter Kopf in's Schlepptau genommen, und mitten unter das fromme Heer spedirt, wo sie bald so fest und sicher saßen, daß an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war. Die Führer setzten sich zuletzt.

Feierliche Stille umgibt bald die große Versammlung. Hörbar klopfen die meisten Herzen in höchster Spannung. Noch ist die Entscheidung ein Geheimniß; allein schon die nächsten Minuten müssen das Siegel lösen, und den Einen Sieg, den Andern Verlust bringen. Zählend fliegt manches Auge über die Scharen der Gegner hin, und vergleicht dann ängstlich und verzagend die kleinen, zerstreuten Haufen der liberalen Freunde. Manch ein frommes Gemüth erhebt sich im Stillen zu Gott, und bittet ihn, daß er die verblendeten, betrogenen Menschen zum Rechten leite; manch

ein sonst Leichtsinniger streift hier seine Schwächen ab und lauscht der seltenen Stimmung seiner Seele.

„Wie wird es sich entscheiden? Soll unsre Partei noch lange die verhöhnte, die verspottete bleiben?“ fragen sich die Liberalen, indem sie zitternd den nahen Ereignissen entgegen sehen. So marmorkalt die Gesichter alle aussehen, so rollt doch das Blut lebendiger und heißer als je durch die Adern, und schwer und drückend liegt die Luft auf der Versammlung.

Herr Pfarrer Zopf befindet sich in solcher Gemüthsbewegung, daß ihm der Kopf schwindelt, und die Kirche sammt den Menschen allen sich vor seinen Augen dreht. Krampfhaft umfassen seine Hände beide Stuhllehnen, und stützen so den gewaltigen Körper, damit er das Gleichgewicht nicht verliere.

Endlich erhebt sich der Präsident und eröffnet mit gewichtigen Worten die Verhandlungen. Er beschwört die Wähler, daß sie, treu ihren heiligen Bürgereiden, nach Wissen und Gewissen nur den Wägsten und Besten ihre Stimmen geben sollen; dann geht er über auf die Wichtigkeit der Wahlen und schildert den hohen Werth des freien Wahlrechtes und zitirt die frühere Zeit, wo dieses Recht den Bewohnern der Landschaft ein verschlossener Garten war, in den sie keinen Fuß setzen durften: „Mißbraucht es also nicht, das errungene, hohe Gut! Zeigt euch eures Glückes, eurer Freiheit würdig! Möchte es rings im Kanton in dieser heiligen Stunde ein jeder Wähler bedenken, daß das Volk sich selbst heute seine Gesetzgeber, seine Regenten gibt, von denen das Glück oder Unglück des Landes abhängt! Wohl einem Lande, das treu und weise regiert wird! Wohl einem Volke, das in solch feierlichen Augenblicken dem großen Ganzen die persönlichen Rücksichten zu opfern vermag, persönlichen Haß und Leidenschaft vergißt, und ohne Menschenfurcht, nur mit Gottesfurcht handelt! — Die Verhandlungen sind eröffnet.“

Der Präsident ist ein sogenannter „Gemäßigter“, zählt sich

aber doch zu den Liberalen, und darum halten ihn auch die Zöpfe für „wurmstichig“, und wollen ihn „sprengen“.

Im Ganzen hatte die Zunft fünf Wahlen zu treffen; zuerst mußte üblicher Weise die Wahlvorsteherschaft erneuert werden. Bei der Wahl des Präsidenten und der Stimmenzähler sollten die Parteien den Barometerstand ihrer Kräfte kennen lernen. Man kann sich denken, daß schon auf diese Wahlen, die eigentlich wenig entscheiden, doch Alles gespannt war.

Der Präsident stellt die Einfrage, ob Solche gegenwärtig seien, die das Stimmrecht nicht besitzen.

Nun gings an ein Ausmerzen. In den Reihen der Frommen fanden sich eine Menge Subjekte, als Falliten, Almosengenössige, Fremde und Heimatlose, die so ziemlich aufgestöbert und aus der Kirche geschickt wurden. Die Liberalen kannten die saubern Mittelchen ihrer christlichen Gegner, und waren nicht faul. Dreiundzwanzig solcher Eindringlinge hatten den Platz geräumt. Endlich nach mancher beißenden Hin- und Widerrede ward zum Werk geschritten.

Es handelt sich um die Wahl des Präsidenten. Vorgeschlagen sind: der bisherige Präsident und der Gemeindammann B ü c h l e r von Freudenberg, der erste Kandidat der Gläubigen. Die Herzen klopfen schneller. Man könnte ein Mäuslein laufen hören. Der Präsident fordert diejenigen zum Aufstehen auf, die für ihn zu stimmen gedenken. Jetzt gewaltiges Geräusch und plötzliche Todesstille. Herr Pfarrer Zopf dreht sich mit Anstrengung im Stuhle um und überblickt prüfend das Ergebniß. Der heiterste Sonnenschein legt sich auf sein Angesicht, ein glückliches Lächeln umspielt seinen Mund, denn sein Auge erschaut nur eine ganz geringe Zahl Stehender. Die Massen sitzen. Er sucht seine Kronacher. Ach, da sitzen sie ja, wie festgenagelt, die lieben Getreuen! Doch, wo sind die Uebrigen, die Straußen? Kein Einziger rings unter den Stehenden! Sollte die Morgenpredigt die auf den guten Weg geleitet haben? Unwillkürlich hebt er den Blick zur Emporkirche und — Lächeln

und Frohlocken verwandeln sich in Entsetzen. Er muß sich wieder festhalten, denn dort oben, heiliger Gott! dort oben steht Alles dicht, Mann an Mann. Kein Einziger fehlt; die Kronacher voran: „Mehrheit! Mehrheit!“ jubeln sie so eben. „Zählung! Zählung!“ kreischt Herr Pfarrer Zopf, als ob ihm das Messer an der Kehle säße, und „Zählung! Zählung!“ ruft seine Partei nach.

Der Präsident muß willfahren.

Das Ergebniß ist 243 Stimmen. Die Emporkirche allein hat 160 geliefert.

Das Gegenmehr für den Kandidaten der Konservativen wird aufgerufen. — Zwei große Massen erheben sich auf Einen Schlag, dicht wie Mauern, links und rechts im Schiff der Kirche.

Herr Pfarrer Zopf athmet wieder auf, läßt aber die Zählenden nicht aus den Augen. Wenn jetzt eine Batterie Achtundvierzigpfünder hinter ihm ihre Donner entlüden, er würde nicht mit den Wimpern zittern, so wenig Notiz nimmt sein ganzes Wesen von Allem, was nicht mit dem Ereigniß in Berührung steht.

Keinen Laut hört man von der Menge; Nichts, als das eintönige Zählen unten.

„Einhundert und zwei Stimmen!“ berichten die Zähler auf der rechten Seite laut dem Präsidenten.

„Einhundert und achtundzwanzig!“ diejenigen von Links.

Herr Pfarrer Zopf reibt seelenvergnügt die Hände: „Schon zweihundert und dreißig, Haha!“ flüstert er fröhlich dem Nachbar zu.

Die Liberalen unten halten den Tag für verloren. Alles wendet die Köpfe nach der Emporkirche; noch immer ist's dort still.

„Nun?“ ruft der Präsident hinauf: „Wie viele Stimmen?“ „Keine!“ tönts aus dem Munde eines Stimmenzählers von oben herunter.

Die Parteien tauschen die Gesichter wieder. Der Präsident ist gewählt.

Murren und Gerufe von frommer Seite. 's Hilft Nichts: der Präsident ist mit 13 Stimmen mehr gewählt.

Herr Pfarrer Zopf will Einsprache thun, will eine nochmalige Abstimmung verlangen; allein die Zunge versagt ihm den Dienst. Sein geistlicher Nachbar muß ihn unterstützen, daß er nicht aus dem Stuhl fällt. Der Präsident schafft Ruhe und schreitet sofort zur Wahl der Stimmenzähler.

Die offene Abstimmung entscheidet für drei Liberale und drei Aristokraten, jedesmal mit wenigen Stimmen über das absolute Mehr. Die Parteien sind somit ziemlich gleich stark.

Herr Pfarrer Zopf hat nach und nach seine Lebensgeister wieder gesammelt. Er wendet sich an seinen Nachbar, den Herrn Pfarrer von Freudenberg und flüstert ihm mit weinerlicher Stimme zu: „Wer hätte das geglaubt? 's ist entsetzlich, wie die Straußen wieder überhand nehmen!"

„Bin auch, wie vom Himmel gefallen, verehrter Herr Amtsbruder," entgegnete der Angeredete mit einem Schmerzensgesicht: „Lassen wir aber die Hoffnung nicht sinken! Bis jetzt ist eigentlich noch Nichts verloren! die geheime Abstimmung bringt sicher ein ganz anderes Resultat. Wie mancher Wähler ist abhängig, und darf nicht anders stimmen, wenn er gesehen wird?"

„Das gebe Gott, der Allmächtige! Es wäre mein Letztes."

Man ist eben mit Zählen fertig geworden; jetzt klopft es draußen an der Thüre ziemlich derb um Einlaß. Der Waibel öffnet. Einige Wähler, die sich verspätet, drängen sich herein. Es sind vier junge Männer; sie schauen sich rasch nach Plätzen um, und als sie Alles besetzt finden, springen sie die Stiege hinauf nach der Emporkirche, wo sie freudig bewillkommt werden. Noch trägt man zwei Krüppel auf Tragbahren herein, und ein Lahmer schleppt sich auf Krücken ihnen nach, unterstützt von unserm alten Bekannten, dem Schulmeister Gebrecht von Kronach.

Die neuen Kämpfer werden mitgezählt. Das Ergebniß ist: 481; also das erforderliche Stimmenmehr 241.

Die Erscheinung der Gebrechlichen hatte neuen Stoff zur

Gährung in die Gemüther der Liberalen gegossen, und lautes Murren und Gespötte brach unter ihnen aus.

Die Zeddel zur ersten Wahl sind vertheilt.

Nun sollte man tausend Augen haben, um all die Schreiber zu belauschen! Jetzt, in dieser Minute, fällt der entscheidende Würfel. Zitternd bebend schreibt der Finger die Buchstaben nieder und das Herz zaget in höchster Beklemmung.

„Wer doch ein Dutzend Zeddel zu schreiben hätte!" seufzt Herr Pfarrer Zopf: „'s Ist eine Ungerechtigkeit ohne Gleichen! Sogar der Nachtwächter hat gegenwärtig so viel Macht, als Unsereiner. Eine einzige Stimme! Welch eine Armseligkeit!"

Manch komisches Zwischenspiel gibt es indessen während des Schreibens. Hier klebt Einer mit Oblaten den geschriebenen Namen auf deu Zeddel, da hält ein Anderer die Wahlliste verkehrt in der Hand, und zerbricht sich den Kopf darob, dort läßt ein des Schreibens Unkundiger seinen Zeddel von einem unbekannten Gegner schreiben, der ihm ein X für ein U macht u. dgl.; allein Niemandem fällt es ein, darüber zu lachen. Zu wichtig, zu feierlich ist der Augenblick, als daß solche Kuriositäten den Sinn vom Entscheid ablenken, den Stein vom Herzen wälzen könnten.

Rasch werden die Zeddel gesammelt, gezählt, verlesen. Die Thüren sind wieder geöffnet; allein kein einziger der Wähler rührt sich vom Platze.

Des Schreibers Stimme hallt laut durch die peinliche Stille. Die beiden Kandidaten zählen schon über zweihundert Stimmen. Weiter und weiter wird gelesen, verzeichnet und laut nachgerufen. Die Summen nähern sich immer mehr der verhängnißvollen Zahl.

Man denke sich die Gemüthsverfassung der Anwesenden. Ein Jeder legt die ganze Seele in's Ohr. Der liberale Kandidat hat zehn Stimmen Vorsprung. Noch eine Minute, und die Entscheidung, die gehoffte, die gefürchtete Entscheidung ist da: „Fehlt der Erste, so fehlen Alle!" Das ist der einzige Gedanke der Parteien, dem sich dann die Sorge anschließt: „Wie werden die Geg-

ner triumphiren! Welch eine Schande vor den politischen Freunden im ganzen Kanton!"

„Präsident Günthard von Kronach **241**!" ruft da der Schreiber, und betont die Zahl so laut, als möglich.

Jetzt ein Aufathmen, ein unterdrückter Freudenschrei der liberalen, ein Erblassen, ein Herzenskrampf der konservativen Partei.

Ich vermag es nicht, die Freude, die Seelenwonne, zu malen, die jetzt aus den Augen der freisinnigen Sieger glänzt. Das ist ein Augenblick, wo ein Jeder selbst seinem Todfeind verzeihend um den Hals fallen würde. Die Frommen tragen Scham und Angst, Grimm und Wuth, je nach des Einzelnen Karakter, auf dem Angesicht. Manche Hand zerknittert unbewußt die unschuldige Wahlliste, manches Zähnknirschen, mancher stille Fluch gilt den freudigen Siegern.

Herr Pfarrer Zopf löst sich die Halsbinde und knöpft die Weste mit zitternden Händen auf. Leichenblässe gießt sich über seine Wangen und schwer und ängstlich schnappt seine keuchende Brust nach Luft.

Indessen ist das Verlesen der Zeddel vollständig beendet Der Präsident eröffnet das Wahlergebniß:

„Herr Präsident Günthard von Kronach . .	243	Stimmen
„ „ Gemeindammann Büchler von Freudenberg	218	„
„ Ungültig wegen unleserlicher Schrift . . .	20	„
	Summa 481	Stimmen."

Herr Pfarrer Zopf will protestiren; allein die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. Da er nicht im Stande ist, das Wort zu verlangen, so nimmt er seine Zuflucht zu den Händen, und winkt heftig den um einige Bänke hinter ihm sitzenden Leuenwirth herbei. Dieser tritt mit verzerrtem Gesicht, an allen Gliedern vor Wuth bebend, zu ihm heran: „Prot — Protest — Protest — !" keucht der Wohlehrwürdige ihm zu. Der Wirth, der ihn nicht versteht, murmelt Etwas von Zuchthäuslern, von Hallunken, von Teufel

und Gift, und wankt taumelnd nach seinem Stuhl zurück. Die Wuth treibt ihm das Blut siedend durch die Adern, kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirne, und plötzlich fühlt er in der Gegend des Herzens einen heftig stechenden Schmerz: „Mir wird übel," sagt er zu seinem Nachbar; „aber hört! ich will nicht hinaus, und sollte ich sterben müssen. Haltet mich, Feuerhauptmann, daß ich nicht falle! Schreibt für mich!"

Die Stimmzeddel zur zweiten Wahl waren ausgetheilt. Der Präsident bittet um deutliche Schreibung der Namen. Die Arbeit geht rasch von Statten.

Wieder siegt der liberale Kandidat mit Einer Stimme über das absolute Mehr.

„Allgütiger Himmel! nun falle ich durch!" seufzt Herr Pfarrer Zopf in höchster Seelenangst: „Keine einzige Stimme fällt auf mich! Die Gottlosen triumphiren; wer hätte an ein solches Unglück geglaubt!" und ein inbrünstiges Stoßgebet um ein Zeichen senden seine Lippen zum Himmel: „Ich will doch meine Freunde an mich erinnern," sinnt er aufgeregt weiter: „Keine einzige Stimme! Keine einzige!" und fieberhaft reißt er dem nahenden Stimmenzähler den Zeddel aus der Hand und schreibt hastig seinen eigenen Namen darauf: „So, nun soll doch meiner gedacht werden."

Aber das neckende Geschick hatte beschlossen, den geburtsstolzen Aristokraten nach Verdienen zu bestrafen.

Der Präsident theilt mit hellklingender Stimme das dritte Wahlergebniß mit. Kein anderer Laut regt sich:

„Herr Alt Kantonsrath Nagler	242	Stimmen.
„ „ Gemeindammann Büchler	237	„
„ „ Pfarrer Zopf von Kronach	1	„
„und Alt Nachtwächter Fledermaus von Kronach	1	„
Summa	481	Stimmen."

Ein lautes Gelächter brach rings in der Kirche aus. Selbst die Konservativen vergaßen auf einen Augenblick ihre Niederlage.

Der Wohlehrwürdige, auf den sich Aller Augen richteten, saß regungslos, mit offenem Munde da, als ob er ein Steinbild wäre.

Rasch gings zur vierten Wahl, und hier siegten endlich auch die Konservativen. Gemeindammann Büchler zählte im zweiten Skrutinium drei Stimmen über das absolute Mehr.

Nun neuer Muth, neuer Kampf!

Die fünfte Wahl fiel aber wieder den Liberalen zu. Es waren zu diesem Entscheid drei Abstimmungen nöthig.

Der Sieg war errungen. Der Tag war den Straußen.

Als die Menge sich verlaufen, wankte auch Herr Pfarrer Zopf mit seinen Kollegen aus der Kirche, dem nahen Pfarrhof zu. Auf dem Wege dahin stieß er auf einige Kronacher, die den besinnungslosen Leuenwirth nach dem Krankenwagen trugen. Der Schlag hatte den unversöhnlichen Parteimann gerührt.

Neuer Schmerz, neue Verwünschungen!

XXIV.

Ich führe dich jetzt, mein lieber Leser, mitten in eine geistliche Gesellschaft hinein. Die fünf Pfarrherrn der Zunft hatten sich nach der Wahlschlacht ins Pfarrhaus begeben, und sitzen nun bei einem guten Gläschen Neftenbacher am Tische des Herrn Kollegen. Gar lebhaft fliegt das Wort von Mund zu Mund; nicht das Wort Gottes, wohl aber das ernste Wort über die Großrathswahlen. Außer dem wohlehrwürdigen Herrn von Kronach sind noch anwesend die ebenfalls wohlehrwürdigen HHerren A., B., C. und D.

Eben hat Herr Pfarrer D. das Wort:

„Nein, Geliebte! ich behaupte und bin der Meinung, daß unser Wahlergebniß eher eine Frucht der neuen Schule ist, als unserer Nachläßigkeit. Haben wir doch gewiß das Unsrige dabei redlich gethan! Bemerkten Sie denn nicht, daß alle diese jungen

Lecker auf Seite der Radikalen sind? Die Schule, diese Reformschule streut das radikale Gift in die jungen Geister! Daher kommt das Uebel, und, verehrte Amtsbrüder, ich bin der Ansicht und habe die Meinung, daß wir gegen diesen unsern gerüsteten Feind unermüdet die Waffen richten müssen, wollen wir nicht all unser früheres Ansehen, all unsern Einfluß einbüßen. Die Schule, Geliebte, diese Reformschule ist unsere Gegnerinn!"

Pfarrer Zopf. Ohne Zweifel! Ohne Zweifel! Den Nagel auf den Kopf getroffen.

Pfarrer B. Ich gebe zu, daß die Schule, trotz dem, daß den dünkelhaften Herren Schullehrern die Flügel so ziemlich gestutzt wurden, auf die jungen Leute in dieser verderblichen Richtung wirkt; allein unsre heutige Niederlage kommt nach meiner Ansicht von ganz anderer Seite. Haben Sie die beiden Massen betrachtet? Leider müssen wir gestehen, und unter uns sei's gesagt, unsre Kämpfer sahen, exceptis excipiendis, einem Lumpenpack so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Was rings in der Zunft Gemeines, ja Liederliches zu finden ist, marschirte heute in den Reihen unserer Partei so stolz auf, als läge das Schicksal einer Krone in seiner Hand, und wir? 's ist eine Schande! mußten solcher Kanaille noch freundlich und freundschaftlich zulächeln, als ob sie Unsersgleichen wäre. Da steckt der Knoten, Wertheste! Wie manche honette Stimme haben wir nicht schon verloren, bloß aus dem Grunde, weil sie nicht Gemeinschaft machen wollte mit jedem Säufer und Spieler!

Pfarrer Zopf. Wahr, wahr! ein elendiglicher Plebs!

Pfarrer A. Leider, meine Herren, haben Sie Beide Recht; allein einen dritten und gewiß den wichtigsten Feind haben Sie noch nicht berührt: die politische Aufklärerei des Volkes durch Sängervereine, Zeitungen, Bibliotheken u. dergl. Denken Sie zurück an jene schöne, ruhige Zeit vor 1830, wo man in unsern Dörfern von all diesem Gift Nichts wußte, wo der Bauer sich kein Haar darum kümmerte, ob Hinz oder Kunz regiere, ob es

vorwärts oder rückwärts gehe; denken Sie an jene Zeit, wo man Psalmen und Schmidlilieder sang, wo man einzig das „wahre Christenthum“ und den „Himmelsschlüssel“ las, wo außer Gebetbüchern kein anderes Buch im ganzen Dorfe zu finden war, und schauen Sie jetzt um sich: „Denken, Prüfen, Forschen!“ Das sind die Schlagwörter der Zeit. Mit politischen Trinksprüchen, mit Freiheitsliedern, mit Festen aller Art nährt und erhitzt man die Gemüther; mit einem grauenhaften Heer von politischen Blättern, mit Volksschriften und Bilderwerken überschwemmt man jede Hütte der Landschaft. Die Bibeln liegen im Staub, die Psalmbücher frißt der Wurm, die Kirchen stehen leer, die Schenken ohne Zahl füllen sich, wo man geht und steht, hört man nur Parteigespräche. Der Bauer hinterm Pflug, der Lehrer in der Schule, der Weber hinterm Stuhl, der Handwerker in der Werkstatt, ja die Weiber am Brunnen, Alles, Alles beschäftigt sich mit dem Wohl und Wehe des Landes, mit Politik.

Pfarrer Zopf. Brr! Man muß den Teufel austreiben, nämlich den Teufel der Politik.

Pfarrer C. Ich lebe nun seit zwanzig Jahren in dem Thale. Sie werden mir zutrauen, daß ich meine Leute kenne. Das bleibt unantastbar wahr: „Störrigeres, Hartnäckigeres kann es auf der Welt Nichts geben, als unsre Bauern. Was die einmal in sich als Ueberzeugung aufgenommen, das bringt weder Feuer noch Schwefel mehr heraus. Das heutige Ereigniß hat mich sehr unruhig gemacht und mir Viel zu denken gegeben. Meine Ansicht ist daher die: die Geistlichkeit soll einlenken, weil es Zeit ist. Noch ist für uns Nichts verloren; es kann aber Alles verloren gehen, wenn man sich nicht zu einem Opfer, zu einigen Konzessionen entschließt. Das weiß nun jedes Kind, und wenn es das nicht wüßte, so würden es ihm Landbote und Republikaner sagen, daß unser Stand eigentlich den 6. Sept. gemacht hat. Im tollen Siegesjubel damals war die Religionsgefahr unser Schild; reißt der heutige Tag, oder ein künftiges Ereigniß, uns

denselben aus den Händen, so stehen wir bloß und nackt da vor dem Volke; auch dafür wird der verruchte Landbote sorgen. Hin ist dann der letzte Funken von Ehrerbietung, verblichen der Heiligenschein, der uns bis dahin umgab, hin der letzte Rest von Einfluß und Vertrauen, und das Ende ist: die Kirche sinkt, die Schule steigt, das Volk hat allen Glauben an uns verloren. Sind wir aber, nach dem Rathe des Apostels, klug, wie die Schlangen, indem wir von nun an einen neuen Plan befolgen, und statt Haß Liebe, statt Feindschaft Versöhnung predigen, so werden wir den Sturm zu unserm Vortheil beschwören. Ja, verehrte Herren, Versöhnung sei von heute an das Thema unsrer Kanzelvorträge, und gewiß, glauben Sie das einem alten Praktikus! dadurch erhalten wir die jetzige Ordnung der Dinge eher auf den Beinen, als durch strenge Mittel. Für diese meine Ansicht spricht noch ein zweiter Grund. Wir müssen mit dem Volke, das heißt mit beiden Parteien, leben, und da, wo die Straußen die Oberhand in der Gemeinde bekommen, ist's dann für den Pfarrer ein wahres Fegfeuerleben. — Schmälen Sie mich nicht meines Vorschlags wegen! Er ist zu reiflich überlegt und nach den Umständen berechnet, als daß er zu verlachen wäre. Sie wissen, daß ich nie Einer von den Unbedachtsamen und Leichtsinnigen gewesen bin. Heißen Sie meinen Rath auch nicht feige! Klugheit ist keine Feigheit. Was macht den Jesuitenorden allmächtig? Klugheit! Was könnte uns schwach machen? Unklugheit und starres Festhalten an einem Mittel, das zuletzt die entgegengesetzte Wirkung hervorruft. Ich bleibe dabei: Lenken wir ein, weise, bedächtig, langsam, und — dann laßt uns je nach dem Erfolg die alten Pläne wieder erproben, oder neue entwerfen.

Pfarrer Zopf. Da steht mir der Verstand still.

Pfarrer A. So weit wäre es also gekommen? Wir, die Geistlichkeit, die Sieger von 39, wir sollen zu Kreuze kriechen? Und doch — wenn ich's überlege, wenn ich an die Wahlver-

sammlung denke, bleibt uns da wol etwas Besseres übrig? Was ist Ihre Meinung, meine Herren?

Pfarrer Zopf. Den Teufel mit Gewalt austreiben, Verehrtester! Ich bin nichts weniger, als versöhnlich gesinnt, und stimme zur Verwerfung, nämlich des Vorschlags.

Pfarrer B. Der Rath, besonders da er von der Erfahrung ertheilt wird, scheint mir aller Beachtung werth. Doch: „Thue Nichts ohne Ueberlegung, so wird es dich nach der That nicht gereuen!“ Wie wäre es, wenn die ganz Zuverläßigen unsers Capitels zu einer stillen Konferenz zusammenträten, um zu berathen, was die Geistlichkeit von jetzt an für eine Stellung einzunehmen hätte. Ich dächte, Sie Herr Dekan, sollten das diese Woche noch ins Werk setzen.

Pfarrer A. Nicht übel.

Pfarrer D. Ich bin der Ansicht und habe die Meinung, daß wir das Hauptergebniß der Wahlen abwarten sollen. Sind die Unsrigen im Großen Rathe wieder Meister, dann laßt uns sie, wie bisher, mit Wort und That nach allen Kräften unterstützen; siegen die Gegner, dann, ja dann bin ich der Ansicht, daß wir uns über eine neue Taktik berathen.

Pfarrer C. Ich füge mich ganz diesem klugen Rath; gewiß ist's das Beste, was wir thun können.

Pfarrer A. Dabei bleibt's also. Trinken sie doch, verehrte Herren! Es gelte einer glücklichen Zukunft!

Die Gläser klingeln; das Weinlein mundet vortrefflich. Die hübsche Magd des Pfarrhofes tritt jetzt etwas hastig in die Stube und ruft den Herrn hinaus. Bald kehrt er mit wichtiger Miene zurück, und theilt den Kollegen mit, sein Siegrist habe die Nachricht gebracht, daß es in der Kirche zu Dübendorf zu Schlägereien gekommen sei; die Radikalen hätten den Pantli geprügelt und die Wahlgeschäfte gestört; Goldau habe ganz, Uster halb straußisch gewählt; im Oberland hingegen soll Alles gelungen, Alles wie am Schnürlein gegangen sein:

„O die lieben, getreuen Hinweiler!" ruft Pfarrer Zopf erfreut aus: „Ein christlicher Völklein, als sie und die von Pfäffikon, gibt's auf der Welt keines mehr! Man sollte sie alle miteinander in Gold fassen und in Baumwolle legen.

Pfarrer D. Ich bin der Ansicht, daß auch vom See nicht Weniger zu erwarten steht, und was Winterthur, Regensberg und Affoltern verderben, da habe ich die Meinung, daß das die Stadt und Neumünster wieder gut machen werden.

Pfarrer B. Ich habe einen Boten nach Zürich geschickt und werde heute noch Nachrichten von dort und der Umgebung bekommen.

„Ich auch! Ich ebenfalls!" fielen A. und D. ein.

Pfarrer Zopf. Dann bleiben wir bei einander, und sollte es Mitternacht werden. Ruhen, nämlich schlafen, vermöchte ich ohne diesen tröstlichen Bericht doch gewiß nicht. Wenn der Herr Kollega es gütigst erlaubt, so —

Pfarrer A. Wird mir eine Ehre sein, Verehrteste! Wird mich unendlich freuen, wenn sich die Herren bei mir amüsiren. Trinken Sie doch! Auf den baldigen Untergang des Radikalismus!"

Die Herren blieben. Noch Vieles wurde über die ungewisse Zukunft verhandelt, noch Vieles planirt, geschmiedet und berechnet. In die ernsten Gespräche vertieft, nahm man kaum den Einbruch der Nacht, das Vorrücken der Zeit, wahr. Des Pfarrhauses dienstbarer Geist, der Siegrist, trug immer neue Berichte zu, die oft mit Jubel, öfter aber mit Zähnknirschen und Verwünschungen aufgenommen wurden.

Das Abendessen war vorüber. Schon schlugs neun Uhr, und der Zürcherbote war noch immer nicht zurück. Freudig fuhren die Herren bei dem leisesten Geräusch von außen von ihren Stühlen auf, und täuschten sich immer und immer wieder. Jetzt rollt ein Gefährt draußen und hält vor dem Pfarrhaus. Was ist das? frägt man und schaut sich an. Da wird die Thüre aufgerissen

und ein Mann von Kronach stürmt in das Zimmer herein: „Um Gotteswillen, wohlerwürdige Herren, 'shat ein Unglück gegeben! Der Leuenwirth liegt im Sterben. Ihr sollet doch um Jesu willen noch zu ihm kommen, Herr Pfarrer, hat die Frau gesagt, wegen wichtigen Wichtigkeiten! Und bitte tausend Mal um Verzeihung von wegen meiner Grobheit, wohlehrwürdige Herren, aber 'spressirt erschrecklich, die linke Seite ist schon ganz todt, und der Herr Doktor und die Frau Meisterinn haben mir's auf die Seele gebunden, daß ich unsern wohlehrwürdigen Herren Pfarrer da doch ja mitbringe, und sie haben mir drum die Chaise mitgegeben."

„Ach du grundgütiger Gott, welch ein Unglück!" seufzt Herr Pfarrer Zopf mit bebender Stimme: „Der arme Leuenwirth! Wie hats den Mann doch angegriffen! Wieder ein Opfer, das die Straußen in ihrer kannibalischen Wuth schlachten! Schläfst du denn, lieber Herrgott, da oben? Der arme Mann! Mein bester Freund im ganzen Dorfe! s'Ist vielleicht doch nicht so schlimm, nicht am Letzten, hä, Hs. Rudi?"

„O schlimmer als schlimm," keucht der Knecht: „Er hat das Blutspeien und ruft alleweil nach Euch und nach dem Herrgott. Der Hans ist auf Goldau gefahren, daß er den geschickten Straußendoktor drüben holt, die Frau und der andere Doktor haben ihn hingeschickt."

„Nun, weißt was, Hs. Rudi, fahr du einstweilen wieder heim; ich habe ja mein eigen Gefährt bei mir, und will dir sogleich auf dem Fuß nachfahren."

„Aber, Herr Pfarrer, wenn's — "

„Geh nur, geh! Du kannst dich drauf verlassen. Sag's nur daheim!" entgegnet der Pfarrer unruhig und winkt den Knecht hinaus, dann wendet er sich zu den Kollegen: „Fünf Minuten muß ich noch warten, das ist keine Sünde; so lieb mir der Leuenwirth ist, so muß er mir das erlauben. Ich hätte ja eine wahre Höllennacht ohne den Bericht von Zürich. Der Bote kommt gewiß in den nächsten Minuten."

„Herr Pfarrer, sein Sie außer Sorgen! Ich kann Ihnen ja den Boten mit den Briefschaften nach Kronach schicken,“ sagte A. dienstfertig.

„Ach ja doch, Verehrter! Aber, vielleicht, hm, wenn ich nur noch zehn Minuten verzöge, so wäre Allem geholfen. Ich will so lange warten; fahre dann um so schneller.“

Aus den zehn Minuten wird eine halbe Stunde. Endlich kommt der Bote wirklich.

Hei! Wie schnell sind die Briefe aufgerissen! Welch ein Frohlocken! Neumünster hat ganz im pfarrherrlichen Sinne gewählt, voran den Antistes. Das ist ein Sieg! Die Stadt aber hat sich ganz hocharistokratisch gehalten: Muralt, Mousson, Bluntschli, Ulrich, Gysi u. s. f. bis ans Ende. Sie hatte zwölf Wahlen zu treffen und suchte sich die Besten der Partei aus. Von daher hatte man nichts Anderes erwartet; daß aber Neumünster sich so über Alles brav gehalten, das brachte unsre Seelsorger fast aus dem Häuslein vor Wonne. Der Jubel sollte sich aber bald herunterstimmen: „Leider habe ich Dir,“ las Pfarrer A. weiter, „nun auch Aergerliches und Fatales aus dem Limmatthale und vom See zu berichten. Denke dir, Höngg hat Zehnder, Pfarrer Tobler und Dr. Keller gewählt.“

Hier wurde der Leser durch einen allgemeinen Schrei des Unwillens unterbrochen —

„Wiedikon,“ liest er weiter, „hat sechs Radikale: Ammann, Dürr, Furrer und dergleichen.“

Mit den Füßen stampfen die Herren —

„Oberstraß hat auch vier Straußen, Thalweil drei und einen Guten, Küsnach den Fierz und noch einen Seinesgleichen. Weitere Berichte sind mir noch nicht bekannt.“

„Können denn die Radikalen das Volk verhexen?“ ruft B. schmerzlich aus.

„Herrgott! wenn wir dennoch unterliegen sollten! Was ist da zu thun?“ jammert A.

„Gute Miene zum bösen Spiel machen,“ räth der schlaue E. gelassen, „und Versöhung predigen.“

Indessen hatte sich unser Herr Pfarrer von Kronach den Wahlbericht aus dem Briefe abgeschrieben, da er seinem Gedächtnisse nicht traute:

„Sprecht mir,“ sagte er beim Abschiednehmen, „sprecht mir nicht von Versöhnung, von Friede und Freundschaft mit dem schlechten Gesindel, nämlich mit dem Straußenpack; davon mag ich nun einmal Nichts wissen. Ich predige Krieg und wieder Krieg gegen diese gottvergessenen Menschen, so lange ihre Brut in meinem Dorfe nistet. Dabei bleibts für immer und ewig. Säla!“

XXV.

Es war nahe an Mitternacht. Der Leuenwirth lag in seiner Oberstube auf dem Schmerzenslager und stöhnte bang und schwer. Schon seit einer Stunde hatte er irre geredet, ein zweiter, heftiger Schlaganfall beraubte ihn dann auch der Sprache. Seine Frau und Tochter saßen am Bett und zerflossen in Thränen. Herr Pfarrer Zopf saß neben ihm und las mit lauter, eintöniger Stimme ein Sterbegebet.

Es war eine traurige Szene.

Im Zimmer nebenan berichtete der Hausarzt, ein alter, stiller Herr, dem eben herbeigekommenen Doktor Bürgi von Goldau über die früheren Krankheiten des Patienten, die Art des jetzigen Anfalls, die stufenweise Verschlimmerung, die angewendeten Mittel, den aufgeregten Gemüthszustand und schloß seine Relation damit, daß er erklärte, seine Kunst sei hier zu Ende, er habe selbst gewünscht, daß der Herr Kollege, in dessen Kenntnisse er und die Familie alles Vertrauen setzen, geholt werde, und dankte ihm herzlich für sein Erscheinen. Bald nach dieser Unterredung traten die Beiden in's Krankenzimmer, an's Bett des

Patienten. Bürgi bat den Geistlichen um Stille und schickte sich an, den Zustand des Kranken selbst zu prüfen.

Hier war der sonst so joviale Bürgi ein ganz anderer Mensch. Kein Laut entglitt seinen Lippen, der tiefste Ernst sprach aus all seinen Mienen und mit fester Hand goß er selbst dem Kranken lindernde Säfte in den Mund. Als er dann ferner die gelähmten Glieder untersucht, die Brust vermittelst des Hörrohrs geprüft und den Puls des Kranken befühlt hatte, kehrte er sich an den Kollegen und richtete einige leise Fragen an denselben, die dieser mit einem Kopfschütteln oder Achselzucken erwiederte.

Länger vermochte es Nanni, die schluchzende Tochter, nicht auszuhalten. Sie sprang auf den Arzt zu, ergriff krampfhaft seinen Arm und schaute gleich einem leidenden Madonnabild zu ihm auf: „Retten Sie, Herr Doktor, um Gotteswillen, retten sie mir den Vater! Sie haben ja schon oft geholfen, wo es Niemand mehr vermochte. O ich will Sie mein Leben lang dafür verehren, will Ihnen dankbar sein dafür, wie meinem Gott und Heiland; aber lassen sie uns den Vater nicht sterben, nicht so schnell und plötzlich sterben!"

„Ruhig, Jungfer Nanni, ruhig!" entgegnete der Arzt leise, dann winkte er der Mutter und dem Pfarrer, und Alle gingen ins Nebenzimmer, um den Ausspruch über Leben und Tod zu hören: „Was menschliche Hülfe vermochte, ist gethan worden. Ich könnte Sie mit einer Lüge eine kleine Weile trösten, allein damit wäre Niemandem geholfen. Unterwerfen Sie sich mit starker Seele dem Willen des Herren. Nur er allein vermag den Kranken zu retten; ich bin es nicht mehr im Stande. Vielleicht hat er in einer Stunde schon ausgelitten."

Bei diesem schweren Spruche, den der Arzt mit bewegter Stimme that, brachen die Frauen in lautes Weinen aus, und die Tochter sank an der Mutter Brust, und Beide umschlangen sich, als sollten auch sie einander verlieren.

„Die Wege des Herrn sind gerecht," begann da der Geist-

liche und mit strafenden Blicken auf Mutter und Tochter fährt er fort: „Wehe denen, die den Lebenden durch Trotz und Ungehorsam beleidigten und schuld an seinem Tode sind; blutige Thränen der Reue werden sie weinen und Gott auf den Knieen um Verzeihung bitten; aber er wird sie nicht hören, er wird die Schuldigen züchtigen mit der Flammenruthe seines Zornes! Er wird nämlich —"

„Herr Pfarrer!" fiel ihm Bürgi zornig in die Rede: „Sie thäten besser, wenn Sie Ihre Strafpredigten auf andere Zeiten versparten."

„Ach, Mutter!" schluchzte Nanni in Thränen zerfließend: „Du weißt am Besten, daß ich für den Vater das Leben lassen würde, daß ich ihn stets so lieb hatte und ihm gehorsam war, wie das fünfte Gebot vorschreibt; nur in einer einzigen Sache mußte ich ihn erzürnen; ich mußte! mein Herz konnte ja nicht anders, und ach! wenns Sünde ist, Mutter, und wenns den Vater retten könnte, oder wenn es ihm eine leichte Sterbestunde verschafft, so will ich ja das Opfer bringen, will ja entsagen, obgleich ich dabei alle Freuden meines Lebens, alle Blumen meines Frühlings, all mein ganzes Glück dahingebe."

„So ists recht, Kind," lobte der Pfarrer, ohne auf die düstern Blicke der Aerzte zu achten: „Noch heute Morgen habe ich mit deinem Vater über diesen Punkt gesprochen; höre jetzt, was er zu mir, seinem Seelsorger, auf dessen Lippen keine Lüge wohnt, gesagt hat: Und wenn ich heute auf dem Todbett läge, hat er nämlich gesagt, und mein Kind wollte mir den jungen Straußen nicht auf das heilige Evangelium abschwören, bei Gott dem Allmächtigen! ich stieße dem mißrathenen Kind mit der letzten Kraft das Messer durchs Herz. Was meinst du dazu? Hm!"

Ein Schrei des höchsten Entsetzens dringt aus des Mädchens Brust. Bürgi tritt, zitternd vor Zorn, auf den Eifernden zu, schleppt ihn am Arm in die Stube hinüber und raunt ihm dort ins Ohr: „Pfaffe, noch Ein solches Wort, und bei meiner armen Seele! ich schmeiße dich kopfüber zum Fenster hinaus!" Dann

läßt er ihn stehen und geht zum Kranken. Dieser hat die Augen geöffnet und blickt ruhig um sich. Wirklich ist er bei vollkommener Besinnung, denn mit der einen Hand, die linke ist gelähmt, deutet er an, daß er zu trinken wünsche. Bürgi reicht ihm Thee. Nun versucht er zu sprechen; aber ein unverständliches Lallen ist Alles, was er hervorbringt.

Bürgi hatte gesehen, daß der Patient ihn erkannte, und darob sehr erstaunt, jedoch nicht unwillig war. Das nahm er für ein gutes Zeichen. Er bettet ihm nun die Kissen höher, und frägt dann theilnehmend nach seinen Wünschen, nach seinen Schmerzen, was der Leidende durch Zeichen beantwortet. Bürgi sucht ihm leise Geduld und Muth einzusprechen und geht dann zum Tisch, um einen neuen Trank zu bereiten.

Inzwischen waren auch die Uebrigen ans Bett getreten. Als der Kranke den Pfarrer sieht, reicht er ihm erfreut die Hand entgegen. Der Pfarrer jammert und frägt ihn, ob er ihm noch einen letzten Dienst erweisen könne, ob er noch Etwas auf dem Herzen habe; er werde ihm Alles willig und mit Freuden thun.

Der Wirth schaut erschreckt und fragend auf die Aerzte.

„Ja, ja,“ fährt der Pfarrer fort, „es ist so, mein armer, lieber Freund! Diese Herren sind einig. Eine Stunde habt Ihr höchstens noch zu leben. Kann ich —“

„Herr!“ stößt Bürgi heraus, als er den Plauderer vom Bett hinweg und in einen dunkeln Winkel gerissen hatte, und schüttelt ihn, wie einen Sack: „Herr soll ich Euch denn erwürgen?“

Wie ein Donnerschlag hatte des Pfarrers Rede auf den Kranken gewirkt. Aengstlich blickte er um sich, strich mit der gesunden Hand sich über Stirne und Augen, als ob ein Traum ihn äffe; dann aber, als Mutter und Kind mit ausgebreiteten Armen ihn umschlangen, als die Tochter in rührender, kindlicher Sprache ihn um Verzeihung anflehte, wo sie ihn betrübt habe, und ihm versprach, Alles zu thun, selbst ihr Liebstes, ihr Heiligstes zu opfern, wenn ers verlange, da glaubte

auch er an sein nahes Ende, und Angst und Zaghaftigkeit überwältigten den sonst so starken Mann, daß er weinte, wie ein Kind. Die Eisrinde, die früher seine Brust umschlossen, zerschmolz vollends, als er den wahren Schmerz der Seinen sah, die ihn so sehr liebten, und Thräne auf Thräne rann über sein bleiches Angesicht hernieder.

O, des Todes grauenhafte Gestalt übt eine furchtbare Macht auch auf das verhärtete Gemüth: Du mußt sterben! Du bist in den nächsten Minuten nicht mehr; mußt Rechenschaft geben drüben von deinem Thun im Leben! dieser Gedanke ist im Stande den Bösewicht zum Heiligen, den Haß in Liebe umzuwandeln. Auch in des Leuenwirths Brust regte sich jetzt die Frage: Kannst du so unvorbereitet vor Gott treten? Verdienst du die Thräne, die ein Lebender dir nachweint? und immer schauriger und grausenhafter gestaltete sich dabei des mahnenden Todes Gespenst.

Der Pfarrer war, als Bürgi ihn losgelassen, hinab in die Wohnstube gegangen, wo die Dienstboten und ein Paar Verwandte des Hauses bei der Lampe saßen, und hatte sich eine Bibel geben lassen. Mit dem heiligen Buche auf der Achsel, keuchte er jetzt herein, legte dasselbe auf die Bettdecke, und harrete auf die gelegene Zeit, um den Leuenwirth an sein schweres Wort zu erinnern, das ihm dieser am Morgen im Zorn gegeben. Gerne hätte er auch noch ein Tischmesser unten mitgenommen, allein er fürchtete den Grobian, den Doktor.

Bürgi sitzt entfernt im Dunkel der Stube, behält aber den Pfarrer stets im Auge, um nöthigenfalls seine Pläne durchkreuzen zu können; auch sein Kollege billigte das Benehmen des Geistlichen nicht, mochte aber aus Klugheit denselben nicht beleidigen. Zu diesem tritt nun der Pfarrer und geht ihn an, daß er ihm helfe, den Sterbenden um seine letzten Wünsche zu befragen.

Der Kranke saß fast aufrecht im Bette. Die meiste Zeit schaute er auf sein liebliches Kind, das ihm den Schweiß aus dem Angesicht wischte, oder zu trinken reichte. Er versuchte mehrere Male, ihm dankend zuzulächeln, oder die Hand zu drücken.

„Herr Kirchenpfleger,“ beginnt da der Pfarrer: „Ich weiß, daß ein Gerechter, wie Ihr, mit Ruhe aus dieser Welt abscheiden kann. Ihr seid nie weder ein Strauß, noch ein Neuerer, noch ein Kirchenspötter gewesen, habt Euern Herrn und Heiland stets vor Augen und im Herzen gehabt, und werdet dafür auch die Krone des ewigen Lebens erlangen, denn Gott ist ja ein Gott der Gnade und Güte; also ergebt Euch willig in des Herren Hand! Ihr vertauschet das Jammerthal der Erde mit den Auen des Himmels, wo lauter Seligkeit und Jubiläum Euch erwarten, findet nämlich auch Eure vorangegangenen Kinder und Lieben dort wieder, und kann deßnahen der Tod Euch nur ein Gewinn sein, wie jedem wahrhaftigen Christen; allein, lieber Freund, Ihr wünschtet vielleicht doch vor Eurem Hingange noch Manches hienieden zu ordnen, nämlich zu bestellen, und da Ihr nur noch durch Zeichen sprechen könnet, so will ich, der ich Euer Vertrauen so lange besessen und Eure Verhältnisse kenne, Fragen an Euch richten, der Herr Doktor hier wird Eure Willensmeinung dann sogleich zu Papier bringen; deßnahen seid nur so gut, und gebt mir durch Zeichen Eure Antworten auf meine Fragen zu erkennen. Wollt Ihr es so?“

Der Kranke nickt mit dem müden Haupt.

„Euer Weib und Kind bedürfen Jemand, der für die Hinterlassenschaft Sorge trägt. Wen wünschet Ihr zu ihrem Vogt? — Soll ich's thun? —“

Der Vater besinnt sich eine Weile, versucht zu sprechen, dann winkt er Nein.

„Soll's mein Bruder besorgen?“ frägt die weinende Frau sanft. Und der Gatte bejahte, sichtlich erleichtert.

Etwas verblüfft frägt der Wohlehrwürdige weiter: „Gedenkt Ihr vielleicht von Eurem Segen der Kirche ein Vermächtniß zu stipuliren?“

Erstaunt erhebt der Kranke den Blick und winkt wieder Nein.

„Oder wollt Ihr dem Gemeindgut, oder dem Armenfond Etwas zuwenden? — Wollt Ihr gar keine Vermächtnisse machen?“

Etwas verdrießlich schüttelt der Kranke wieder den Kopf.

„Ihr habt mir diesen Morgen im höchsten Ernste von einem Schwur auf das heilige Evangelium gesprochen, den Eure Tochter zu leisten habe, wenn Euch der Herr vor sein Angesicht fordern sollte, ehe sie versorgt, nämlich verheiratet sei. Hier ist die Bibel, hier das Mädchen; soll ich die Zeremonie beginnen? Hm!"

Nanni blickt dem Vater still weinend, aber ergeben ins Angesicht, vermag jedoch nicht ein plötzliches Zittern und Blaßwerden zu verbergen. Der Kranke hat ihre Hand gefaßt. In seinem Innern kämpfen die beiden Mächte, Haß und Liebe, einen furchtbaren Kampf. Vor seiner Seele zieht jetzt seine ganze Lebensgeschichte in Bildern vorüber. Manches derselben hatte er früher anders, in grellerm Lichte oder dunklern Farben gesehen, als es jetzt, am Eingang des Grabes, der Fall war: „Freilich, dieser Günthard," denkt er: „war er nicht der Teufel meines Lebens, mein steter Feind? 'sIst wahr, ich habe ihm die Feindschaft redlich vergolten, habe ihn ins Unglück gebracht; das hat er verdient, und Gott, der Herr, wird mir dieses nicht zur Sünde anrechnen. Oder sollte ich jenseits des Grabes davon Rechenschaft, vielleicht strenge, genaue Rechenschaft geben müssen? Ja, ja; ich habe ihn vielleicht doch zu Viel, Etwas zu Viel verfolgt, und —

Da dringt auf Einmal Bürgis weiche Stimme an des Kranken Ohr, und unterbricht ihn in seinem Gedankengange. Der Arzt betet laut und langsam: „Vater, vergieb uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern!"

Der Kranke horcht aufmerksam. Es ist ihm, als spräche eine freundliche Stimme aus einer höheren Welt mahnend und rathend an sein Herz.

„Soll ich die Zeremonie beginnen? Hm?" frägt der Pfarrer noch einmal.

Bürgi, der die Wirkung seiner Worte aus der Ferne wohl beachtet hatte, fährt fort: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!"

Der Kranke blickt zum Himmel, auf sein schluchzendes Weib, auf sein zartes, bleiches Kind, auf das kalte Angesicht des Pfarrers — und winkt langsam Nein.

Nanni stürzt an sein Herz und bedeckt seinen Mund mit Küssen.

Es dauert eine Weile, bis er sich von dieser Gemüthsbewegung wieder erholt hat.

„Aber, Herr Kirchenpfleger!" eifert der Pfarrer, wie aus den Wolken gefallen, weiter, „wollt Ihr denn die Nanni dem Straußen, dem Günthard, dem Sohne Eures Todfeindes geben?"

Und wieder nach einer Pause, während welcher der Sterbende mit sich zu Rathe gegangen war, winkt er den Pfarrer näher zu sich heran, und will ihm Etwas sagen. Da er das nicht vermag, so deutet er ihm nach einigem Besinnen an, daß er zu schreiben wünsche.

Bürgi, der Alles gesehen, springt hinab in die Stube, und bringt im nächsten Augenblick dem Kranken eine Schiefertafel nebst einem Griffel auf's Bett: „Aber das, Herr Pfarrer, sei nun die letzte Frage gewesen," wendet sich Bürgi leise drohend an den Geistlichen, „sonst tödten Sie ihn gewaltsam, und ich werde Sie dafür verklagen. Verstehen Sie's?"

Mutter und Tochter stützen den Vater, der mit wankender Hand und großer Mühe endlich Einiges auf die Tafel zu schreiben vermag.

Nanni verschlingt mit den Blicken jeden Buchstaben, und hohe Freude malt sich plötzlich auf ihrem Angesicht.

Jetzt — der Griffel fällt dem Seufzenden aus der Hand und zerbricht klirrend auf der Tafel. Ein neuer Anfall schüttelt den Körper des Kranken. Er sinkt in die Kissen zurück.

Mit dem Griffel bricht auch sein Herz. Er schließt die Augen auf ewig.

Bürgi nimmt vorsichtig die Tafel von der Decke, und die drei Männer gehen damit zum Tisch, indessen Mutter und Tochter an der Leiche des Entschlafenen weinen und still und innig beten.

Auf der Tafel steht kaum leserlich:

„Günthard wolle mir verzeihen, wie Gott mir v —“

„Amen! Amen!“ rufen die beiden Aerzte, und selbst Bürgi muß eine heiße Thräne der Rührung im Auge zerdrücken: „Der Sterbende hat gesühnt, was der Lebende gefehlt!“ sagt er tief bewegt? „Ruhe seiner Asche!“

Der Pfarrer aber ging noch lange kopfschüttelnd in der Stube auf und ab und konnte die schnelle Umwandlung seines Freundes nicht begreifen. Der gute Herr Pfarrer kannte das Menschenherz eben zu wenig. Er machte am Ende gute Miene zum bösen Spiel, denn er fürchtete sich besonders vor dem jungen Doktor.

Die Herren entfernten sich aus dem Trauerhause. Sr. Wohlehrwürden ließen sich von den beiden Knechten des Verstorbenen heimgeleiten. Die Tafel aber trug Bürgi noch in der gleichen Stunde zu Günthard und erzählte ihm Alles. Günthard weinte dem Geschiedenen eine Thräne nach und verzieh ihm von ganzem Herzen. Als ein Heiligthum bewahrt er das Vermächtniß seines Gegners, die Tafel, auf.

Und nun, lieber Leser, wenn du gelegentlich einmal nach Kronach kommst, so vergiß nicht, im Leuen einzukehren. Du findest da den freundlichsten Wirth, die schönste Wirthin und ein exzellentes Weinlein. Ein Jahr nach dem Tode des Vaters reichte Nanni dem jungen Günthard ihre Hand. Das liebende Paar wurde von Herrn Pfarrer Hirzel in Goldau getraut, und seitdem leben die jungen Eheleute so friedlich und glückselig, wie die Engel im Himmel.

Und Herr Pfarrer Zopf? Auch er ist wirklich mit seiner wirthlichen Schwägerinn wieder in den Stand der heiligen Ehe getreten. Die Leute im Dorfe lachen darob und munkeln gerne von einem Pantoffelregiment, das im Pfarrhaus seitdem eingeführt sei; allein das sind eben närrische, lachlustige Leute.

Das Gesammtwahlergebniß vom Maitag 1842 zeigte für beide Parteien genau gleichviel Stimmen. Durch eine unzeitige, versöhnliche Stimmung der Liberalen aber kamen diese bei den indirekten Wahlen, die durch den Großen Rath selbst vorgenommen werden, in Nachtheil, und der sogenannte Konservatismus zählt nun im Großen Rathe zwei bis drei Stimmen mehr, und diese zwei bis drei Stimmen regieren nun den Kanton. Im Volke selbst schlägt der Liberalismus immer mehr neue Wurzeln: wenigstens zwei Drittheile der Bürger bekennen sich wieder zu den Grundsätzen des Freisinns und sind unzufrieden mit der gegenwärtigen Ordnung. Möchte die liberale Opposition im Großen Rathe sich ermannen, möchte sie all ihre geistige Kraft entwickeln und zur Freude des Volks den neuen Wahltag von 1846 würdig vorbereiten! Gewiß ists, daß dann das letzte Stündlein des Konservatismus bei uns schlagen muß.

Das Volk des Kantons Zürich will keine Geldherrschaft, kein Stadtregiment, keine Jesuiterei und Möncherei. Und was will der Konservatismus Anderes?

Ein's ist gut und tröstlich, und das haben wir aus gegenwärtigen Blättern gesehen: Die Aristokratie, jene eigentliche, alte Aristokratie von 1804, kann und wird im Kanton Zürich nie wieder erstehen.

Gott schütze, Gott schirme unser schönes Vaterland!

F. X. BEER
kgl. Hofbuchbinder
in
MÜNCHEN
Lederergasse No. 25.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Staub, Jacob

Drei Tage aus dem Leben eines Zürcherischen Geistlichen Ein geschichtlicher Roman für das Volk von Jacob Staub, dem Verfasser der ' Drei Nächte' etc

Zürich und Winterthur 1844

P.o.germ. 1415 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120606-7